BIB. GENERALE
UNIV. TS
1/18./A
0017

N. INV. : BGA 16315

Dalmatien

und

Montenegro

Von **L. Passarge** sind erschienen:

Aus dem Weichseldelta. Berlin 1857.

Fragmente aus Italien. Berlin 1861.

Schweden, Wisby und Kopenhagen. Leipzig 1867.

Aus Baltischen Landen. Glogau 1878.

Drei Sommer in Norwegen. 3. Auflage unter dem
Titel **Sommerfahrten in Norwegen.** 2 Bände. 1899.

Aus dem heutigen Spanien und Portugal. 2 Bände.
1883.

Baltische Novellen. Leipzig 1884.

Norwegische Balladen. Leipzig 1883.

Henrik Ibsen. Leipzig 1882.

Donalitiuss, Litauische Dichtungen. Halle 1894.

Aus Fünfzig Jahren. Gedichte. Dresden 1895.

Schweden, besonders Nordschweden und Lapland.
Berlin 1897.

Petter Daß, Die Trompete des Nordlandes usw.
Gotha 1897.

Ein Ostpreußisches Jugendleben. 1903.

Dalmatien

und

Montenegro

Reise- und Kulturbilder

von

L. Passarge

Leipzig

Verlag von B. Elischer Nachfolger

Da dieses Buch sich selber empfehlen muß, wird es eines dahingehenden Vorwortes nicht bedürfen. Dagegen dürfte es nicht überflüssig sein, anzugeben, wie die darin vorkommenden serbo-kroatischen Namen ausgesprochen werden, zumal was das eigentümliche Zeichen **ѣ** (rog, Horn) bedeutet. Es lauten:

c stets wie das deutsche z, auch vor a, o, u und am

Ende eines Wortes;

č wie tsch; ć etwas schwächer, fast wie tch;

g,j wie dsch;

h wie ch;

s scharf, š wie sch;

z wie ein weiches s; ž wie j im Französischen.

Inhalt.

	Seite.
Von Tilsit bis Sankt Peter	1
Bis Fiume	20
Fiume	26
Tersatto	39
Von Fiume nach Zara.	
Zur Orientierung	44
Die Fahrt	50
Zara	61
Nach Sebenico	87
Sebenico	90
Zu den Kerkafällen	96
Spalato	111
Im Museum	125
Der Monte Marian	135
Ein Gang durch Spalato	145
Die Paludi	156
Salona	160
Traù	168
Nach Clissa	177
Von Spalato nach Lissa	192
Lissa	203
Von Lissa nach Ragusa	215
Kurzola	223
Ragusa	228
Zur Omblaquelle	262
Lacroma	266
In die Canali	271
Nach Cannosa	282
Nach Cattaro	291
Cattaro	305
Ein Maibesuch in Montenegro	314

Von Tilsit bis Sankt Peter.

Eine lange, aber keineswegs ermüdende Fahrt längs dem deutsch-slawischen Ostrande, von der litauisch-russischen Grenze, nahe bei Tilsit, ab bis in das italienisch-slawische Küstenland Triest, Fiume, Cattaro. Überall ein Kampf verschiedener Nationalitäten, neben- und oft übereinander gelagert, nach Art geologischer Schichtenbildung; im Nordosten entschiedenes Vorwalten des deutschen Elements, dann des slawischen; im Gebiete der Donau wieder des deutschen, zuletzt des slawischen mit der bestrittenen Färbung des italienischen. So wechseln oft bei einer Seefahrt verschieden gefärbte Fluten mit einander ab, solange, bis ein plötzlicher Sturm sie durcheinander mischt. Wer schließlich obsiegen wird? — Hier entscheidet, nach dem ewigen Naturgesetz, ausschließlich die größere Kraft. —

Es war gegen Ende des Monats September. Hoch und schön liegt Tilsit auf dem Südufer der Memel, mit dem Blick auf den Steilabfall des litauischen Rombinus und auf die waldigen Höhen bei Ragnit. Aber schon war der Spätherbst zu spüren, der Mais erfroren. Wenige Tage darauf wanderte ich bei Fiume unter Lorbeerbäumen und Palmen und klagte über zu große Wärme; im Nordwesten aber stieg, statt des

Rombinus der Nabel Istriens, die Hohe Učka (1394 m), über dem Lorbeerwalde von Abbazia auf. Vom Rombinus zur Učka! Es liegt ein wunderbarer Zauber in dieser Überwindung des Raumes. —

Die Eisenbahn überschreitet die Weichsel bei dem gewaltigen Thorn, der ältesten Gründung des deutschen Ritterordens mitten in polnischen Landen. Seitdem hat der Kampf nicht aufgehört.

In Gnesen Erinnerungen an den heiligen Adalbert, welcher in Ostpreußen an der Ostsee bei Tenkitten den Märtyrertod starb. Eine polnische Gräfin ließ ihm dort, in dem deutschen Lande, ein großes eisernes Kreuz errichten, welches nun weit über die Wellen des Meeres schaut.

In Posen Vorwiegen des polnischen Elementes, namentlich in der den Überschwemmungen der Warthe ausgesetzten Walischei (Dominsel). Aber der Rathausbau gehört zum herrlichsten, was man von Bauwerken sehen mag. Der Pole erinnert stark an den geschwätzigen Italiener, ohne dessen Grazie zu besitzen. Die Klangfarbe beider Sprachen ist so ähnlich, daß Polen in Italien oft einheimische Laute zu hören glauben. So sagte mir wenigstens Freund Motty, der bekannte Landtagsabgeordnete für Posen.

Geht es später bei Rawitsch hinab in das reiche, vom Riesengebirge im Süden begrenzte Schlesien, so atmet man wieder rein deutsche Luft. Aber der Name des hochaufragenden Zopten, so genannt nach dem gleichnamigen Dorfe an seinem Fuße, erinnert uns daran, daß wir auch hier auf altem slawischen Boden

stehen. Die Leute, mit denen ich hier sprach, hatten alle etwas eigentümlich Sanftes und Mildes an sich, während die in Posen ebenso gereizt wie roh erschienen. Aber das kommt von dem ewigen Kampfe der beiden Nationalitäten her; und wehe dem Unbetheiligten, welchen ein böses Schicksal in ein solches Land verschlägt. —

Auf der Weiterfahrt von Breslau nach Ratibor lernte ich einen jungen Mann kennen, einen Farbverständigen, welcher von Reichenberg kam und nach Jägerndorf ging, um in einer großen Fabrik in der Farbebranche tätig zu sein. Er hatte schon mit dem vierzehnten Jahre Chemie studiert, war zuletzt Lehrer gewesen und verstand sich auf jede praktische Anwendung der vielen Hunderte von Anilinfarben, welche man alle aus dem Steinkohlenteer gewinnt. Früher habe man, so sagte er, nichts als die daraus gezogene Pikrinsäure gekannt, wovon ein Gramm genüge, um einen Hund zu töten; jetzt nähmen die interessantesten Entdeckungen gar kein Ende; namentlich würden fast täglich neue Farben ermittelt. Wie diese bei den verschiedenen Zeugen anzuwenden, und namentlich wie zu mischen, das sei eine Kunst, welche man eigentlich nicht lernen könne; man müsse dazu das Talent, oder vielmehr eine Art von Gefühl haben. Herr Herzinger war weit in der Welt herumgekommen, obwohl erst einundzwanzig Jahre alt, kannte Siebenbürgen mit seinen Wölfen und Bären, und erzählte von einer Tuchfabrik in Rumänien, südlich vom Predealpasse, deren Hauptaktionär König Karl sei. Doch lieferten das

meiste nach Rumänien deutsche Fabriken, wobei die Hauptbedingung sei, daß die Tucheggen stets die dortigen Nationalfarben weiß-gelb-grün hätten. Andere deutsche Fabriken arbeiteten lediglich für den fernsten Orient, nach den von dort gekommenen Mustern. So erzählte er. Er war auch im übrigen — ohne studiert zu haben — ein feingebildeter Mann, kannte die Werke moderner Schriftsteller und beschäftigte sich mit deutscher Literatur.

Während dieser Unterhaltung passierten wir bei Oppeln und Gogolin, ein berühmtes Kalkgebiet mit zahllosen Zementöfen, deren dicker, qualmender, gelblich-grauer Rauch die Gegend meilenweit einhüllte. Aber die Abendsonne durchbrach gelegentlich diesen mephitischen Schleier und spiegelte sich in Rohrsümpfen, darin Rehe weideten. Ein Mitreisender meinte, der Rauch in Oppeln sei nichts gegen den im Kohlenbezirk von Gleiwitz und Königshütte, wo selbst die Sperlinge ganz schwarz wären. Ein Jurist erzählte uns einst, daß in Beuthen die größte Anwaltschaft des preußischen Staates sei, bestehend aus acht Personen; und auch diese hätten stets vollauf zu tun; denn die slawische, oberschlesische Bevölkerung sei nicht zu bändigen. Wenn die Beamten abends bei einem Glase Bier säßen, käme wohl gelegentlich einer herein mit der Meldung, eben habe man einen erstochen; doch nehme man davon kaum Notiz.

Ich dachte bei mir: in Dalmatien soll es ja wohl ebenso sein. Der Slawe fügt sich überall nur schwer dem Gesetze.

Auf dem Altmarkt zu Ratibor gab es fast nur slawische Physiognomien, Frauen mit festem Kopftuch, das die Stirn halb bedeckte, darüber ein großes Umschlagetuch; ferner kurze, farbige, oft ganz rote Röcke und bunte Strümpfe.

Auch in die alte Dominikanerkirche warf ich einen Blick. Es schließt sich an sie eine kleinere im Westen mit einer Kanzel an. Die verbindende Flügeltüre von Holz ist ganz mit Eisen beschlagen, und zwar mit sogenannten „halben Orangen“, wie ich es in Toledo gesehen habe.

Noch interessanter waren mir die hier in beiden Kirchen knieenden Frauen, von denen jede als Modell für einen Maler hätte dienen können.

Auf den Eisenbahnzug wartend, bemerkte ich einen jungen Mann, welcher gleichsam ängstlich suchend auf und ab ging und einen schönen, künstlerisch geordneten Strauß von Blumen trug. Als ein Güterzug ankam, bog er sich weit über, als ob er jemand erwarte. Es wäre — so hieß es — ein junger Arzt, welcher den Verstand verloren habe, jeden Morgen aber mit einem frischen Blumenstrauß nach dem Bahnhof komme, um ihn einer erwarteten Dame zu überreichen, gelegentlich auch einem hochgestellten Beamten oder Militär. Diesen Morgen sollte ein Prinz ihn erhalten, der käme, um sein Regiment zu entlassen. Als der Erwartete nicht erschien, sagte er ganz matt: „Ach ja!“ — gerade so, wie die Rebekka West in Ibsens „Rosmersholm“ — und ging in den Wartesaal, um den Strauß in ein Glas Wasser zu stellen. Denn beim nächsten Zuge wollte er wieder jemand erwarten.

So habe er es nun schon lange Zeit getrieben, erzählte man mir.

Ich freute mich nach dieser traurigen Szene, in die frische Morgenluft hinein zu fahren. Bald tauchten im Osten die Karpathen auf.

Mit dem österreichischen Oderburg beginnt eine üppige Landschaft mit vielen Fabriken. Nach dem traurigen Oberschlesien eine ganz neue Welt. Es folgt die slawische Landschaft Hanna mit den riesengroßen Hannaken in weißen Mänteln und mit roten Hosen, dann wieder ein slowakisches Land mit kleinen strohgedeckten Hütten; weiter Prerau, wo es ein wundervolles Obst gab: Trauben, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen, als öffne sich hier mit einem Male der volle Süden. Endlich die historischen Orte Kremsier und Nikolsburg, sowie das unabsehbare, blutgetränkte Marchfeld, das zur Zeit ganz mit rotem Buchweizen bedeckt war. Die Slowenen nennen ihn Červenka, von červen = rot, die Tschechen aber Heiduška. Wagram erinnerte mich an den gleichnamigen Ort bei Pillau in Ostpreußen; denn auch hier wohnten einst Slawen.

Der Kutscher fuhr mich vom Nordbahnhof in Wien mit seinem „Zeugerl“, wie das Donnerwetter, zu dem mir schon von früher her bekannten „Weißen Roß“. Ich machte sofort einen Gang durch die herrliche Stadt zum Stadtpark, dem Graben, der Burg und dem Maria-Theresia-Denkmal, ferner durch die Ringstraße mit ihren antiken Prachtbauten, und bewunderte den Sonnenuntergang von der Schwarzenbergbrücke. Wie dieses Wien sich seit dem Jahre 1847, da ich es zum ersten Male

sah, verändert hat! Gerade so wie der ganze österreichische Staat, welcher damals weiter nichts war als ein bürokratisch-pfäffisches und halb mittelalterliches Staatengebilde, von dem das Gladstonesche Wort galt: „Zeigt mir auf der Erde eine einzige Stelle, wo Österreich schon etwas Gutes gewirkt hat“; jetzt aber ein moderner, liberal angehauchter, aufstrebender Staat. Das alles dankt Österreich teils dem Jahre 1848, teils der Loslösung von den deutschen und italienischen Landen, auf welche es seit 1815, wie ein Löwe, je eine Tatze gelegt hatte: die bedenkliche Erbschaft vom einstigen Wiener Kongreß. Die wahren Befreier Österreichs sind Cavour und Bismarck. Sie verdienen wohl in Wien ebenso ein Denkmal, wie in Rom und Berlin.

Man gibt sich in Wien eine unendliche Mühe, die Fremden anzulocken, ohne daß es doch gelingt. Diese große, bei Tage so belebte Stadt ist abends um acht Uhr schon wie ausgestorben. Ich sprach ein paar Engländer, welche jedes Jahr nach Wien kommen, und fragte, was ihnen hier besonders gefalle, sie antworteten: das herrliche Wasser. Es wird auf einer viele Meilen langen Leitung bis vom Semmering her bezogen und ist in der Tat „splendid“. Im Jahre 1876 habe ich ihre Quellen besucht.

Wenn man aber fragt, woher Wien durchaus keine Fremdenstadt ist wie Berlin oder München, so ist die Antwort darauf nicht leicht. Ein schwedischer Freund sagte mir, es läge zum Teil an den dortigen Kellnern, die von einer erschrecklichen Unehrllichkeit wären; das ließen sich die Fremden nicht gefallen. Ich muß ihm leider beistimmen. Von Oderberg ab bis in das fernste

Dalmatien, habe ich, wie auch bei meinen früheren Besuchen, über diese Unehrlichkeit zu klagen gehabt.

Will man sich nicht ärgern, so bezahle man stets das Geforderte, ohne nachzurechnen.

Aber die Kellner allein machen es nicht. Im wesentlichen ist es wohl die moralische Luft, welche in Österreich noch immer nicht ozonreich genug ist. Das Reisepublikum hat eine höchst feine Nase. So ist zum Beispiel starker Weihrauchgeruch selten nach seinem Geschmack. Auch ist man wohl noch immer nicht genügend los die Erinnerung an das vormärzliche Österreich, die einstige Hochburg des Bureaukratismus und Ultramontanismus. Noch weniger erbaut der nun seit Jahren wütende Nationalitätenstreit, von dem kein Ende abzusehen ist.

Man sucht sich in Wien mit allen Mitteln, gleichsam gewaltsam, ein modernes, freies Ansehen zu geben. Zu den großartigsten Prachtbauten und für wissenschaftliche Zwecke hat man stets Geld im Überfluß; deutsche Professoren werden gern berufen, um westliche Kultur nach Osten zu verpflanzen. Man hat die Straßen um die Schubert- und Beethovendenkmäler herum getauft: Kantstraße, Fichte- und Pestalozzistraße, Aufschriften gleichsam für eine ferne Zukunft. Aber das alles gilt doch nur als ein oberflächlicher Firnis, der ebenso leicht aufgetragen wie abgewischt werden kann, je nachdem das Staatsoberhaupt es so will. Augenblicklich genießt der Kaiser mit Recht ein unbedingtes Vertrauen. Aber wenn man von seinen wahrscheinlichen Nachfolgern spricht, so schweigt man.

Überall nichts als zentrifugale Kräfte. Wie leicht heißt es wieder bald von der Armee allein: „in deinem Lager ist Österreich.“

In der großen Ausstellung fand ich es fast leer. Manca la gente, sagte ein Italiener. Und doch war sie von größtem Interesse. Am meisten interessierten mich die Nachbildungen aus Idria mit den Zinnobergängen und die im Quecksilber schwimmende eiserne Kugel, sowie ein „Silberblick“ aus Pržibram.

Wenn man durch eine solche Ausstellung geht, fragt man sich wohl beschämt: was kennen und was wissen wir „Studierte“ eigentlich? —

Ich aß zu Mittag in einer einfachen Restauration und fand das Essen ebenso gut als billig. Für einen Kulturmenschen ist es ein wahrer Genuß, sich einmal ein wenig von all dem Schein zu entfernen, den wir Kultur nennen. Darum gehe ich ja auch nach Dalmatien! So sagte ich mir heiter und löste auf dem Südbahnhofe ein Billett dritter Klasse nach Graz. Als ich noch jung war, hieß dieser Ort allgemein Grätz; allmählich hat jedoch das plebeje ä dem breiten vornehmeren a weichen müssen.

Wien wagt im Norden nicht recht die Donau zu überschreiten, aber nach Süden dehnt es sich endlos aus mit zahllosen Fabriken und nicht wenigen Kirchhöfen, mit langen, einförmigen Häuserreihen, auch Kohl- und Rübenfeldern, roten Berberitzenhecken und leuchtenden Mohnblumen. Mitten in diesen Feldern erblickt man riesengroße Anzeigetafeln, welche alles nur denkbare empfehlen, selbst ein Übersetzungsbureau.

In dem vielsprachigen Österreich nicht ohne praktische Bedeutung.

Auf einer Moraine blickt die „Spinnerin am Kreuz“, eine gotische Pyramide von Eisen, zu dem schon fernen Stephansturm hinüber, dessen Spitze dieselbe Höhe über dem Meere hat, wie jene.

Es folgt das hocharistokratische Baden, zu welchem täglich ein Lokalzug mit nur erster Klasse die Barone der Börse befördert. Dann Neustadt mit seinen muntern Kellnern, welche ihr: frisch Bier, bitte, Frankfurter Würstchen! höchst verlockend ausrufen und das so kräftig schnarren, wie französische Schauspieler in einer Corneilleschen Tragödie. Es liegt für uns Norddeutsche doch ein wunderbarer Zauber in dieser Wiener Luft. Und welche herrliche Natur! Weinberge mit Nußbäumen abwechselnd, Wiesen mit ihren Bewässerungsgräben (WaaLEN); klare, vom nahen Gebirge fließende Bäche; Leute bei der „Oehmd“ (Grummeternte). In der Eisenbahn aber nichts als freundliche Gesichter. Aber auch welch ein Sonnenschein und welche weiche, klare Herbstluft!

Die einen steigen aus, um den Schneeberg (doch jetzt ohne Schnee) zu erreichen, andere gedenken die Raxalpe zu zwingen, den „Totenberg“ so mancher Alpinisten. Dann geht es den Semmering hinan, dessen großes Hotel man schon von Gloggnitz aus erblickt. Im Jahre 1847 — so weit in die Vergangenheit reicht meine Erinnerung! — war ich in einer eisigen Oktobernacht, aus Italien kommend, über ihn gefahren. Wie wird man ihn wohl in weiteren vierzig bis fünfzig

Jahren überqueren? Und ob dann noch die Schlöglmühle unten im Tale ihren Papiergeldsegen über die Völker Österreichs ausstreuen wird?

* * *

Wer sehr einfach, aber gut und billig logieren will, gehe in Graz in den „Goldenen Löwen“, der mit seinem Namen, seinen steinernen Treppen und den von starken Säulen getragenen Gewölben mich an den Löwen in „Hermann und Dorothea“ erinnerte. So lange es in der Welt noch solche Gasthäuser gibt, ist das Reisen eine Lust. Denn was hat man wohl davon, wenn man sein „Grand Hôtel“ mit den gleichen Gesichtern, den gleichen Gerichten und den gleichen Preisen in der ganzen Welt wiederfindet? Gott segne diese soliden, saubern „Goldenen Löwen“, die das Herz ebenso erfreuen wie die verschiedenen lebenswürdigen Löwen auf den Bildern Oberländers in den „Fliegenden Blättern“.

Nahe beim „Löwen“ hat man die Mur mit neuer, großer Brücke; aber nicht diese war hier der Löwe, sondern ein Dampfboot, welches damals den stark fließenden Strom innerhalb des Stadtgebiets und nördlich bis zum „Königstiger“ befuhr. Wie die Leute das Ding anstauten! Aber ein Dampfboot auf einem Alpenstrom bildet auch eine gar seltene Ausnahme.

Über der Mur erhebt sich der Schloßberg mit seinen schönen Kastanienbäumen, eine steil abfallende, dolomitische Kalkinsel mit der einstigen Burg (slawisch Grad). An seinem Fuße im Süden zieht sich der herr-

liche Stadtpark hin, die Promenade der vielen ehemaligen Beamten und Militärs, nach welchen Graz, ebenso wie das entfernte Wiesbaden oder Görlitz, Pensionopolis genannt wird.

Einer von diesen Pensionären, ein freundlicher alter Herr, fütterte aus seiner mit Pignolen (Zirbelnüssen) gefüllten Tasche eine große Zahl von Amseln. Ich sprach ihn an.

„Das sind alles meine Vögel“, sagte er. „Sie kennen mich alle und umringen mich. Komme ich aber einmal ohne Futter — was selten ist — so sehen sie mich ganz vorwurfsvoll an. Auch Patienten gibt es gelegentlich unter ihnen, die mir aus der Hand fressen. Will ich etwa rasch vorüber gehen, so stellen die Dinger sich mir in den Weg und lassen mich nicht durch.“

„Wo bleiben aber die Amseln im Winter?“ fragte ich.

„Alle hier. Es füttern sie viele. Wenn es aber zum Frühling geht, erfreuen sie uns dafür mit ihrem schönsten Gesange.“

Ist das nicht die reine Poesie? dachte ich bei mir. So etwas ist doch nur bei Deutschen möglich. Ein Romane hätte die Vögel längst gefangen und gebraten.

Wohin man blickt, entdeckt man an den Häusern Vogelnester, sogar mitten in den steinernen Wappen der Tore oder an anderen großen Gebäuden. Man bekommt den Eindruck einer friedlichen Sonntagsstadt. Weit stehen die Tore offen, man tritt ein und geht, ohne daß man gefragt wird. Und überall ist etwas zu

sehen. So im Hofe des Landhauses ein Brunnen mit herrlichem Eisenwerk, einem auf Säulen ruhenden Dache, alles leicht und zierlich gearbeitet. In dem neuen Postgebäude laden große Sitze das Publikum zur Ruhe ein, wer schreiben will, findet vier Pulte zu seiner Verfügung. Alle Beamten sind ebenso freundlich wie höflich. Wie ganz anders als vor fünfzig Jahren, wo man angeschnauzt wurde und sich einem solchen Unhold fast nur zitternd näherte. So besaß zum Beispiel damals der expedierende oberste Postbeamte in Wien, ein passionierter Musikfreund, ein besonderes Autographenbuch, in welches sich jeder Musiker und Sänger, welcher einen bekannten Namen hatte, einschreiben mußte. Aus diesem Grunde wurden von ihm auch nur persönliche Meldungen angenommen. Louis Ehlert, ein musikalischer Freund von mir, hat das Buch noch gesehen und mit Staunen darin Namen gelesen wie: Meyerbeer, Liszt, Paganini, Pasta, Henriette Sonntag, Jenny Lind und andere. Wer sich weigerte, erhielt keinen Paß, oder mußte warten, denn der wunderliche Enthusiast war allmächtig.

Ja, es hat sich vieles in den letzten fünfzig Jahren in Österreich verändert. Wurden doch damals sogar die Taschen der Reisenden durchsucht auf etwaige versiegelte Briefe. Ein jeder von diesen kostete einen Gulden Strafe. Ich sehe noch den evangelischen Pfarrer Schultz aus Jerusalem, dessen Ehefrau man im Jahre 1847 an der Freihafengrenze in Optschina bei Triest wegen eines kleinen Stückchen Zeuges „beschlug“ und mit einer sehr empfindlichen Strafe belegte, denn die

Beamten erhielten von den Strafgehdern damals einen nicht geringen Anteil.

Mit der größeren politischen Freiheit hat sich hier aber auch, wie überall, die unbefangene Freude und der Gesang verloren. Welche freundliche Empfindung erweckte nicht einst in ganz Deutschland das Wörtchen „steyrisch“! Sei's als Lied, sei's als Tanz. Wer hat nicht damals Gungl gehört, welcher mit seinen „Steyrischen“ ganz Europa bezauberte! Davon ist jetzt kaum noch die Rede, es sei denn auf dem Theater, wohin sich das Volkslied und der Volkstanz geflüchtet haben. Ein freies Volk singt und tanzt nicht mehr. Wohl findet man hier noch oft den bekannten Vers ungeschrieben:

Der Odom hat die Liab aufbracht,
Der Noah in Wein,
Der Davidt 's Zitherschloge —
Müaße Steyrer gewest sein —

aber er lautet mehr wie eine Erinnerung, als wie ein freudiger Ausruf. Und wird der Wiener Walzer nicht bald ein gleiches Schicksal haben!

* * *

Nicht gar weit hinter Graz tritt der Zug in die süd-slawische Welt ein, welche man bis Süddalmatien hin nun nicht mehr verläßt. Mitten in ihr liegt das noch größtenteils deutsche Cilli, die römische Celeja, mit ihren vielbesuchten, im Sommer bis zu 24° R. erwärmten Sanbädern, deren Heilkraft sehr gerühmt wird. Aber die Zukunft dieser Stadt ist ebenso be-

siegelt, wie die von andern in Böhmen, weil überall sich das zahlreiche, bedürfnislose slawische Proletariat ansiedelt und das deutsche, gleichsam aristokratische Element verdrängt. Nicht dem Großen, sondern dem Kleinen fällt in der Natur die Herrschaft anheim, und dieses gilt auch im Leben der Völker. Es kommt dazu, daß hier die deutschen Ehen oft kinderarm, die slawischen dagegen kinderreich sind. Zehn bis zwölf Kinder sind in diesem Lande nichts Seltenes. Es soll sogar Mütter geben, die zwanzig Kinder haben.

So sagte ein Mitreisender — in der dritten Klasse unterhält man sich hier noch mit einander —, welcher auch den Namen der Eisenbahnstation Storé mit „Stubben“ deutete, und von einem Bergsturz aus dem Jahre 1877 erzählte, durch welchen kurz vor Steinbrück die Save angestaut wurde. Dieses sei abends zehn Uhr erfolgt. Er habe sodann von morgens sechs Uhr bis nachmittags vier Uhr dem Strome Abfluß geschaffen, und das Wasser sei über den Damm in einem ungeheuren Schwall geflossen, fast wie die Kerka in Dalmatien. Ich freute mich, diesen Namen zu hören; sollte ich doch in nicht langer Zeit das Glück haben, sie zu schauen.

Ein anderer Reisender erzählte von den Kohlengruben bei den Stationen Trifail und Sagor, welche französische „Jesomiten“ (Jesuiten) gekauft hätten. Ein Baumeister aber machte seinem gepreßten Herzen Luft, indem er eine reiche Frau in Cilli als „dumme Goans“ bezeichnete, weil sie es, trotz seiner wiederholten Warnung, unterlassen habe, den ihrer Villa gegenüber gelegenen Baugrund zu kaufen. Nun habe ein anderer

auf diesem ein großes Haus gebaut und sie sei ohne Aussicht. „Die dumme Goans!“

Zwei Bauern kommen vom Markt in Littai, der eine, heiter gestimmt, tröstete den andern sehr betrübten, und machte ihm Vorwürfe, daß er so traurig sei: „Du hast doch“ — sagte er — „eine Frau, fünf Kinder und sechszehn Schweine! Was fehlt Dir denn?“

Weit der interessanteste Gefährte auf dieser Fahrt aber war Herr Hajek aus Stein bei Laibach, der Fabrikant des in ganz Europa vielgesuchten Eisenputzpulvers, welches er jährlich in 16 Waggons zu 200 Zentnern nach Leipzig und Berlin versendet. Dieses zum Schleifen von eisernen Maschinenteilen unentbehrliche „metallinische“ Pulver wird ausschließlich auf der Steiner Alpe in etwa 1500 Meter Höhe gegraben. Es besteht, wie ich mir notierte, aus den Panzern mikroskopischer Tiere und enthält 16 Prozent Kieselsäure, 27 Prozent Eisenoxyd, 4 Prozent Magnesia, 20 Prozent Wasser, im übrigen Tonerde mit Eisen gemengt. Es gibt auch Mischungen von 50 Prozent Kieselsäure und 30 Prozent Eisen, doch sind diese nicht brauchbar. Der Wert des Putzpulvers bestimmt sich besonders nach seiner Härte. Die höchste, welche es gibt, hat der Diamantenstaub, nämlich 10 Prozent; eine niedrigere besitzt Eisen mit 6—7 Prozent. Unser Pulver muß 8 Prozent Härte haben, sonst poliert es nicht genügend.

Früher brauchte man an Stelle des Steiner Pulvers den aus Tripolis kommenden „Trippel“, welcher ebenfalls in einem Gebirge gewonnen, dort jedoch nur ge-

graben, aber nicht weiter geschlemmt oder bearbeitet wird. Dagegen erhält der Steiner Trippel schon in Stein eine ganz besondere Behandlung. Herbeigeschafft wird er lediglich von Trägerinnen, welche bis zu einem Zentner hinabzubringen vermögen und zwar in vier Stunden, mit sechzehn Ausruhestellen. Dafür erhalten sie pro Zentner 93 Kreuzer (1,60 Mark). Unten findet die Verkleinerung des Rohstoffes statt durch eiserne Stampfen, eine Schleudermaschine (Desintegrator), eine Schlemme (durch verschiedene Kästen gehend), eine hydraulische Presse und Trocknen auf einer Platte. Schließlich erfolgt die eigentliche Verfeinerung zu einem vollkommenen Staube durch einen zweiten Desintegrator.

Herr Hajek kam soeben von Gruson in Magdeburg, welcher ihm für dreitausend Mark eine Maschine liefern wolle, in welcher große und kleine eiserne Kugeln, durcheinander gerüttelt, den Kieselstaub noch vollkommener zermahlen würden. Früher habe man dazu Steine, welche von Salzburg kämen, und das Paar vierhundert Gulden kosteten, verwendet. Sie hätten sich aber zu schnell abgenutzt, mußten auch alle drei bis vier Tage geschärft werden, was jedesmal einen Aufenthalt von mehreren Stunden verursachte.

Die Fundstelle gehört der Gemeinde Stein. Herr Hajek hat sie auf fünfzig Jahre gepachtet für 3400 Gulden jährlich. Nach Ablauf dieser Zeit steht ihm das Vorzugsrecht zu; doch darf die Pacht nicht über das Doppelte gesteigert werden.

Wie er mir weiter erzählte, stammt er aus Schlesien. Sein Vater war ein Deutscher, seine Mutter eine Polin.

Im Jahre 1846 kam er als ein armer wandernder Schuhmachergeselle nach Krain. Er wollte eigentlich nach Italien, blieb aber wegen der dortigen Unruhen in Stein und gründete, nachdem er sich hier 1861 verheiratet hatte, die jetzt weitbekannte Fabrik. Er war auch in Tripolis und als Pilger in Ägypten, Palästina und auf dem Sinai gewesen.

So viel von diesem ganz einfachen, außerordentlichen Manne.

Auf einer kleinen Station kam noch ein anderer Reisender zu uns, welcher von einem Bekannten begrüßt wurde: „Du kommst ja wie der zehnte Bruder!“

Wie der zehnte Bruder? Was bedeutet das? fragte ich. Das ist so eine slowenische Sage, erwiderte Herr Hajek. Die Leute hier haben meist viele Kinder und sind damit ganz zufrieden. Erscheinen aber in einer Familie zehn Söhne hintereinander, so gilt dieses auch hier als etwas ganz außerordentliches, ja, es hatte in früheren Zeiten — denn von solchen ist allein die Rede — die Wirkung, daß der zehnte Bruder (slowenisch *déseti brat*), sobald er vierzehn Jahre alt geworden, das väterliche Haus verlassen und in die Fremde gehen mußte. Von dort ist es ihm dann gestattet, sieben Mal zu seiner Familie zurückzukehren; und zwar tut er es besonders dann, wenn in dieser aus irgend einem Grunde eine nicht zu beseitigende Zwietracht herrscht, oder wenn dort, wie die Slowenen sagen, „der Wolf Hochzeit hat“. Er erscheint dann erlösend und besänftigend, wird aber als der zehnte Bruder erst erkannt, wenn er bereits fortgegangen ist. Später kommt er nicht mehr

wieder. Wo er aber geblieben, weiß niemand. Die einen sagen: er habe sich in einen Vogel verwandelt; die andern: er habe sich anderen Gegenden zugewendet, wo die Armen und Elenden seiner bedürfen. In allen Fällen betrachtet man ihn als den Schutzgeist der Familie.

So weit Herr Hajek. —

Mir scheint die Sage uralt zu sein und noch jener Zeit anzugehören, da der zehnte Bruder, um den Neid der Götter zu besänftigen, geopfert werden mußte, aber infolgedessen zu einem Schutzgeist wurde. Die schließliche Verwandlung in einen Vogel, die „Seele“ des Geopferten, deutet bestimmt auf einen vorchristlichen Ursprung.

Professor Laurič in Graz, den ich später befragte, bestätigte mir den Inhalt der noch immer im Volke lebenden Sage, welche er schon als Kind von einer 105 Jahre alten slowenischen Frau gehört hatte. Daher bei einem unerwarteten Begegnen der Ausruf: „Du kommst ja wie der zehnte Bruder!“

Er hat auch die Sage episch in slowenischer Sprache behandelt; ebenso ein anderer slowenischer Verfasser, Jurič, als Roman.

Und nun frage ich nur noch den geneigten Leser, der sich vielleicht darüber gewundert hat, daß ich in Graz in einen einfachen Gasthof gegangen und in der dritten Klasse der Eisenbahn gefahren bin, ob ich wohl so viel des Interessanten erfahren haben würde, wenn ich die Fahrt auf den weichen Kissen der ersten Klasse, welche mir sonst nicht fremd ist, zurückgelegt hätte.

Bis Fiume.

Dobro Jutro! Guten Morgen! So lautete der slowenische Gruß am frühen Morgen in Sankt Peter, wo ich zur Nacht geblieben war, und zwar in dem Hôtel pri jušni zelenije, was so viel als „zur Südbahn“ bedeutet. Ich hatte bei meiner Ankunft am dunklen Abend nicht mehr viel sehen können, jetzt erkannte ich, daß ich mich gleichsam in einer neuen Welt befand. Sankt Peter liegt auf der Höhe des weltberühmten Karstes, in einer Kalkfelswüste, die in Europa nicht ihresgleichen hat; einer Art Plateau mit Hügeln und Einsenkungen; fast ohne Ackererde und doch in den Vertiefungen, den Trichtern und „Tälchen“ (Dolinen) von einem merkwürdigen Reichtum der Pflanzenwelt. Das Ganze höckerig bis zum Übermaß, im Innern hohl, von Hunderten von Höhlengängen durchsetzt, wie eine Honigwabe; ohne Flüsse an der Oberfläche, in der Tiefe aber große Ströme, die von Höhle zu Höhle eilen, dann, kurze Zeit ans Tageslicht tretend, wieder verschwinden. Seen, die bald bis zum Überlaufen gefüllt werden, bald vollkommen austrocknen und dann als Acker dienen. Diese einförmige Kalkwelt enthüllt die Stalaktitenwunder der Adelsberger und anderer Grotten, die Quecksilbergruben

von Idria und die merkwürdigen Gänge und Bildungen bei Divača, in denen man stundenlang umherirren kann wie in einer Märchenwelt des Orients. Aber da, wo sie plötzlich steil zum Meere abfällt, erblickt man tief unten die südlichen Paradiese von Triest, Fiume und Bukari, wo die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, wo Hunderte von Schiffen in den Häfen liegen, und der Blick hinauseilt über die blaue Wasseroberfläche nach Venedig und den Stätten der griechischen Sagenwelt.

Wie aber manche große Städte und Landschaften sich im Bann eines Vulkans befinden, welcher sie mit Vernichtung bedroht, so blicken hier die Bewohner der Meeresküsten stets bange hinauf zu dem starren Karstplateau, ob es ihnen nicht etwa ein seltsames Ungeheuer sende, das so oft plötzlich und ungesehen über sie hereinbricht und seinen Weg durch Verwüstungen bezeichnet. Es ist die gefürchtete Bora, in welche sich der antike Boreas verwandelt hat, eine Luftlawine, die mit der Gewalt und Sicherheit eines Felsstücks, immer stoßweise, auf die Küsten hinabstürzt und mit den Menschenwerken schonungslos aufräumt. Die Alten, welche die Naturgewalten so gern personifizierten, erzählten von einem Raube der Nymphe Orithyia durch den gewaltigen Boreasgreis, wie ihn Rubens auf einem Bilde in der Kunstakademie in Wien gemalt hat. Die heutigen Bewohner glauben nicht mehr, wie der alte Valvasor, an Wetterhexen, sie wissen, daß die Bora nichts anderes ist, als ein eisiger Nordostwind, der Polarstrom, welcher, von den weiten Ebenen Rußlands

kommend, die Meereskante hinabgleitet und erst weiter auf dem Meere, sich ausbreitend, seine Kraft verliert. Aber noch in Neapel, nachdem er das adriatische Meer und die Breite Italiens durchrast hat, wirft er — wie ich es selbst erlebt habe — nicht bloß Menschen und Tiere, sondern selbst große Frachtwagen um.

Und da denke man, welche Wirkung die Bora unmittelbar in ihrer Heimat, in Triest, in Fiume und an der nördlichen dalmatinischen Küste hat. Tagelang spricht man nichts, als von ihr; man wagt nicht, sein Haus zu verlassen; wer es muß, hält sich ängstlich an den durch die Straßen gespannten Seilen fest; die Schiffe vertauen sich, so viel sie es vermögen; das Meer löst sich in einen Wasserrauch auf; die Tierwelt aber verkriecht sich.

Es kann daher nicht wundernehmen, wenn man die Häuser auf dem Karst, wo man der Bora den größten Teil des Winters ausgesetzt ist, theils in Tiefen, theils im Schutze einer Felswand, aufbaut, wie es in Sankt Peter der Fall ist. Vor allem bietet man der Bora womöglich nur kahle, von keinen Türen oder Fenstern durchbrochene Mauerflächen dar. Öffnungen werden ausschließlich in den Wänden nach Westen und Süden angebracht, wo es Stille, milde Luft und Sonnenschein für Menschen und Pflanzen gibt. So wachsen denn auch hier im Schutze einer Felswand, doch gleichsam dicht an sie angeklebt, Obstbäume, Rosen und herrliche Oleanderbäume. — —

In Sankt Peter trennt sich die Fiumaner Eisenbahn von der Triestiner Linie. Ich hatte mich früh wecken

lassen. Der Morgen war trübe und nebelig. Als ich aus dem Hause trat, glaubte ich mich in einer anderen Welt zu befinden. Ein prachtvoller Wolfshund Schipsi schloß sich mir an. Wohin ich blickte, alles neu und überraschend. Nichts als kahle Höhen, südlich ein Blick in ein absteigendes nebliges Tal, in welchem sich die Eisenbahn verlor. Auf der Höhe über der Station eine große gemauerte Zisterne in Form eines Dreiecks, welche das nötige Wasser für den Betrieb liefert. Alles Trinkwasser wird dagegen aus einem eine Viertelstunde entfernten Brunnen durch ein Pumpenwerk herangesogen. Auf dem Bahnsteig standen zwei große Blechkannen, welche die für Abbazia bestimmte Milch enthielten. Diese kommt aus einviertelstündiger Entfernung von dem dem Grafen Hohenwarth gehörigen Gute Raunach.

Alle Beamte hier, selbst die Wegeeinräumer, sprachen deutsch. Ich habe eben dasselbe bis nach Cattaro hin gefunden. Ohne diese „Vermittlungssprache“ würde ja auch der geschäftliche und amtliche Verkehr ins Stocken geraten.

Die Seehöhe von Sankt Peter beträgt, wie hier und weiter angeschrieben steht, 579774 m. Wären nicht die Rosen und die Oleander, man glaubte sich auf einer dreifachen Höhe zu befinden; der einzige Waldbaum ist die Strandkiefer. —

Doch nun ging es südlich hinab. Ich nenne nur einzelnes, was man auf einer solchen Fahrt schaut; Wärterhäuschen, ganz aus Bruchsteinen erbaut, mit nur einem kleinen Fenster; in einer Dolina, welche die

Bahn auf hohem Damm durchschneidet, dürftige Hütten mit Strohdächern. Es folgen drei Tunnels und neu angelegte Wälder, meist von Eichen; dann ein tiefes grünes Tal mit Kulturen, hoch darüber Küllenberg (Kilovče). Hier ist das Stationsgebäude ein bloßer Steinkasten, welcher trotzig seine kahle Rückseite der Bora zuwendet.

Nun treten immer mehr Kulturen auf: grüne Täler mit Dörfern, Äckern, Eichenwäldern, selbst kleinen Weinbergen, oft geschützt durch dichte Akazienhecken.

Die Ferne lag noch immer im Nebel verborgen; es ging gleichsam in das Unbekannte hinab. In Dornegg-Feistritz (Trnovo Bistrica) wehte uns die erste milde Luft entgegen. Ein Teich (stirna) liefert reichliches Wasser nach den tiefer liegenden Gebieten; man erblickt die nach Jurdani führende Röhrenleitung. Im Hochsommer würde ohne sie alles verbrennen.

Matuglie, in 212986 m Seehöhe, ist die wichtige Station für das weit unten („40 Minuten“) gelegene Abbazia. Ein ungeheures Bild. Ein geheimnisvoller Lichterglanz, eine Art Silberblick über dem Quarnero mit den Inseln Veglia und Cherso, rechts das istrianische Land mit dem Monte maggiore (Učka). Schon treten Zypressen auf und Lorbeerbäume, später Feigenbäume und Canna. Auf dem Meere Segelbote und Dampfschiffe. Zur Linken Fiume und das kroatische Grenzgebirge, hell aus dem Nebel auftauchend. Aber Schneepflüge erinnern an den herben Winter, welcher auch diesen hesperischen Gestaden nicht erspart bleibt.

Der Nebel bezeichnet den Eintritt der Bora. So sagte mir der Lehrer, Herr Waissel, welcher (im Winterpelz) zu einer Lehrerversammlung in Voloska unten fuhr. Er hatte nicht richtig prophezeit, denn am folgenden Tage hatten wir scharfen Scirocco.

Fiume.

In Fiume (slawisch Rijeka) befindet sich der Reisende mit einem Schlage im ungarischen „Trans“ (-Leithanien), das heißt in der zur Stephanskrone unmittelbar gehörigen, einzigen Hafenstadt Ungarns und Kroatiens. „Tengere magyar!“ lautete seit 1848 der Wahlspruch: „An das Meer, Magyar!“ dessen Erfüllung das Jahr 1867 brachte. Aber das Stadtgebiet ist das denkbar kleinste; im Norden erreicht es noch nicht Voloska in Istrien, und im Süden bildet der Bach Recina die Grenze gegen Šušak in Kroatien. Ein Schritt, und wir befinden uns außerhalb des „Landes der Magyaren“.

Große ungarische Aufschriften an den Straßen, Plätzen und Hauptgebäuden mahnen uns eindringlich daran, daß wir uns nicht mehr in „Cis“ (-Leithanien), das heißt dem kaiserlichen Österreich, befinden. Doch gibt es hier kaum ein paar Menschen, welche die überall angebrachten, mit keiner sonstigen gebildeten Sprache verwandten Worte verstehen, es seien denn die Bewohner des in neuerer Zeit vielgenannten Finnlandes oder die Esthen in den russischen Ostseeprovinzen, welche ja mit den einst aus dem Orient gekommenen Magyaren verwandt sind. Auch die Türken sind sprachlich ihre Vettern. Aber diese waren niemals

so gescheut, sich zu christianisieren, wie die magyarischen Ungarn, und dadurch den Eintritt in die europäische Kulturwelt zu erreichen. Als jene, einst aus Asien kommend, die großen Ebenen an der Donau und Theiß besetzten, war ihre Sprache noch so arm, daß sie über tausend Wörter aus dem Sprachschatze der unterdrückten und vertriebenen Slawen übernehmen mußten, um sich im Kultursinne verständlich zu machen. Als Hirten- und Jägersnation besaßen sie kein Wort für „Haus“, welches sie dafür aus dem Deutschen entlehnten (házy). Ich kenne Ungarn und die Magyaren aus eigener Anschauung. Lenau hat sie poetisch verklärt, aber in Wahrheit ist das Volk noch immer ein halb barbarisches. Auch der feingebildete Ungar wird die ursprüngliche Roheit seiner Stammesgenossen selten los. Kratze ihn und du triffst auf den Csikos (den Pferdehirt). Aber alle beseelt ein bis zum Wahnsinn getriebener Patriotismus.

Zeitigt dieser ungarische Hyperpatriotismus (verkörpert in dem weitberühmten „Globus von Ungarn“, welchen einst ein Käufer in einem Buchladen forderte) die seltsamsten und stacheligsten Blüten, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Osteuropa, namentlich Deutschland, den Ungarn einen großen Gewinn zu verdanken hat, indem sie sich einst wie ein Keil in die östliche Slawenwelt eindrängten und diese dadurch in eine nördliche und in eine südliche teilten. Wenn Palatzki, der Geschichtsschreiber Böhmens, diese ungarische Invasion das größte Unglück nannte, welches die slawische Welt betroffen habe, so müssen die Deutschen mit

dieser Tatsache umsomehr zufrieden sein. Die Ungarn sind der Damm, welcher die slawische Flut in zwei Hälften geteilt hat^{*)}. Auch dem freien Geistesleben haben die Ungarn gedient, indem sie die Reformation, welche unter Ferdinand II. in Österreich vernichtet wurde, größenteils retteten. Freilich fast ohne ihr eigenes Verdienst, welches vielmehr den Türken zufällt, welche seit der unglücklichen Schlacht von Mohacs (1526) den größten Teil des Ungarlandes besetzt hielten. Dem Türken waren die Unterschiede von katholisch und protestantisch sehr gleichgiltig; er erblickte in allen Christen ja nur „Hunde“. So retteten die Protestanten die Freiheit ihres Bekenntnisses.

Auch läßt sich nicht leugnen, daß das ganze Leben in Ungarn den Eindruck der Jugendlichkeit macht, während in dem eigentlichen Österreich, dem „Cis“, vieles von der Schwäche des Greisenlebens angekränkt erscheint. Es findet hier fast dasselbe Verhältnis statt, wie zwischen Norwegen und Schweden. Ungarn ist, wie Norwegen, ein entschieden aufstrebendes Staatswesen, erfüllt von der Kraft und dem Wagemut der Jugend; Österreich zehrt, wie Schweden, an seinen großen Erinnerungen, welche ein starkes, hemmendes Bleigewicht ebenso im Leben des Einzelnen, wie auch einer Nation bilden. Und wie Norwegen im Laufe der letzten Jahrzehnte sich fast ganz vom schwedischen Bande befreit hat, so ist auch der Zeitpunkt wohl nicht

^{*)} G. Wendt, Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe. Liegnitz 1884. S. 30.

mehr fern, da Ungarn das Band mit Österreich friedlich lösen und sich gänzlich auf eigene Füße stellen wird.

Die Ehe beider Länder war keine glückliche, im besten Falle eine Vernunftehe; und so wird man sich einst ohne großen Kummer trennen, um demnächst in um so besserer Freundschaft miteinander zu leben.

Auch in Fiume regt sich ein viel kräftigeres Leben, als in dem fast nur durch künstliche Mittel belebten Triest. Wie in Österreich überall, zerrüttet in Triest der Nationalitätenstreit alles. In Fiume dagegen herrscht das italienische Element so entschieden vor, daß dagegen weder das deutsche, noch das slawische, oder gar das ungarische Geltung erlangt. Es kommt dazu, daß der Staat hier alles aufbietet, um Fiume wirklich zu einem großen ungarischen Exporthafen umzuschaffen. Allein die ungeheuren Molen des hier über dreißig Meter tiefen Meeres haben viele Millionen verschlungen. Die an gewaltigen Ankern befestigten Bojen, die Krane und Vertauungen, alles spricht dafür, daß man das Meer ebenso bändigen wie beherrschen will. Auch die Stadt selbst gewährt überall ein theils großstädtisches, theils malerisches Bild. Heinrich von Littrow, der Sohn des Wiener Astronomen („Die Wunder des Himmels“), gibt in seinem „Fiume“ mehrere Abbildungen der Stadt in den früheren Jahrhunderten, wo sie gleichsam nur wie ein festunggrenztes Vogelnest erscheint, das sich ebenso gegen die vom Gebirge kommende Bora, wie gegen den Seesturm des Quarnero zu schützen sucht. Damals hieß die Stadt nach ihrer Hauptkirche noch Sankt Veit, und zwar mit dem Zusatze „am Pflaumb“ (Flume),

worunter man das „Flüßchen“ Recina mit seinem kleinen Fischerhafen verstand. Heutzutage hat man dem „Pflaumb“ ein neues Bett gegraben, in der alten Fiumara aber liegen nur noch die kleinen Fischerbarken und andere mit Gemüse, Wein oder Holz beladene Schiffe. Man sieht es den kleinen Traboccoli nicht an, welch einen Wagemut sie und ihre Führer besitzen, wenn sie das stürmische adriatische Meer durchfahren, um ebenso mit den griechischen Häfen, wie mit den Häfen Apuliens oder Siziliens zu verkehren.

Die dalmatinischen Weinbarken legen meist an dem großen Molo an, frei von Zoll, weil Fiume Freihafen ist, nur dem „Dazio comunale“ (der Kommunalsteuer) unterworfen. Ein freundlicher Schiffer aus Lesina zeigte mir sein hübsches Fahrzeug und bot mir von seinem herrlichen Rotwein an, den er für 26 Kreuzer (40 Pfg.) das Liter verkaufte. Es war der erste dalmatinische Wein, den ich trank.

Interessant war es zu sehen, wie der Schiffer, der in seinem alten wollenen Hemde (Maja) ganz stattlich aussah, erst das Glas, dann auch den Heber, einen Guttaperchaschlauch, ausspülte und sodann diesen ansog, um den Wein aus einem Ziegen-Schlauch (Lutro) unten im Schiffsraum in einer Kanne aufzufangen. Sein Sohn, ein munterer Ragazzo dalmato, vervollständigte das Bild. Er lud mich nach Lesina ein, wohin er Ende November zu kommen beabsichtigte. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich mußte der lappischen Frau hoch im Norden gedenken, welche uns einst in ihrem Zelte mit Kaffee bewirtet und die Tassen gradeso ausgespült hatte,

während Ole Ama, der lappische ragazzo, uns anstaunte.

Dicht an dem kleinen Fischerhafen befindet sich eine etwas verwahrloste Anlage, genannt der Scoglietto, überspannt von den gewaltigen Bogen der ungarischen Staatsbahn, welche hier nach Karlstadt und Agram hinaufzusteigen beginnt. An seinem Ende, bei einer Mühle, ist der Zwir, eine sogenannte Schlundquelle (Sorgente sagen die Italiener, Nacimiento die Spanier), deren neun Grad kalte Wasser neben einer hohen Felswand ununterbrochen hinaufwallen. Die Quelle ist der Ausfluß eines der vielen unbekannten Karstströme, welche, wie der Timavus bei Triest, schon den Alten aufgefallen und, wie alles Geheimnisvolle, von großem Reize sind. Man kann stundenlang an diesem etwa zwanzig Meter breiten, dreißig Meter tiefen, von Weiden, Pappeln, Lorbeer- und Nußbäumen umgebenen Becken sitzen und auf den grünen kochenden Wasserkessel blicken. Die Welt ist hier gleichsam hinter uns versunken, und wir fühlen nichts, als das Walten einer großen Natur.

* * *

Ich stieg vom Korso durch einen antiken römischen Bogen zur Altstadt hinauf und zur Jesuitenkirche von Sankt Veit, an deren Eingange eine in der Mauer stecken gebliebene Kanonenkugel an die Beschießung Fiumes durch die Engländer (1813) erinnert. Auf einem Seitenaltare stand ein Junge, neigte sich zu einem Heiligen, küßte ihm Mund und Hände und schmückte den Altar mit zwei Blumensträußern; ein sehr ansprechendes Bild.

Ich ging weiter zur Villa des magyarisierten Erzherzogs Josef, einem einfachen Gebäude inmitten von lauter immergrünen Bäumen und Gewächsen, sodaß ich an einen Kirchhof erinnert wurde. Denn was helfen uns im Spätherbst alle diese Zypressen, Palmen, Lorbeeren und Evonymus, wenn es nirgends gelbe und fallende Blätter gibt? Es ist wie ein altes Gesicht ohne Runzeln, ein Leben ohne Tod. Auch fehlten alle Marmorbilder, welche das dunkle Grün belebten. An ihrer Statt ließen Pfauen, mitten unter Palmen, ihr unmelodisches Geschrei ertönen. Dafür überraschte die Üppigkeit der Vegetation. Ich bemerkte Lorbeertriebe von fast einem Meter Länge. Der Aufseher war, was man einen „forschen“ Ungar nennt, der sich aufbäumte, als ich den „Kaiser“ als Herrn von Ungarn bezeichnete. Man darf ihn hier nur „König“ nennen, sagte seine aus Linz stammende deutsche Frau. Sie klagte auch darüber, daß es in ihrem Hause stark durchregne, und erzählte, daß ihr Erzherzog hier nur im Winter drei Monate zubringe, die übrige Zeit aber in Budapest residiere.

Auch der Giardino publico im Norden der Stadt hat nur immergrüne Gewächse. Man will damit offenbar die Vorstellung erwecken, es gebe hier keinen Winter und keinen Pflanzentod. In der Tat blühten hier noch Rosen und Oleander, und die Teppichbeete mit fußhohen Pflanzen erschienen frisch wie im Frühling. Ist doch das Klima in der besseren Jahreszeit hier ebenso warm wie feucht. Auch der Winter wäre nicht so übel, aber — die Bora! Und der Schnee! Man kann hier mit einem Menschen kaum fünf Minuten

sprechen, ohne daß er zehnmal das Wörtchen Bora im Munde führte. Sie ist das große Schreckgespenst der ganzen adriatischen Nordostküste.

Der Wind spielt an der Adria überhaupt eine große Rolle. Horaz nennt dieses Meer mit Recht ein unruhiges und läßt es einen Mann sein, ebenso wie den darüber fegenden Boreas (aquilo). Die Anwohner schauen daher auch häufiger zum Himmel als anderswo und haben für jede Luftveränderung das feinste Vorgefühl. Ja sie unterscheiden höchst gewissenhaft eine jede Windrichtung, und geben einer jeden sogar einen besonderen Namen. Binnenvölker begnügen sich meist mit einem Nord-, Süd-, West- und Ostwinde, diese Küstenbewohner teilen einen jeden dieser vier Winde nochmals in vier, sodaß sie im ganzen also sechszehn haben.

Mäßig still, oft höchst drückend, ist es in Dalmatien nur in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, allenfalls noch im September; meist tritt dann schon der Scirocco (Süd- und Südostwind) mit unendlichem Regen auf, im Oktober aber der Nordostwind, die Bora, welche man den griechischen Wind nennt. Von da ab bis zum Mai ist es ein ewiger Luftwechsel: bald feuchter Scirocco, bald trockene Bora. Ob derselbe für Kranke wirklich so zuträglich sei, wie die Bewohner der Kurorte von Abbazia, Lussin und Ragusa behaupten, lasse ich dahingestellt. Ich für meine Person, der ich einmal im Frühling und einmal im Herbst in Dalmatien gewesen bin, würde Fremden nur diese beiden Jahreszeiten empfehlen. Wir haben einen ausführlichen Bericht von dem berühmten englischen Reisenden Burton, später Generalkonsul in

Triest, welcher dem Winter in Abbazia, zumal wenn die Bora auftritt, oder die Lorbeerbäume unter dem Gewicht der gefallenen Schneemassen brechen, durchaus kein Loblied singt. Die großen Hôtels, auch die meisten Pensionen, haben sich daher auch mit Öfen versehen, sodaß man es dort im Zimmer ebenso warm und behaglich haben kann, wie zu Hause. Wer von Wien mit dem Tagesschnellzuge nach Matuglie-Abbazia fährt, wird schon unterwegs von den Schaffnern (die dazu von der Südbahndirektion angewiesen sind) höflich gefragt, ob und in welchem Hôtel für ihn ein geheiztes Zimmer telegraphisch bestellt werden solle. Man braucht also nicht in ein eisiges Bett zu steigen.

Und mit der Kälte im Süden ist das durchaus keine Übertreibung. Ich habe Ende Oktober in Ragusa nicht weniger gefroren, als im Winter in Norddeutschland. In einem der vergangenen Jahre fand ich Mitte Oktober in Florenz die öffentlichen Brunnen mit einem so dicken Eise belegt, daß ich Mühe hatte, es mit einem Stock zu durchstoßen. Denn die Bora stürmt unerbittlich auch in diese „ewig blühenden“ Gefilde. In Verona, wie überhaupt in der Lombardei, legt man die Reben im Herbst an den Boden, damit sie nicht erfrieren, und bindet die noch belaubten Zweige der Obstbäume in Form von Zöpfen zusammen, damit sie sich gegenseitig gegen den Frost schützen.

Die über den geringen Besuch im Winter klagenden Bewohner der „Luftkurorte“ an der Adria haben denn auch seit längerer Zeit entschlossen ihr Nizza als einen Sommerbadeort proklamiert, dessen Seebäder alle Kon-

kurrenten in den Schatten stelle. Bekanntlich geht das Publikum dahin, wohin es am entschiedensten gelockt wird. Die Seebäder sind sicher nicht schlecht, aber die Hitze ist im Sommer auch maßlos. Wir hatten am 1. Juni in Fiume im tiefsten Schatten 28 ° R., sodaß wir nichts Eiligeres zu tun hatten, als mit der Eisenbahn auf die Karsthöhe nach Sankt Peter zu fahren, wo es gestattet war, wieder frei zu atmen. In dem Glutkessel von Cattaro beträgt die Hitze oft sogar 29 ° R.

Soviel von der Temperatur in Dalmatien, an welche zu denken der ebenso große wie herrliche Kurort Abbazia („Abtei“) auffordert.

Gute Fußgänger wandern von Fiume dorthin auf der großen Straße nach Norden, an der Marineakademie und der Torpedofabrik von Whitehead, dem Großvater der Fürstin Herbert Bismarck, vorüber, bis Voloska. Hier beginnt sehr bald Abbazia selbst, indem sich Hôtel an Hôtel und Pension an Pension reiht, eins immer prächtiger wie das andere, alle mitten in Lorbeerhainen gelegen und mit unbeschränktem Blick auf den male-
rischen Quarnero, das Küstengebirge und die Inseln. In der guten Jahreszeit, das heißt im Mai und Oktober, ist es in der Tat ein kleines Paradies, das nur den Fehler hat, ein wenig zu weit ab vom Westen Europas zu liegen; denn man braucht von München ab fast vierundzwanzig Stunden bloß bis Triest. Abbazia, an der italienischen Riviera gelegen, würde die dortigen berühmten Kurorte überflügeln.

Die Italiener, welche um so mehr nach einer Ausdehnung verlangen, als sie überall, zu Lande und zu

Wasser, geschlagen werden, rechnen diese Südküste Istriens noch zu Italien. Eben so gern besäßen dieses Abbazia (welches sie auf der ersten Silbe betonen) auch die Ungarn, die hier zahlreich vertreten sind und sich durch einen großen Wagemut an ihrem Spieltisch auszeichnen. Ein Gewinn oder Verlust von vielen hunderttausend Kronen gilt hier noch nicht als etwas Auffallendes. Auch ein junger Freund von mir, den ich in Neapel kennen lernte, ein Arzt aus Budapest, spielte hier und gewann ein gutes Stück Reisegeld. Indem er sich froh entfernen wollte, stellte sich ihm ein alter, höchst würdiger Herr in den Weg, überreichte ihm seine Karte, die ihn als den Fürsten v. R. bezeichnete, und bat, nein forderte mit jenem Tone, den ein hoher Aristokrat einem jungen Plebejer gegenüber gern anschlägt, ein Darlehn, dessen Betrag ungefähr dem Gewinne des letzteren gleichkam. Aufgezogen in dem ungeheuren Respekt vor allem, was in Ungarn aristokratisch, wagte der junge Mann — übrigens selbst ein Magyar — nicht zu widersprechen; er reichte dem Fürsten die verlangten Hundertkronenscheine hin.

„Sie erhalten das Geld in kurzem wieder“, bemerkte dieser leichthin. „Bitte, monieren Sie mich doch. Man vergißt ja wohl solche Kleinigkeit.“

Der junge Doktor unterließ es allerdings, zu monieren, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß der Fürst mit dem großartigen Namen es hier schon seit langem so treibe. — —

Ich saß auf einer Bank unter einem Lorbeerbaume und schaute auf den durch einen starken Drahtzaun

vom Meere abgetrennten Badeplatz, in der Hoffnung, einen Hai zu erspähen. Leider vergeblich. Der „Menschenhai“ (Carcharodon Rondeletti) beunruhigt schon seit längerer Zeit die Küsten des adriatischen und des Mittelmeeres, namentlich seit der Eröffnung des Suezkanals, welcher ihm einen bequemen Eintritt aus dem Roten Meere, seiner eigentlichen Heimat, gestattet. Daß er schon früher im Mittelmeer vorgekommen sei, entnehme ich der Bemerkung von Kopisch, dem Entdecker der Blauen Grotte auf Capri (1826), daß er dabei nichts weiter gefürchtet habe, als die etwaige störende Dazwischenkunft eines Hais. Denn man konnte die Grotte damals nur schwimmend erreichen.

Man kann sich nun leicht denken, welch ein dauerndes Schreckgespenst dieser Hai in dem hocharistokratischen Badeort sein müßte, hätte man nicht die Badestelle durch einen Drahtzaun gegen das Meer abgesperrt. Immerhin mag es mit einiger Aufregung verbunden sein, wenn ein neben diesem Drahtzaun Badender plötzlich in den furchtbaren Rachen dieses Ungeheuers blickte. Und gefräßig ist es bis zum Übermaß. Hat man in seinem Magen doch schon ganze Matrosenstiefel gefunden.

Ich machte hier auch die Bekanntschaft einer deutschen Dame aus Rom, welche sich mit ihrem schönen Knaben auf einer Besuchsreise befand. Sie besaß mit ihrem Mann ein großes Café in Rom, klagte aber bitter über die Unehrllichkeit der Italiener, namentlich in den dortigen besitzenden und angeblich gebildeten Kreisen. Von einem Umgange könne gar keine

Rede sein. Wenn man sich mit einem dieser Herren, selbst einem Deputierten oder Senator, auch nur entfernt einlasse, so sei das erste: ein Verlangen nach einem Darlehn oder einer Wechselunterschrift. Es bedürfe der äußersten Zurückhaltung, um nicht fortwährend Verluste zu erleiden.

Jene Herren, die in keinem Falle arbeiten, aber gut leben wollten, hegten Tag und Nacht nur den einen Gedanken: wie lebe man auf fremde Kosten?

Dagegen verdiene, so sagte sie, das niedere, arbeitende Volk alles Lob. Es werde aber von Staat, Kommune und Kirche förmlich ausgesogen.

Auf dem Rückwege zur See mit dem kleinen Schraubendampfer Cittadino schüttelte uns der heftige Garbino (Südwest, der römische Auster und Africus) in der Art, daß sämtliche Mitreisende seekrank wurden. Ich erwartete in jedem Augenblick eine Katastrophe.

Tersatto.

Wohl der schönste Punkt unmittelbar bei Fiume ist das auf einer bedeutenden Höhe im Süden liegende kroatische Tersatto mit einer weitberühmten Votivkirche und dem Schlosse des Grafen Nugent. Man überschreitet die Brücke über die kanalisierte Recina bei dem Fiumarahafen und hat nun die Wahl, dem Fahrwege hinauf zu folgen, oder den endlosen Treppenweg mit seinen 410 Stufen zu betreten, welcher, beschattet von herrlichen Zürgelbäumen (*Celtis australis*), in einer halben Stunde zu der Höhe führt. An den einzelnen Absätzen stehen Kapellen, vor denen man ausruhen mag. Fromme Pilger legen wohl den ganzen Weg auf den Knien zurück, wozu sie viele Stunden brauchen mögen. Der breite steinerne Stufenweg stammt bereits aus dem Jahre 1730, wie die einzelnen Zahlenbuchstaben eines lateinischen Chronostikons über dem Eingangstore unten angeben.

Die Franziskanerkirche oben ist modern, erst 1453 von einem Grafen Frangipani erbaut, und zwar über den Fundamenten des Hauses der Mutter Jesu in Nazareth. An diese Kirche knüpft sich ein Wunder. Jenes Haus erhob sich nämlich in Palästina im Mai 1291 in die

Luft und erschien, von Engeln getragen, am 10. dieses Monats in Tersatto, wo es bis zum 10. Dezember 1294 verblieb. An diesem Tage verließ es seine Stelle hier und begab sich über das adriatische Meer hinweg nach Loretto, wo es noch heute in der weitberühmten Wallfahrtskirche verweilt. Durch seine, wenn auch nur ephemere Anwesenheit in Tersatto ist die Stelle geheiligt. Sie wird jährlich von Tausenden von Pilgern besucht, namentlich aber von Seefahrern und Schiffen, welche als Dank für ihre Errettung aus Seegefahr eine große Zahl von Bildern aufgehängt haben. Die meisten stellen ein Schiff in Seenot dar, mit Inschriften wie: colpo di vento, uragano, ciclone, temporale nel golfo Adriatico, nel golfo di Gascogna usw. Auf einigen erblickt man nur das stürmisch bewegte Meer, auf anderen auch noch den hell sich öffnenden Himmel und die Jungfrau mit dem Kinde. Daneben überrascht eine Photographie aus der österreichischen Nordpolexpedition Weyprechts (1872—74). Auch hängen hier die sogenannten „Jungfernkranze“ der vor dem Stapellauf eingegesegneten neuen Schiffe.

Neben dem Hauptaltare befinden sich Fresken mit lateinischen Inschriften, welche die wundervolle Geschichte der Kirche erzählen; auch zwei große silberne Leuchter und zwei türkische Roßschweife, Geschenke des Kaisers Leopold I. In einem finstern Gange hinter dem Hochaltare wird ein Kamin gezeigt, der gleichfalls aus Nazareth stammen soll.

Ich bin weit davon entfernt, über all diese heiligen Dinge zu lächeln. Für den, welcher glaubt, liegt in

der Inschrift beim Eingangstor der Kirche: Regina coronata (slawisch Marija milosti puna) ein tiefer Sinn. Auch gedenke ich des Goetheschen: „Ach wie beseligt uns Menschen ein falscher Begriff!“

Was aber die Familie Frangipani betrifft, so stammt der Ehrenname „Brotbrecher“ von einem Grafen her, welcher im Jahre 717 in Rom bei einer Überschwemmung des Tiber sein Brot mit den Armen teilte. Ein anderes Mitglied verriet dafür später im Schlosse Astura den flüchtigen Konradin an dessen königlichen Henker in Neapel.

Die Rollen der Menschen sind im Leben sehr ungleich verteilt.

Tersatto, soweit es nicht kirchlich, gehörte dem Grafen Nugent, einem Irländer, doch spricht man seinen Namen hier französisch aus. Er ruht mit seiner Gemahlin in der Kapelle des alten ruinenhaften Schlosses; seine Büste daselbst stellt ihn mit ausdrucksvollen Zügen dar. Unser Führer, ein Franziskaner, Laienbruder und Organist, zeigte uns auch die bedeutende Sammlung antiker Statuen aus Minturnum, ein einstiges Geschenk Ferdinands I., früheren Königs von Neapel, an den Feldmarschall Nugent, und die vom Schlachtfeld bei Marengo (das deutsche Maring!) genommene französische Siegessäule mit dem Adler und einer lateinischen Inschrift; auch in der Remise den Leichenwagen, auf welchem die Gräfin Nugent von Paris hierher gebracht worden.

Ein dicker Pfarrer (Župnik) aus Zavrije an der Kulpa meinte, Napoleon habe schon als

erster Konsul jene Siegessäule dem Feldmarschall geschenkt.

Von den antiken Statuen schien mir von hervorragender Bedeutung ein Ganymed mit dem Adler, eine Juno und eine Venus mit herrlicher Gewandung. Ich hatte von diesen Statuen noch niemals gehört.

In einer kleinen Schenke gab es schließlich vortrefflichen Most, auch waren dort zwei Damen, welche aus Malta gekommen waren, um die Heimat ihrer Mutter, einer Fiumanerin, zu besuchen. Ihr Vater wäre ein Ägypter, so sagten sie. Sie sprachen beide ebenso geläufig italienisch wie englisch; ihr Arabisch verstand ich leider nicht. Sie gehörten zu den Freisinnigen und erzählten von ihrem Besuche in Loretto und der dortigen empörenden Mißwirtschaft, indem man den Besuch der Santa Casa nur solchen Pilgern gestatte, welche eine Eintrittskarte für fünf Lire (4 Mark) gelöst hätten. Es sei ein wahrer Jammer gewesen, die armen Leute zu sehen, die eine so hohe Summe nicht besessen und nur ganz von ferne ihre Sehnsucht hätten befriedigen können. Einer von diesen habe es versucht, sich heimlich einzuschleichen, sei aber vom Aufseher mit einem brutalen Stoß zurückgeschleudert worden. Auch in Loretto sei übrigens der Fußboden von den auf den Knien um die Santa Casa Rutschenden tief ausgeschliffen, wie hier rings um den Hauptaltar der Kirche.

„Waren Sie in Cordova?“ fragte ich. Sie verneinten.

Auch dort bildet der Fußboden um das Allerheiligste der Mauren eine tiefe Rinne, von den Knien all der An-

dächtigen, welche hier einst Trost und Verzeihung suchten. Die Menschen sind und waren eben zu allen Zeiten dieselben. Zerknirschung gilt als Heiligung.

Es ist ein ganz wunderbarer Blick von der Höhe Tersattos in das tiefe Felsental der Recina im Osten und über die Stadt, den Hafen und den Quarnero im Westen. Schon dunkelte es am Abendhimmel. In Fiume und Abbazia flammten die Lichter auf. Die kahle hohe Učka im Norden aber leuchtete im Abendrot wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. — —

Im Café Lloyd gab es noch ein gemütliches Stündchen mit dem dicken Pfarrer, der vom Bischof Stroßmayer und seiner Heimat erzählte, und einem halskranken Kaplan aus Bukari, welcher zu sterben fürchtete. Ich redete ihm Mut ein und riet ihm, sich an die Madonna in Tersatto zu wenden.

„Die ist nur für die Seefahrer“, meinte der Pfarrer. — —

„Mali, zahlen!“

Mali („Kleiner“) heißt in Kroatien aber ein jeder Kellner, und wäre er auch von Person ein Riese.

Von Fiume nach Zara.

Zur Orientierung.

Noch voll von dem in Tersatto Gesehenen, verfolgte mich in der Nacht im halben Schläfe ein eigentümlicher Gedanke, nämlich: wie sind die Gläubigen eigentlich auf die seltsame Sage von dem Fluge der Santa Casa gekommen? Das Absurde, das heißt das mit den Naturgesetzen Unvereinbare, ist nicht immer bloß exzentrisch, es stützt sich oft auf einen natürlichen Vorgang, welchem nur die Phantasie des Volkes das Gepräge eines übersinnlichen Ereignisses, also eines Wunders, verliehen hat. Diese Volksphantasie erzeugte einst die märchenhafte Argonautenfahrt nach Kolchis, das heißt, sie schuf aus einer gewöhnlichen Entdeckungsfahrt oder Handelsverbindung jene Geschichten von dem wunderbaren Goldenen Vließ*), dem Kampfe um dasselbe, die Flucht der Medea mit dem Führer Jason, deren Verfolgung durch den Vater Aeetes, und den Mord an dem Brüderchen Absyrtos, behufs ihrer Rettung. Ja, diese Volksphantasie stattete sogar das Schiff der griechischen

*) Das Goldene Vließ ist bekanntlich nichts anderes als das Schaffell, welches man in goldführende kolchische Flüsse legte, um die Goldkörner aufzufangen.

Abenteurer, die Argo, mit übernatürlichen Kräften aus, und machte aus ihr eine Art belebtes Wesen. Nach einer späteren griechischen Sage kehrten die Argonauten nicht auf dem Wege durch die „Meerengen“, den Bosphorus und die Dardanellen, zurück, sondern wählten vom Schwarzen Meere aus den Weg die Donau aufwärts; dann auf der Save, bis zu dem heutigen Laibach, von wo sie ihre Argo auf Walzen über das feste Land zogen, um schließlich das Adriatische Meer zu erreichen, wo sich dann die Ereignisse mit der Verfolgung durch den Vater Aeetes und dem Morde des kleinen Absyrtos bei den nach diesem benannten absyrtidischen Inseln Cherso und Lussin zutrugen. Die hiesige mittelalterliche Sage bevorzugt überhaupt gern das damals ferne, zum Teil geheimnisvolle, Adriatische Meer. Auch ein neuerer Schriftsteller läßt den Apostel Paulus, statt auf Malta, an der dalmatinischen Insel Meleda (was allerdings derselbe Name ist) Schiffbruch leiden. Selbst Shakespeare verlegt den Schauplatz seines Dramas: „Was Ihr wollt“ nach dem sagenhaften Illyrien an der Adria. Dichtung und Sage fliehen gleichsam das Nahgelegene und Lichte; sie verlangen nach dem Nimbus der Ferne und des Unbekannten.

Wie wäre es nun, wenn die Volksphantasie die sagenhafte, geheimnisvolle, zauberkräftige Argo, deren Zug über das Karstplateau von Laibach bis zur Adria unzweifelhaft als ein wunderbares Ereignis erscheinen mußte, aber nun ganz vom christlichen Geiste erfüllt, in ein anderes wundervolles Gebäude, das der Mutter Gottes in Palästina, verwandelt und Wunder über Wunder geschaffen hätte, um eine geheiligte Stätte zu er-

langen, an welcher man seinem religiösen Bedürfnis Genüge leisten konnte. Die Stelle, wo sich die heilige, christliche Argo niederließ, durfte natürlich nur am Meere sein, da es gerade Schiffer waren, welche ein Heiligtum brauchten. So blieb die Santa Casa, eine zweite Arche Noäh, auf der Höhe in Tersatto ruhen, und setzte ihren zauberischen Flug erst fort, nachdem sie dort Anbetung gefunden, und den Leuten, die sich in Seenot befunden hatten oder zur See gehen wollten (denn auf dem Meere lernt man beten), als „Stella maris“ erscheinen konnte.

Es dürfte unmöglich sein, einen Beweis dafür zu führen, daß die Santa Casa in Tersatto nichts anderes sei als die Argo der Argonauten. Aber da sich gern Sage in Sage verwebt, und diese sich in einem ewigen Fluße befindet, vor allem, da es sich nicht um natürliche Vorgänge, sondern um Wunder handelt, darf es vielleicht gestattet sein, auch eine solche Verbindung und Entwicklung der Sagen, wie ich es angedeutet habe, anzunehmen. Freilich gehört dazu, daß man, wenn auch nur für einen Augenblick, dem rein christlichen Wunderglauben entsage und eine gleichsam historische Entwicklung der Sage gestatte.

*

*

*

Es gibt kaum ein Land in Europa, welches so ausgesprochen den Charakter des Wunderbaren und Zaubenhaften hätte, wie Dalmatien. Als zweites könnte nur noch Norwegen genannt werden, das im wesentlichen auch ein Küstenland ist, ein „Thema“, das heißt ein

„Rand“, wie die Byzantiner Dalmatien nannten, im Gegensatze zu dem wilden, spröden Hinterlande; ein Seeland, das aber mit keiner scharfgeschnittenen Küste, wie Italien, ans Meer tritt, sondern sich, oft steil abstürzend, in lauter Brocken und Inseln auflöst, welche doch eigentlich nichts sind als versunkene Bergzüge inmitten der Meerflut. Kein Land, außer Norwegen, hat einen gleich ausgebildeten „Schärenhof“, wie es dort heißt, und eine gleich merkwürdige Inselwelt, ein „Isolario“, welches der festländischen Küste den Rang streitig macht, an malerischer Wirkung sie aber übertrifft. Diese Inseln, welche sich fast alle in der Richtung des festländischen Hauptgebirges, also von Südosten nach Nordwesten (die Dalmatiner sagen einfach: von Osten nach Westen), oft viele Meilen lang erstrecken, gehören, namentlich je weiter nach Süden, zu dem male- rischesten, was man sich denken mag. Ein „Capri“ und „Ischia“ bildet hier gleichsam die Regel. Im Norden Dalmatiens sind sie flacher, weniger gegliedert, gerade so wie die im südlicheren Teile des norwegischen Nordlandes. Was in Norwegen die Lofoden und die anderen Inseln im höchsten Norden, sind in Dalmatien die wundervollen Inseln Brazza, Lesina, Lissa, Kurzola, Lagosta und Meleda im Süden des Landes, lauter herrliche und phantastische Gestalten.

Und diese Inselwelt wird von einem gewaltigen Küstengebirge begleitet, einer einzigen, nur an zwei Stellen von der Cetina und der Narenta, durchbrochenen Kalkmauer. In Norwegen führen zahlreiche Fjorde aus der Inselwelt bis tief ins Innere des Landes; Dalmatien

hat nur einen einzigen namhaften: den Golf von Cattaro, dessen Gestalt manchen an die des Vierwaldstätter Sees erinnert hat. Dafür ist es aber reich an den sogenannten Schlundquellen, welche die Kroaten Zwir, Vril oder Vrullia nennen, die bald mitten im Lande, am häufigsten aber am Fuße des Gebirges, oder gar mitten im Meere „aufwirbeln“; eine höchst wunderbare Erscheinung, nur der Karstbildung eigen und von ganz rätselhafter Erscheinung. In dem fast wasserlosen Dalmatien, wo man das Regenwasser nur in Zisternen sammelt, spenden sie bei künstlicher Ausbeutung köstlichen Trank und die zum Betriebe von Maschinen erforderliche Wasserkraft.

Wie in Norwegen die Schärenflur sich allmählich im Meere in immer kleinere Gebilde auflöst und allmählich ganz verliert, so gibt es auch in Dalmatien überall die sogenannten Scoglien, meist flach gestaltete und vegetationslose Klippen, selten bewohnt, und dann nur von armen Fischern, im wesentlichen die niedrigen Kuppen und Spitzen des im Meere versunkenen Kalkgebirges. Man hat sie, nach Analogie der Inselchen an der Westküste Schlesiens, wohl gar die Halligen Dalmatiens genannt. Sie leiden alle unter der Wasserarmut; die Bewohner verdursten inmitten der unendlichen Meeresflut, wie die Schiffer auf hoher See, denen das Wasser ausgegangen ist.

Ich weiß das Wort Scoglien etymologisch nicht zu deuten. Vielleicht hängt es mit dem Urwort S—cheria und Skjär (Schär) zusammen, selbst mit dem griechischen Skyros, was alles nichts weiter bedeutet als „Insel“.

Da im Italienischen und in anderen Sprachen die Buchstaben l und r oft verwechselt werden, so braucht man statt Scoglien nur Scorien zu sprechen, um eine starke Annäherung an S—cheria und Skjär zu haben.

Im Leben der Schiffer und Fischer spielen die Scoglien keine kleine Rolle; jene scheitern daran, diese hungern auf ihnen, obwohl sie bedürfnislos sind, da sie nicht einmal Lust haben als Marinari zur See zu gehen. Die Tiere, Schafe und Ziegen müssen sich helfen, so gut sie es vermögen; ein wenig Wasser finden sie wohl in den Vertiefungen des Bodens, im schlimmsten Falle saufen sie auch das Salzwasser des Meeres. So sagte mir wenigstens ein Dalmatiner, als wir von Ancona nach Zara fuhren.

Man könnte die Scoglien als herrenlose Eilande bezeichnen, oder, was der slawischen Anschauung besser entspricht, als ein gemeinschaftliches Eigentum der Bewohner. Auf den Inseln dagegen ist der Besitz bereits geschieden. Man erblickt auf den unendlich kahlen Felswüsten oft lange Mauern, welche die einzelnen pascoli, Weiden, von einander trennen. So kommt keiner dem anderen mehr in die Quere. Gegen die Tiere, namentlich die Ziegen — die „Kuh des Armen“ —, die eigentlichen Verwüster des Waldes, welche alles fressen und nichts aufkommen lassen, dienen, wie in Spanien die dehesas, die sogenannten coronali, im „Kreise“ aufgeführte Steinwälle, darinnen eine dürftige Kultur denkbar ist. Freilich gibt es hier wohl auch Wälder, vor allem grüne, herrliche Täler (valli, auch die Häfen heißen so), in denen alles wächst, was ein

Menschenherz erfreut. Aber sie sind selten genug. Wie Spanien im wesentlichen eine Steppe ist und die Kulturen dort gleichsam nur eine Ausnahme bilden, so auch in Dalmatien. Vielleicht gab es auch hier einst Wälder, welche den Regen auffingen und eine Ackerkrume festhielten. Aber schon im Altertum klagte man über die Baumarmut hier*) und es liegt in der Natur des Kalkbodens, nicht zu verwittern. Von den Bergen gar haben die Bora und die Weststürme die letzte Ackererde hinweggeblasen, die Regengüsse sie dem Meere zugeführt, sodaß der Reisende Kohl mit Recht gesagt hat, der Kulturboden liege jetzt meist tief unten auf dem Meeresgrunde.

So blickt denn das Gebirge überall baum- und vegetationslos in die Kultur- und Inselwelt hinein, freilich mit einer Schönheit und südlichen Farbenpracht, wie sie gerade dem nackten Kalkfels eigen ist.

Alles in allem genommen ist die dalmatinische Natur keine westliche, europäische mehr, sondern eine östliche, griechische; geradeso wie die spanische Natur weit mehr an Afrika erinnert, als an Europa.

Die Fahrt.

Es war ein tiefdunkler, regnerischer Oktobermorgen, als wir von Fiume mit dem Dampfboot „Nil“ ausfuhren. Die Karten zu der Fahrt mußten in einem

*) Rara, nec haec felix, in apertis eminet arvis
Arbor, et in terra est altera forma maris.

kleinen Wärterhäuschen, bei dem Scheine einer rauchigen Öllampe, genommen werden, auch wurde unser Gepäck zollamtlich untersucht, da Fiume Freihafen, also nur alles Einkommende zollfrei ist.

Die Fahrt ging erst nach Malinska auf der verhältnismäßig flachen Insel Veglia (slaw. Krk), während Cherso im Westen hoch aufragte. Als es heller wurde, erschienen die Dörfer und Häuser auf der kroatischen Festlandküste wie Perlenschnüre. Über dem felsigen Hochlande erblickte man das mächtige Gebirge Kapella.

Malinska liegt in einem Walde von Ölbäumen, welche in Dalmatien nicht grau sind, wie in Italien, sondern tiefgrün. Indem das Schiff vor- und rückwärts manövierte, zerschlug die Schraube das grünliche Wasser des Meeres in Millionen von kleinen Luftbläschen, sodaß es nun bläulichweiß erschien. Die Fischer ruderten ihre Boote, indem sie darauf standen, wie die Gondoliere in Venedig, das ja fast nach jeder Richtung hin für Dalmatien den Ton angegeben hat. Es stiegen hier viele Personen aus, alles äußerst häßliche Menschen, die mich lebhaft an die Ostsee- und Haffbewohner in Ostpreußen erinnerten, welche ursprünglich ja ebenfalls Slawen waren. Vergebens spähte ich nach einem eigentlich italienischen Gesicht. Ist doch in ganz Dalmatien das Italienische kaum mehr als die oberflächliche Tünche an einem von rohen Steinen aufgeführten Gebäude: ein bloßer Firnis, den Zeit und Menschen in nicht langer Zeit werden abgewischt haben; ja man kann sagen, er ist nichts als der Öltropfen auf dem weingefüllten Fiasco, den man abschüttelt.

Am Ufer lagerten große Haufen Knüttelholz. Die Leute schlagen es in ihrem eigenen Walde und fahren es im eigenen Trabaccolo, oft von der ganzen Familie begleitet, nach Venedig, wo die Erwachsenen es an der Riva der Slavonen feilbieten, die Kinder aber die Fremden anbetteln. So war es schon vor Jahrhunderten und wird es noch lange bleiben.

Das Schiff wandte sich wieder nordwärts und umfuhr die Punta Jablanac, die Nordspitze der langgestreckten Insel Cherso (slaw. Cres), und befand sich nun in dem eigentlichen, vielberufenen Quarnero, dem Schrecken der Schiffer. Wir hatten zur Rechten die istrianische Küste, zur Linken das felsige, wettergepeitschte, ganz kahle Cherso, mit seinen von langen Steinmauern begrenzten Weideplätzen. Der erste, engste Teil des Quarnero wird nach der Punta Farasina, darauf ein Steinhaus mit einer „Laterne“ steht, der Kanal von Farasina genannt. Hier befindet man sich wie in einem liegenden Schornstein, durch welchen bald die Bora, bald der Garbino mit unerhörter Gewalt rasen. Das Meer war hier, wie überall, auffallend arm an Schiffen. Später blickte man links in die weite Bucht (vallone) von Cherso, das wir nicht anliefen. Mitten in dem jetzt erweiterten Quarnero erscheint der unscheinbare Scoglio Zaglava, westlich von der Punta Pernata, mit Leuchtturm. Zaglava bedeutet: an dem Kopf. Sobald der Scoglio Gattiola, ebenfalls mit Leuchtturm, erreicht war, steuerte das Schiff nach dem Orte Ossero auf Cherso. Von hier führt eine Drehbrücke nach der Insel Lussin und weiter eine Fahrstraße nach Lussin piccolo, welches der Dampfer

jedoch erst auf der Westseite der Insel erreicht, wobei man noch den Ausblick westlich auf die Inseln Unie, Cannidole und Sansego hat, alle flach und deshalb merkwürdig, weil sie mit Flußsand bedeckt sind und gänzlich wie Dünen erscheinen.

Lussin piccolo liegt an einer Art Fjord der Insel Lussin (slaw. Lošinj), einen großen, an dem Bergufer aufsteigenden Halbkreis bildend, aus welchem mehrere Hôtels und Privathäuser hervortreten. Denn es hat sich nunmehr, dank der Reklame, nachdem Professor Schrötter es ursprünglich als Winterkurort für weniger Bemittelte empfohlen hatte, zu einem vielbesuchten, vornehmen Winter- und Sommerbadeorte entwickelt. Nicht weniger berühmt ist es geworden durch die astronomischen Berichte von der hiesigen Sternwarte. Trotz alledem hat sich hier eine massive Windmühle mit ihren acht dreieckigen Flügeln (Segeln) erhalten, ebenso der als Windfahne dienende Engel mit erhobener Hand auf dem Kirchturm; und sicher wird noch immer der Hum Piljak im Süden, der „Tränenberg“, von den Weibern der Kapitäne und Matrosen besucht, um den Abfahrenden mit den Blicken zu folgen und die Kommenden zu erwarten.

Lussin ist ein Hauptort für den Schiffsbau, oder war es vielmehr, denn die Dampfschiffe haben die „Cantieri“ (Schiffsbauplätze) verödet. Dafür aber bleibt es ein Zufluchthafen (Porto di poggiate) für die vom Süden kommenden Schiffe, wenn es im Quarnero gar zu sehr stürmt. Die hölzernen, hier gebauten Schiffe hießen einst die liburnischen, was die deutschen Seefahrer in „Lebarn“

verunstalteten. Sie befuhren die sämtlichen europäischen Küsten. Auf einem von ihnen befand sich einst das berühmte „Danziger Bild“, das wundervolle Altarbild Memlings in der Marienkirche. Mit diesen Schiffen wetteiferten nur noch die ebenso berühmten ragusäischen, deren Herkunft noch in den englischen Argosies erkennbar ist.

Der Hafen von Lussin piccolo wird Val d'Augusto genannt, weil angeblich die Flotte des Kaisers Augustus hier einen ganzen Winter vor Anker gelegen hat. Auch wird vielleicht mit Recht angenommen, daß seine Flotte in der Schlacht bei Actium vorzugsweise mit Dalmatinern bemannt gewesen sei.

Wir fanden die Schiffe im Hafen alle geflaggt, weil es der Namenstag des Kaisers von Österreich war. Ein seltsamer Gedankensprung über fast zwei Jahrtausend hinweg. Wen wird man wohl nach weiteren zweitausend Jahren hier feiern? —

Auf den Lloyd dampfern verkehren in Dalmatien die Reisenden noch mit einander wie in der guten alten Zeit. Immer gibt es Beamte und Offiziere, welche Land und Leute kennen, besonders aber eine große Zahl von Handlungsreisenden aus Triest. Der Hauptimport besteht aus ungarischem und russischem Mehl. Diese Mehltreisenden kennen so gut wie alles und sind eine wahre unversiegbliche Schlundquelle für den neugierigen Fremden.

Ich fragte zum Beispiel einen von ihnen nach dem Verhältnis der „Autonomen“, das heißt der Italiener, zu den „Nationalen“, den Slawen, die zu einem Fünftel

Serben, zum größten Teile aber Kroaten sind, während an Italienern nur etwa vierzehntausend hier leben.

„Sie hassen sich alle bis aufs Blut“, lautete die Antwort, „doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Nationalen schließlich gänzlich die Oberhand gewinnen werden. Ragusa war immer slawisch; Spalato ist ebenfalls von ihnen erobert; nur Zara hält sich noch. Die Landbevölkerung ist ganz und gar slawisch. Die eigentlichen Fanatiker sind, wie überall, die ‚Quasi-Unterdrückten‘. So weit Slawen, namentlich Serben, möchten sie sich am liebsten russifizieren; ja es gibt Personen, welche sich demonstrativ in russische Pelze kleiden. Die Italiener führen dagegen ihre reiche Literatur, ihre Kunst und Musik ins Feld und ihre geschichtlichen Erinnerungen. Wenn möglich, möchten sie zu Italien gehören, wie auch die Trientiner und die Triestiner. Wie oft deklamieren sie nicht das Petrarcasche, an Italien gerichtete:

Salve cara Deo tellus, carissima salve!

Sei mir begrüßt, du von Gott geliebte,
geliebteste Erde!

Sie sind die Irridentisten, die ‚Unerlösten‘, die von Österreich nichts wissen wollen, während die Slawen zwar eine andere Verbindung nicht wünschen, aber doch gern ein eigenes Königreich Dalmatien bilden möchten, oder noch besser (mit Kroatien) ein Großkönigreich Kroatien, oder (die Serben) ein Serbo-Kroatien.

Die Regierung schwankt von den einen zu den anderen. Einen frischen Wagemut hat sie nur gezeigt, als sie die bis dahin ganz italienisch organisierte Flotte

germanisierte. Alle ihre Schiffsleute, vom ersten bis zum letzten, sprechen deutsch und sind stolz darauf. Im übrigen läßt sie die Dinge gehen, wie sie gehen wollen.

Die Verwaltung des Lloyd hat diesen Mut nicht; es stehen damit so viele Interessen im Widerspruch. Und doch wäre es eine große Wohltat für die Gesellschaft, welche nur mit einer sehr großen staatlichen Unterstützung bestehen kann, wenn sie sich germanisierte und die jetzige Indolenz der deutschen Tüchtigkeit Platz machen möchte. Vielen Nichtdeutschen ist das rein persönliche Interesse etwas so Selbstverständliches, daß sie die deutsche Gewissenhaftigkeit lächelnd nur als bloße Pedanterie bezeichnen. Sie erinnern darin an die Amerikaner, nur daß ihnen deren Kraft und Ausdauer fehlt.“

„Wie verhält sich dazu die öffentliche Meinung?“ fragte ich.

„In Österreich stehen alle Zeitungen im Solde der Gesellschaften, und zwar wird das auf die unverfänglichste Weise von der Welt gemacht. In Wien zum Beispiel reicht vor dem Beginn eines Jahres die Redaktion einer jeden Zeitung der ‚Südbahn‘ ein Verzeichnis ihrer Mitarbeiter ein, welches natürlich hunderte von Namen umfaßt. Jeder dieser enthält dann von der Gesellschaft eine Jahreskarte, welche ihn berechtigt — bei Bezahlung des Preises für die dritte Klasse — jede andere zu benutzen. Aber der so privilegierte Reisende und die Zeitung haben dafür die moralische Verpflichtung, nichts gegen die Gesellschaft zu veröffentlichen.“

Ob ein ähnliches Verfahren bei den Schiffsgesellschaften stattfindet? — Ich weiß es nicht, aber alle Handlungsreisenden fuhren in Dalmatien auf dem ersten Platz, während sie — wie sie erzählten — nur für den dritten bezahlt hatten. Eine gleiche Vergünstigung genießen in Österreich alle Beamten und Militärpersonen, wenn sie im Dienst reisen, auf Grund eines Gesetzes. Ich bekam überhaupt den Eindruck, daß alle Einheimischen, namentlich alle Pensionäre und deren Familien, an jener Vergünstigung teilnahmen. Nur die Fremden bezahlen ganz und voll. Diesem Unwesen könnte nur durch eine strenge Kontrolle oder durch Verstaatlichung der Gesellschaft ein Ziel gesetzt werden; vor allem durch Germanisierung. Der Verstaatlichung steht aber ein in Österreich fast unüberwindliches Hindernis entgegen: das Interesse der Aktionäre. Auch der Streit der verschiedenen Nationalitäten verhindert jede gesunde Reform.

* * *

Ich fragte den freundlichen, lebhaften und schwarz-äugigen Kapitän des „Nil“, Andrawitsch, welcher aus Castellnuovo stammte, ob das Schiff stets von einem Lotsen geführt werde. Er bejahte es und bemerkte, daß zu der ganzen Tour von Fiume bis Cattaro ein einziger Lotse genüge. Freilich bliebe das Schiff an einigen Orten zur Nacht, sodaß er sich ausruhen könne.

Ihre Kenntnis des hiesigen fast durchweg mit Inseln und Scogliën durchsetzten Meeres („unrein“ heißt es in Norwegen) würde unbegreiflich sein, wüßte man nicht,

daß die dalmatinischen Lotsen meist aus dem Stande der Fischer und Schiffer stammen und von frühester Jugend auf dieses Meer befahren haben.

* * *

Als wir bei der flachen Insel Selve (slaw. Silba), mit schönen Ölbäumen, hielten, fiel es mir lebhaft auf, daß alle diese Eilande eigentlich recht farbenarm sind, und daß alles, was man erschaut, ganz matt erscheint, etwa wie ein Aquarellbild. Es fehlen die satten, leuchtenden Ölfarben. Freilich hatten wir wenig Sonne.

Es ließen sich in Selve keine Männer sehen, da alle, wie es hieß, sich auf See befänden; dafür stiegen ein paar alte Weiber auf und ein Fräulein mit Schleppe, Ponnyhaaren und dazu embelletata, „schöngemacht“, das heißt geschminkt. Als sie ihren kolossalen Hut ablegte, probierte ihn eine wahre Megäre auf und sie sah einem Haubenstock sehr ähnlich, fast wie die Sphinxgestalt an der Pyramide bei Gizeh. Das Fräulein ging nach Zara „mit allen ihren Hühnern“, wie die Spanier sagen, nämlich zwei Kurren und drei Hennen. Unter Kurren versteht man hier, wie in Ostdeutschland, Truthühner; das Wort kommt aber vom altarischen Churrus, „Hahn“, her. Bekanntlich können die Kurrhähne entsetzlich böse sein und schimpfen, nur der Gesang ist ihnen und auch ihren Weibchen versagt. Daher die Redensart von einem Menschen, der dumm ist oder sich nicht recht ausgiebt: „er hat es im Innern, wie die Kurre den Gesang“.

Der „Nil“ war vor kurzem renoviert worden und hatte eine neue starke Maschine erhalten. Daher

kamen wir in Zara statt um neun dreiviertel, schon um acht Uhr abends an. Es regnete zwar nicht Schusterjungen, wie es in Dänemark heißt, dafür aber mindestens Bindfäden. Ein Handlungsreisender nahm sich meiner freundlich an: bei der Dogana und bei der Suche nach einem Unterkommen. Es befand sich nämlich zurzeit eine italienische Operngesellschaft in Zara, vierundsechzig Personen stark, welche alle Fremdenzimmer in Beschlag genommen hatte. Wir wanderten suchend durch die engen, von Petroleumlampen mühsam erleuchteten Gassen. Im ersten Gasthofe — alles voll; ebenso im zweiten, nicht weniger in zwei Privathäusern. *Lasciamo ogni speranza*, sagte ich, bleiben wir die Nacht auf dem heimatlichen Nil! Ist doch der Lloyd dampfer noch immer das beste Hôtel in Dalmatien!

Endlich nahm uns in der *Calle larga* (die aber sehr eng ist) eine schwarzäugige, korpulente Dame auf, von der wir später erfuhren, daß sie einen sogenannten „Salon“ hielte. Sie erinnerte mich an die „Witwe von Pisa“ der Heyseschen Novelle.

Auf dem Schrank in unserm gemeinschaftlichen Zimmer standen zwei große schwarze Katzen, aus Plüsch geschnitten und auf Pappe aufgeklebt, beide mit roten, feurigen Augen. Diese Katzen (ein Wort, das man im Italienischen nicht aussprechen darf, weil es eine höchst bedenkliche Bedeutung hat) haben mich demnächst auf meiner ganzen dalmatinischen Reise wie zwei Gespenster begleitet.

Im Café gab es an diesem Abend seltsame Zustände. In dem nur dürftig beleuchteten Lokale verkehrten

nicht bloß die Jaderenser (Zara hieß früher Jádera), sondern auch die Sänger und Balletttänzerinnen des gegenüberliegenden Theaters, soweit sie nicht gerade in der Oper „Faust“ von Gounod, die man heute aufführte, beschäftigt waren. Die feineren, theatralisch kostümierten Damen mit weißen Glacéhandschuhen rauchten Zigaretten, die Balletttänzerinnen, weit hintenübergelehnt, saßen mit übereinandergelegten Beinen höchst malerisch da. Dazu der dichte Tabaksqualm, die nassen Kleider der Neueintretenden, die hin- und herlaufenden, oft schimpfenden deutschen Kellnerinnen, schmutzige Tischtücher, umgeworfene Gläser mit rotem Wein — es war in der Tat ein originelles dalmatinisches Bild.

Wir begaben uns bald bei unserer „Witwe von Pisa“ zur Ruhe, da mein Begleiter in der Frühe des folgenden Morgens mit dem „Nil“ weiter fahren wollte. Ich dagegen blieb in dem höchst interessanten Zara.

* * *

Weit freundlicher gestaltete sich unser zweiter Eintritt in Zara, als wir, nämlich meine Frau und ich, an einem herrlichen Maitage von Rom und Ancona kommend, schon zeitig unser Ziel erreichten. Bei Ancona tanzten die Kanonenkugeln auf dem Meere und machten die Flut aufspringen, in den dalmatinischen Schären die Delphine, was nach Angabe des Steuermanns Cesare Mancini, welcher, sechzigjährig, doch schon einundfünfzig Jahre auf See fuhr, den Eintritt des dauernden Frühlings bezeichnete.

Es war eine unsagbar schöne Fahrt; der Auster, „der stürmische Herr des unruhigen Hadria“ (Horaz), ruhte vollkommen; das Meer war wie ein Spiegel. Der Kellner deckte das Essen für uns, die einzigen Passagiere, den Kapitän (aus Palermo) und die beiden Steuerleute, mit der größten Sorgfalt auf dem Deck unter einem Zeltdach; die Speisen waren gut, der dalmatinische Wein vortrefflich, die Unterhaltung belebt. Wer die Italiener recht kennen lernen will, muß dazu nicht die großen Straßen und Städte wählen. Ein Knabe, noch in ganz neuen Kleidern und fast mit Abschiedstränen in den Augen, machte seine erste Seereise als Mozzo, das heißt als Schiffsjunge. Ich schenkte ihm eine Lira und hatte dafür die Genugtuung, die Angebote von sämtlichen 29 Personen der Besatzung auf mich zu laden, die mir alle nur denkbaren Kuriositäten verkaufen wollten, darunter zum Beispiel einen österreichischen Zwanziger von 1763. Denn in den Augen eines Italieners ist der freigebige Fremde sofort ein Krösus.

Die Leute klagten über die Verringerung der Besatzung, denn früher habe sie aus 39 Mann bestanden! Ich mußte an eine schweizer-italienische Grenzstation im Engadin denken, wo auf Schweizer Seite vier Beamte angestellt waren, auf der italienischen aber siebenzig! So ist es in Italien aber überall. Wo in Deutschland ein paar Beamte genügen, gibt es dort fünfmal so viele. Freilich bedarf die italienische Zollgrenze einer weit stärkeren Bewachung als die schweizerische.

Der Steuermann Mancini erzählte mir, daß man bei klarem Wetter (wir hatten einen etwas verschleierte[n] Himmel) in der Mitte des adriatischen Meeres sowohl die italienischen als auch die dalmatinischen Berge erblicke.

Ich bemerke dabei, daß ich einst an einem Oktobertage selbst von Runini, also von Italien aus, das dalmatinische Vellebitgebirge deutlich gesehen habe. Doch herrschte damals allerdings ein feuchter Scirocco, bei welchem die Luft meist ungewöhnlich klar ist.

Wie ihm die Bewohner von Zara gefielen? Die Antwort lautete: „Povera gente, gran lusso, arme Leute, großer Luxus.“

Auf der ganzen Seefahrt hatten wir nur ein einziges Schiff gesehen, welches von Pésaro Schwefel nach Ancona gebracht hatte „für die Reben“. Denn diese Seeleute kennen und wissen, sozusagen, alles.

Ein merkwürdig totes Meer diese Adria, wenn man es mit der Ost- oder Nordsee vergleicht.

Dagegen war der Blick auf die Schneeberge der Apenninen, südlich von Ancona, von großer Schönheit. Ebenso die Bläue des Meeres, doch nur auf der Schattenseite des Schiffes. Es war, wie wenn wir dauernd an einer „Blauen Grotte“ vorüber führen.

Die Einfahrt in die Scoglien bezeichnet ein Leuchtturm, dann geht es in scharfer Biegung in den Kanal von Zara, an der Punta Croce mit weißem Kreuz vorüber, berüchtigt durch viele Schiffbrüche. Noch gefährlicher ist die Punta Amica, euphemistisch so genannt wegen ihrer „Unfreundlichkeit“. Denn hier liegen noch mehr Schiffe im Grunde. In ihrer Nähe ist der so ge-

nannte „Meisterhafen“ (valle di maestro) mit drei starken Bojen, daran sich die Schiffe bei starker Bora befestigen können. Solche Mementos sind in Dalmatien häufig.

In Zara fragte uns der oberste Zollbeamte, ob wir Italiener wären.

„Was, Preußen sind Sie? — Nichts revidieren!“ rief er dem untern Zollbeamten fast heftig zu. „Nichts revidieren!“

Zara.

Das Seetor in Zara ist zwar ein altes römisches, aber aus vielfachen Bruchstücken zusammengefügtes Bauwerk mit einer langen lateinischen Inschrift in Bezug auf die Seeschlacht von Lépanto, welche am 7. Oktober 1571 stattfand.

Diese Schlacht, auf der einen Seite die Türken, auf der andern die südeuropäischen Seemächte, namentlich Venedig und Spanien, entschied definitiv über die Herrschaft des Mittelmeeres; ohne sie wäre dieses ein türkischer Binnensee geworden. Noch heutzutage könnte man den Tag ebenso feiern, wie den Gedenktag der Schlacht bei Salamis, welche eine ähnliche Invasion des asiatischen Kontinents hinderte. Große internationale Veränderungen knüpfen sich meist an einen Kampf zu Wasser. Die Schlacht bei dem nahen Actium entschied über die Weltherrschaft zwischen Antonius und Augustus. Die Vernichtung der karthagischen Flotte machte alle Erfolge Hannibals zuschanden; ohne sie wurde das Mittelmeer ein semitisches. Der Niedergang Spaniens datiert von dem Untergang der Armada. Die Schlacht im Hafrsfjord begründete die Einheit Norwegens (872). Die Schlachten bei Abukir und

Trafalgar zerstörten die weitgehendsten Pläne Napoleons und machten England zur ersten die See beherrschenden Nation. Rußland unterlag im Krimkriege nur, weil es keine Flotte hatte. Dann folgt Lissa usw.

Solche Gedanken kommen dem Reisenden beim Marineter in Zara. Unwillkürlich fragt man, welche neue Seeschlacht demnächst über das Schicksal der europäischen Länder entscheiden wird?

* * *

Ich las über der Porta Marina die auf die Schlacht von Lépanto bezügliche Inschrift, daß Papst Pius V. und König Philipp II. von Spanien ein Bündnis geschlossen hätten „in Selinum Turc. imp.“, und daß die Schlacht geschlagen sei unter Führung von Juan de Austria, Colonna und Sebastiano Venerio. Dieser Letzte war der Befehlshaber der venetianischen Flotte, welcher ein Hauptverdienst an dem Siege zukam. Befehlshaber der türkischen Flotte war jener Uludsch Ali, welchen Rehfues in seinem Scipio Cicala geschildert hat.

Durch das Tor vom Hafen eintretend, hat man sofort die Piazza Marina, die eigentliche Verkehrs- und Arbeitsbörse der Stadt.

Es ist eine nur kleine Stadt, dieses Zara (slawisch Zadar), beschränkt auf die von Osten nach Westen gehende Halbinsel, welche der des alten Bergen in Norwegen gleicht, geschützt im Süden durch die Porporella, eine submarine Mauer, welche dem Andränge des Meeres zu wehren hat. Seit Niederlegung der Festungsmauer (1868) wandelt man hier auf der Riva

Nova genannten, reizenden Promenade, mit dem Blick auf die Inseln Uljan und Pasma im Westen, während im Norden die Riva Vecchia einen anderen Spaziergang neben der Bucht darbietet, darin sich der nicht eben große Hafen zwischen der Stadthalbinsel und der Höhe im Osten, mit der Vorstadt Barcagno, dem „Fischerhafen“, befindet; noch weiter aber erblickt man das vielgenannte Vorgebirge Punt-Amica mit Leuchtturm.

Da, wo die Halbinsel im Süden sich mit dem festen Lande verbindet, erhebt sich die ehemalige, jetzt in schöne Anlagen verwandelte Fortezza mit den Cinque Pozzi („Fünfbrunnen“), dem Turme Buovo d'Antono, einer Kaffee- und einer Bierhalle. Wie in Graz knüpft sich die Erinnerung auch hier an den Feldzeugmeister Ludwig von Welden, welcher dort den Schloßberg, hier die Fortezza in einen schönen Park umwandelte. Es ist derselbe, von welchem vor etwa siebenzig Jahren eine Monographie über den Monte Rosa erschien. Auch ist nach seinem Vornamen Ludwig eine Spitze dieses gewaltigen Bergkammes benannt worden.

Geht man durch das Landtor nach Süden, so kommt man, an dem neuen Blažekovič-Park vorüber, auf der Spianata zu den aus den Bache di Cattero 1720 eingewanderten katholischen Albanesen (Arbanasi) in dem Borgo Erizzo, welche ihr Trinkwasser aus einer vielbegehrten Süßwasserquelle, dem „Kaiserbrunnen“, holen, die dem Kalkboden unmittelbar am Meere entspringt, gegen dessen Einbruch aber durch ein Mauerwerk mit übergebauter Kuppel geschützt ist. Auch die Schiffer versehen sich hier mit Wasser.

Zara hat nur die Fünfbrunnen und diesen Kaiserbrunnen, aus welchen es sein Trinkwasser bezieht: versagten diese früher, was schon oft und namentlich in den Jahren 1828, 1834 und 1835 der Fall war, so mußte das Wasser von weit her geholt werden, selbst zu Schiff von der Kerka bei Skardona. Die ganze Umgebung der Stadt ist kahl und öde; alles leidet unter der Trockenheit und den Stürmen. Wohl gibt es hier und da eine Pinie, aber sie ist zerzaust und ein Bild des Jammers. Das Land ist „durstig“, wie das griechische Argos, denn der Kalkboden saugt den Regen sofort auf und läßt das Wasser in die Tiefe sickern, worauf es vielleicht erst weit im Meere als eine „Vrullia“ aufwallt.

Trotzdem macht die Landschaft eine durchaus maleurische Wirkung. In der Weite östlich ragt der Kamm des ganz kahlen Vellebitgebirges auf, während das tiefblaue Meer mit seinen mächtigen Inseln die ganze Farbenpracht des Südens darbietet. Freilich gilt das Klima als ungesund, wegen der vielen im Hafen und am Meeresstrande faulenden Tiere, des von Bazillen wimmelnden Wassers und der Unsauberkeit der Bewohner. „Aber“, so sagte mir ein schwarzhaariger Mann von der Besatzung des für den Statthalter im Hafen stationierten Schiffes „Andreas Hofer“, „dafür leuchtet auch das Meer oft in großer Pracht“. Er klagte allerdings auch über große Langeweile, da der Statthalter nur selten Reisen gemacht habe. Was bliebe da der aus fünfzig Personen bestehenden Mannschaft anders übrig, als die Zeit unnütz zu vertrödeln? — Ich bemerke hierbei, daß in Dalmatien der bürgerliche Statthalter zugleich der oberste

militärische Befehlshaber ist und direkt unter dem Ministerium in Wien steht.

Zara war schon zur Zeit der Römer ein ansehnlicher, befestigter Platz. Daß es einst große Bauwerke, namentlich Tempel, gehabt haben muß, zeigen die Überbleibsel aus jener Zeit, die teils jetzt frei dastehen, teils in verschiedenem neuerem Mauerwerk eingeschlossen sind. Zwei korinthische Säulen, im Jahre 1729 aufgestellt, zieren noch jetzt die Stadt. Auf der Piazza della Colonna, bei der San Simeone-Kirche, steht die eine, kannelierte, auf der Piazza dell' Erbe, dem „Gemüsemarkt“, die andere, nicht kannelierte. Diese letztere weist schon verschiedene Löcher auf, welche der Zahn der Zeit gefressen hat; auch erzählen uns die daran befindlichen Ketten, daß die Säule einst als „Colonna infame“, das heißt als Pranger, gedient hat. In alten Städten gibt es auch anderswo noch solche Säulen, so in Portugal die Pelourinhos, in England die Pilloris. Sie sind als Schandsäulen verschwunden, seitdem das Publikum anfang, die „Ausstellung“ zu kritisieren, und sogar politische und publizistische Verbrecher, wie einst Daniel de Foe, den Verfasser des Robinson Crusoe, am Pranger mit Rosen kränzte.

Oben auf der Colonna infame in Zara befindet sich ein steinernes Wesen, das stark von der Zeit gelitten hat. Die einen halten es für den venetianischen Markuslöwen, die anderen für eine Sphinx. Ich möchte jenen beitreten.

Da an den beiden Säulen die Behandlung, auch die Maße verschieden sind, so folgt daraus, daß sie nicht

von einem und demselben römischen Bauwerk herrühren können. Dasselbe ist der Fall mit den vielfachen, in Form und Stil verschiedenen Werkstücken, welche man beim Bau der Kuppelkirche San Donato zur Fundamentierung der starken Mauern und Pfeiler verwendet hat. Wahrscheinlich stand an ihrer Stelle einst ein der Juno Augusta (Gemahlin des Kaisers Augustus?) geweihter Tempel, der jedoch, wie die Stufen an der Tribuna zeigen, kein Rundtempel war, wie der heutige, an San Vitale in Ravenna und das Münster in Aachen erinnernde. Sei es nun, daß der alte Tempel in Trümmern lag, oder daß man ihn abbrach, oder daß, wie neuere Forschung es wahrscheinlich macht, hier sich einst das alte römische Forum befand, auf dieser Stelle erhob sich die christliche Rundkirche in zwei Etagen mit je sechs Pfeilern und je zwei antiken Säulen am Chor. Später nicht mehr dem Gottesdienste gewidmet — offenbar, weil der daran stoßende Dom ihn überflüssig machte —, verfiel sie und diente noch vor nicht langer Zeit als Weinmagazin. Als man den etwa vier Fuß hohen Schutt des Fußbodens wegräumte, entdeckte man auch die seltsame Fundamentierung der Kirche auf dem alten Plattenboden, wobei allerhand antike Werkstücke (zum Teil verziert und mit Inschriften), namentlich aber mächtige korinthische Säulentrommeln, zum Vorschein kamen, welche — gewiß ein Unikum — nicht aufrecht gestellt, sondern wie Walzen horizontal hingelegt waren, um nun als Fundamente zu dienen.

Die Ausgrabung von San Donato ist durch den Wiener Architekten Professor Alois Hauser bewirkt

worden, welcher darüber in dem 8. Bande der „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale“ (1882), zusammen mit Franz Bulić, dem Direktor des Museums in Spalato, einen ausführlichen Bericht abgestattet hat. Ich lernte den ebenso gelehrten wie liebenswürdigen Mann (†) später in Spalato kennen und erhielt von ihm vier, seine Bautätigkeit in Zara und Spalato betreffende Schriften zu meiner großen Belehrung.

In neuerer Zeit ist San Donato in ein wertvolles Museum umgewandelt worden.

Alle andern großen Bauwerke in Zara stammen aus der Zeit der venetianischen Herrschaft. Sie tragen sämtlich entweder den allgemein christlich-europäischen, oder den speziell venetianischen Baucharakter zur Schau. Im gewissen Sinne ist jede Stadt in Dalmatien ein Klein-Venedig zu nennen.

Die Kirchen haben alle die bekannte römische Basilika-Anlage mit drei von Pfeilern und Säulen getrennten Schiffen, erhöhtem Chor, Chornische und Apsiden. Der Stil ist fast durchweg der romanische. Die Gotik ist nur selten vertreten.

Der großartige Dom erinnert an pisanische und lucchesische Bauten. Man bewundert die prachtvolle Fassade mit großen Rosetten, im Innern die Emporen über den Pfeilern und Säulen, die Chorstühle im erhöhten Chor mit 36 Propheten; ferner den ursprünglich nicht vollendeten, bedeutend angelegten und neuerdings ausgebauten Turm neben dem Chore.

San Simeone ist der Schutzheilige (Tutelar) der Stadt. Sein Fest fällt auf den 8. Oktober. Da nun

dieser Tag durch Stürme berüchtigt ist, führt er den Beinamen des Segelzerreißers (Strasciavele). Diese Tutelarschaft wurde ihm von einem Geistlichen der Kirche des San Grisógono, mir gegenüber, jedoch entschieden streitig gemacht. San Simeone, so sagte er, sei ein bloßer Parvenu, sein Heiliger der alte und eigentliche Schutzheilige von Zara. Er müsse auch wieder als solcher anerkannt werden, wenn es noch eine Gerechtigkeit im Himmel gebe. Da das Innere der schönen Basilika mit ihren zum Teil antiken Cipolinsäulen neuerdings gut restauriert worden, brachte ich ihn durch mein Lob in das rechte Fahrwasser. Alles rühre von ihm her, sei nur langsam und mit unendlicher Mühe bewirkt: „Oh! col sudore della mia fronte!“ (mit dem Schweiß meiner Stirn) rief er pathetisch aus, wobei er diese lebhaft mit seiner Hand abwischte. Nun fehle nur noch die Außenseite, deren Zustand eine Miseria sei. Doch hoffe er alles zu zwingen.

In der Tat ist der Chorschluß im Osten von großer Schönheit und der Restaurierung wert. Auch ist es richtig, daß der ursprüngliche Schutzheilige Grisogono war, denn in Dalmatien ist die Absetzung eines alten und die Einsetzung eines neuen Tutelars nichts ungewöhnliches.

Aber nicht genug; wie überall in Dalmatien, hat man die vielen großen Grabsteine in einen von blühenden Oleandern beschatteten Raum vor der Kirche verwiesen, wo nun die Inschriften die Vergänglichkeit alles Irdischen und auch der guten Absichten der Ver-

storbenen predigen. So stand zum Beispiel auf einer „sepoltura di mistro Zvaro Carinzih et suoi heredi 1527“ die Bestimmung des Erblassers genügend ausgesprochen; aber die Erben finden unter dem Stein fürder keine Ruhestätte mehr. Bei solchen Stiftungen ging nämlich die Absicht stets dahin, daß nicht bloß der Stifter, sondern auch dessen Erben in dem durch die Steinplatte bedeckten Gewölbe beigesetzt werden sollten. So las ich denn auch im Cimetero auf einer ungeheueren Marmorplatte neben dem Namen des Simeone Marussich noch die von acht Personen, seinen Erben, eingraviert.

Die meisten dieser Deckplatten sind sehr groß, also auch sehr schwer. Bei Verlika, südlich von Knin, gibt es auf einem jetzt verlassenen Friedhofe eine, deren Gewicht Petter auf dreihundert Zentner berechnet hat!

Was aber die Inschriften in Zara betrifft, so waren sie theils italienisch, theils lateinisch und slawisch, oft sogar durcheinander gemischt, wie man es hier auch von Lebenden hört. Auch an den Häusern und den Amtsgebäuden sind die Aufschriften beliebig italienisch und kroatisch; doch prägte ich mir vergebens ein, daß der Gendarmerieposten kroatisch Oružnička Póstaja heiße. Andererseits bestach das Wort Divona, für Dogana, durch seinen Wohlklang.

In der Marienkirche der Madri Benedettine fand ich an der Wand rechts, unter Glas, ein herrliches Bild, darstellend Christus und Maria, jener mit der Dornenkrone, diese ihn beklagend. Es soll von Tizian sein. In jedem Falle ist es seiner würdig. Auch in andern Kirchen Zaras gibt es schöne Gemälde von den

beiden Palma, Bassano, Gian Bellini und Padovanino, welche jedoch noch einer genaueren Würdigung harren.

Schließlich gedenke ich noch der bronzenen Arka des heiligen Simeon, ursprünglich ganz von Silber, welche im Jahre 1657 im Arsenal zu Venedig aus türkischen, in Kandia erbeuteten Kanonen gegossen worden. Sie ist jetzt nur mit Silberplatten belegt und enthält den Körper des Heiligen. Neben ihr befinden sich zwei bronzene Engel, welche — wie es heißt — sie tragen, eigentlich aber nur die Fingerspitzen an die Arka legen. Manche Berichte sprechen noch von zwei tragenden steinernen Engeln; sie sind jedoch unter der Arka verborgen.

Es knüpfen sich an den einst vielumworbenen Körper des Heiligen mancherlei Sagen, welche ich auf sich beruhen lasse. Interessanter war mir eine alte Bestimmung, wonach vom 8. Oktober jeden Jahres ab (dem Festtage des Heiligen), acht Tage hindurch, kein Einheimischer oder Fremder in Zara von einem Gläubiger verfolgt werden durfte.

* * *

Venedig, das ursprünglich wendische Pfahldorf in den Lagunen, faßte schon früh festen Fuß in Dalmatien. Der im Laufe der Zeit den Byzantinern, Ungarn und den einheimischen Fürsten abgerungene Besitz begriff in sich die ganze Küste vom Quarnero ab bis gegen Spalato, also das alte römische Liburnien, mit Einschluß der Inseln. Zara wurde im November 1202 von einem Kreuzheer unter Enrico Dandolo erobert. Die

Venetianer lieferten damals den europäischen Kreuzfahrern gern ihre Schiffe, jedoch gegen hohe Miete. Auf die Klage und das Verlangen der letzteren, sich ihnen gegenüber als willfährige, uninteressierte Christen zu zeigen, hatten sie lächelnd die echt kaufmännische Erwiderung: „siamo Viniziani, poi Christiani,“ das heißt: „erst Venetianer, dann Christen“.

Der durch den Frieden von Candia (1669) den Venetianern von den Türken definitiv zuerkannte vecchio acquisto (alte Erwerb) wurde im Frieden von Karlowitz (1699) durch den nuovo acquisto bis zur Narenta erweitert. Der nuovissimo acquisto (Frieden von Passarowitz 1718) brachte ihnen den früher nicht erlangten Rest des „neuen Erwerbes“, darunter den Flecken Imoski. Da sie dafür hatten die Halbinsel Morea abtreten müssen, witzelte man auf dem Markusplatze: i Veneziani hanno cangiato un regno in una mosca; sie haben ein Königreich für eine „Fliege“ in den Tausch gegeben.

Aber damals war Venedig auch bereits stark im Niedergange begriffen. Es hatte sich zu weit auf dem italienischen Festlande (bis Bergamo hin) ausgedehnt und vermochte nicht, sich im griechischen Orient zu behaupten. —

Das Zentrum aller eigentlich italienischen Bauten in Zara ist der „Herrenplatz“ mit der alten Loggia („Gerichtslaupe“) und dem Rathause, der heutigen Hauptwache, von dessen Turm die Uhr vor jeder Viertelstunde erst noch die vergangene ganze Stundenzahl schlägt. In der Loggia befindet sich jetzt die

Bibliothek Paravia; auch dient sie als Wahllokal. Unter der venetianischen Herrschaft wurde hier Gericht gehalten*). Damals hatte eine jede größere dalmatinische Stadt eine solche Gerichtslaube. Die besterhaltene ist die in Traù. Hier und in Lesina sieht man noch die Instrumente, mittels deren die Angeklagten gefoltert wurden. Catalinich in seinen Memoiren (Spalato 1841) berichtet, es sei in Zara in älteren Zeiten, namentlich während des Faschings, der Gerichtssaal in einen Tanzsaal und die Folterkammer daneben in ein Boudoir für die Damen verwandelt worden, um darin Toilette zu machen.

Es ist ein schöner, mit Marmorplatten gepflasterter Platz diese Piazza dei Signori. Hier befindet sich auch das Café degli Specchi (die „Spiegel“) mit einem Riesenzelt, unter welchem sich abends die schöne Welt Zaras versammelt, um ein Sorbetto zu schlürfen oder einen Maraskino zu trinken. Die meisten der hier Versammelten sind österreichische Militärs und Beamte mit ihren Familien, sodaß man fast nur deutsch reden hört.

Weiter im Süden hat man die Kirche des heiligen Simeon und die „Fünfbrunnen“ (Cinque pozzi), eine großartige Zisterne, welche ihr Wasser teils aus einer entfernten Quelle, teils als Regenwasser erhält. Indem die Zuflüsse alle durch eine mächtige Sandschicht geführt werden, sickert das Wasser in ein großes Bassin,

*) Daher die Inschrift: Hic regimen purum magnaue facta manent. „Eine ehrliche Regierung, sowie große Taten haben hier Dauer.“

aus welchem es dann wieder kristallhell zutage tritt. Die Zisterne wurde 1574 unter Aloisio Grimani von Gian Girolamo Sammiceli (Neffe des berühmten Michel Sammiceli) angelegt und bewährt sich noch heute vortrefflich. Die Sandschicht muß alle hundert Jahre erneuert werden; zuletzt geschah es 1848. Ihr besonderer Aufseher führt den Titel Pozzista („Brunnenmeister“).

Über der Zisterne ragt der fünfseitige Turm Buovo d'Antono auf, das alte Stadttor, so genannt nach einem sagenhaften, mittelalterlichen Ritter, eigentlich einem mythischen Königssohne, welcher hier als Gefangener gesessen haben soll. Seine Schicksale werden in den *Reali di Francia* erzählt, über deren Verbreitung in Italien Pio Rajna ein 1872 in Bologna erschienenenes gelehrtes Werk herausgegeben hat. So schrieb mir Professor Gregor Krek, der Verfasser der höchst interessanten „Einleitung in die slawische Literaturgeschichte“. (Graz. 2. Auflage. 1887.)

An dem nahen Festungstore befindet sich eine stolze Inschrift von 1574 (also nach der ruhmvollen Schlacht von Lépanto 1571), welche so schließt:

*Sciant ergo omnes ex republica Veneta prodire viros
priscis Romanis ingenio animique magnitudine non in-
feriores.*

„So sei es denn allen bekannt, daß aus der Republik Venedig Männer hervorgehen, welche an Größe des Geistes und Genie den alten Römern nicht nachstehen.“

Der große moderne italienische Politiker Bovio, der Vater vieler prahlerischer Inschriften in dem heutigen

Italien, hat hier also schon seinen Vorgänger gefunden. Dicht unter jener Inschrift steht aber mit großen Buchstaben geschrieben: Kasematten-Depot.

So seltsam ironisiert die Weltgeschichte.

* * *

Zara ist die vielberufene Heimat des Maraskino oder Rosoglio (so genannt von *rosolare* = kochen), eines aus den Ammaresken, Weichselkirschen (*Prunus Cerasus actiana*), gezogenen Branntweins, von dessen Güte die in Deutschland verbreiteten Nachahmungen keine Vorstellung geben. Der echte Maraskino ist kaum ein Getränk zu nennen, er ist vielmehr eine Art Duft oder Äther, der auf der Zunge vergeht. Auch in seinem Vaterlande steht er in hohem Ansehen und sein Preis ist nicht gering. Die Ammaresken kommen fast ausschließlich aus der Poglizza, einem in der neueren Geschichte Dalmatiens viel genannten Gebirgslande bei Spalato. Sie verlangen einen leichten kalksinterigen Boden, wie ihn gerade die Poglizza darbietet. So sagte mir Herr Drioli, zu dessen Geschäfte in der *Via larga* mich ein freundlicher Obergerichtsrat führte. Es gibt aber noch viele andere Maraskino-Fabriken hier, namentlich die von Cosmacendi, Millicich, Calligarich und Luxardo. Ich kaufte eine Zahl dieser kleinen Fläschchen mit dem kostbaren Inhalt und ließ das Kistchen nach Königsberg in Ostpreußen adressieren. Obwohl ich es schon wußte, so erstaunte ich doch, als ich hörte, daß das Porto für diese große Entfernung nur dreißig Kreuzer (50 Pfg.) betrage.

„Sie versenden wohl selten in so weite Entfernung Ihr kostbares Fabrikat?“ fragte ich Herrn Drioli.

„O doch“, erwiderte dieser. „Mein bester Kunde ist der königliche Hof von England.“

Das Kistchen ist aber später wohlbehalten in Königsberg angekommen und hat dort bei Freunden dasselbe Aufsehen gemacht, wie einst der echte, alte Portwein, den ich in Lissabon persönlich bestellen konnte. — —

* * *

Ich kann über Bettelei in Zara nicht klagen, obwohl die Leute alle sehr arm schienen. Vor dem Café Specchi stellte sich aber doch gern die eine oder die andere verschämte Familie auf und wartete auf ein paar Brosamen. So kam ein Vater und eine Mutter — offenbar morlakisch — mit einem Kinde herbei, dessen Zöpfchen hinten mit Zinnkugeln geschmückt waren, wie man sie etwa an den Weihnachtsbaum hängt. Als es von uns ein Brot und ein Stückchen Zucker bekam, mußte es uns die Hand küssen, was bekanntlich eine echt slawische Sitte ist.

Andere Kinder tragen kleine, den Kopf kaum bedeckende Mützen, mit einem Gummiband unter dem Kinn, ganz so wie die Korps-Studenten. Noch anderes gab es hier zu schauen. So lagen auf der Treppe der Loggia verschiedene Leute, wie die bekannten „Modelle“ auf der spanischen Treppe in Rom, stets in höchst maleurischen Stellungen, oft schlafend, aber immer unbekümmert, denn in Zara braucht man keine Modelle.

Nach den Morlaken in ihrer malerischen Kleidung traten dann wieder junge Italienerinnen auf, halb verschleiert und nicht frei von Koketterie; vielleicht Mitglieder der Operngesellschaft, welche heute Abend die Gioconda von Ponchielli als „Serata d'onore“ (Benefiz) für den Bariton Nunzio Melossi gaben.

Zuletzt nenne ich zwei riesengroße Morlaken, welche an einer über ihre Schultern gelegten Stange eine große Bütte mit Weinmost im hüpfenden Gange trugen, wie jene bekannten biblischen Träger mit der riesengroßen Traube. Die Weinlese (slawisch berba) war vorüber; ich habe also auch nicht Trauben in ihrer natürlichen Lage hier gesehen. Ein Freund erzählte mir aber, daß es in der sumpfigen Narenta-Niederung solche gebe, die vier Kilo schwer wären und zwei Liter Wein abgäben. In der Tat, der „griechische“ Himmel Dalmatiens zeitigt solche Trauben-Ungeheuer, wie im gleich heißen Palästina.

* * *

Ich glaube den Morlaken, welche das Straßenbild in Zara so sehr beleben, kein Unrecht zu tun, wenn ich sie als Halbwilde bezeichne. Es sind meist stattliche, doch ungraziöse Gesellen, mit seltsam gefurchten, ich möchte fast sagen zerrissenen Gesichtern, breitschultrig und kräftig. Die schwersten Lasten tragen sie spielend. Ein schwarzes Schaf, dessen Füße sie stets zusammen gebunden haben, halten sie im Arm, als ob es ein kleines Kind wäre. Das Auffallende an ihnen, was an die Indianer in Nordamerika und andere „Wilde“ er-

innert, ist ihre bunte Kleidung: blaue Hosen, braune, wollene Jacke (Koparan) von selbstgewebter Rascha, Buntschuhe (Opanken) und ein Mützchen (kapa), alles über und über gestickt mit roter Wolle und mit zahllosen Troddeln behängt. Selbst ihre Umhängetasche (torbica) ist so gestickt und mit Troddeln versehen. In ihrem Gürtel (pripašnajača), welcher aus lauter Falten besteht, tragen sie aber so ziemlich alles, was man zum täglichen Gebrauche nötig hat, vor allem Tabak, welchen ihnen die Herzegowina liefert. Ihr Mützchen gleicht dem studentischen „Deckel“, bedeckt nur den Vorderkopf und wird durch ein Band im Nacken befestigt. Nicht selten sind Silberplatten auf der Brust und große Knöpfe (puce) an der Jacke, welche, wie mir ein Morlake sagte, sechs Kronen das Stück kosten, auch Ohringe; alles in feiner Silber- oder Gold-Filigranarbeit. Hat ein Morlake das schwarze Haar mit Perlen Schnüren durchflochten, so stammt er meist aus den früher türkischen Landen: der Herzegowina und Bosnien.

Den Frauen eigentümlich ist eine Art weißen Kopfbundes (Jašmak), ganz auf dem Hinterkopf sitzend und in langen Zipfeln herabfallend; ferner ein roter Brustlatz von Halbsamt (Manchester) mit silbernen Troddeln. Mädchen tragen einen weißen Brustlatz, sind sie nicht mehr Jungfrauen, einen bunten. Allgemein ist ein offenes Untergewand und ein ärmelloses offenes Obergewand; ferner ein Leibchen (Krozet) und eine Schürze (Pregača). Man wird in den Städten oder auf dem Dampfboot eine Morlakenfrau kaum anders sehen, als mit einem über die Schulter gehängten Truthahn; ja, ich erinnere mich

einer Frau, die über und über mit solchen behängt war. Wahrscheinlich bezog sie mit ihnen einen Markt.

Wagen gab es früher auf dem Lande so gut wie gar keine; wo sie vorhanden, waren die Räder oft vierkantig, wenigstens so lange, bis sie sich abrundeten.

Wie mir ein Reisender sagte, schlafen die Männer in der guten Jahreszeit noch jetzt immer im Freien. Sie beobachten dann den Sternenhimmel sehr genau und orientieren sich in betreff der Zeit mit großer Sicherheit. Sie sind in jeder Beziehung die Kinder ihrer Natur.

Die Morlaken sind daher auch die geborenen Gegner der Zivilisation, ja der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; und wenn man von ihnen auch nicht, wie die Römer von einem ungeschliffenen Menschen, sagen mag: *allium et cepe olet* (Knoblauch und Zwiebeln stinken), so wird man doch ihre Nähe eher meiden als suchen; es sei denn, daß man ihre Natur studiert. Diese ist aber von der eines modernen Menschen überaus verschieden. Während die bürgerliche Gesellschaft die Unterordnung des Individuums fordert, verlangt der Morlake unbeschränkte Freiheit in allem Tun und Lassen. Aus diesem Grunde ist er außer Stande, die Moralforderung des Germanen, selbst auch nur die des Italieners, zu begreifen. Schon vor Jahrtausenden war es so, und es wird noch lange so bleiben. Das Wort des Tacitus von den alten Illyriern, die vielleicht nichts anderes waren als Slawen: *dura corpora, stricti artus, minax vultus* — starke Körper, sehnige Glieder, finstere Miene — paßt auf die heutigen Bewohner Dalmatiens noch

vollkommen. Das eigentliche Geschäft des Illyriers war von je her: der Raub; sein heißestes Verlangen: die Rache. Alles, was das Christentum predigt: Liebe, Vergebung und Gerechtigkeit, erscheint ihm unverständlich. Denn auf ihn paßt so recht das Wort Goethes: wir verstehen nur, was unserer Natur gemäß ist. Der Illyrier beugt sich nur dem unmittelbaren rücksichtslosen Zwange von außen. Einen Zwang von innen erkennt er nicht an.

Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, wie vor etwa einhundert Jahren der venetianische Nobile Carlo Gozzi (1720—1806), der Dichter der von Schiller bearbeiteten „Turandot“, über die eingeborenen Bewohner Dalmatiens geurteilt hat, indem er in seinen „Memorie“ (mit dem sonderbaren Zusatze: *inutili della vita di Carlo Gozzi, scritte da lui medesimo e pubblicate per umiltà*) folgendes schreibt. Ich bemerke jedoch, daß die eigentlichen Morlaken nur bis zur Narenta wohnen. Die folgenden Bewohner sind Kroaten und Serben.

„Ich habe alle Festungen und viele Städte und Dörfer des Landes gesehen. An verschiedenen Orten fand ich recht gut erzogene, redliche, herzliche, gastfreie Menschen; je entfernter aber von der Residenz des Provveditore (Statthalter), desto rohere und gröbere Sitten. Die Landesbewohner sind durchaus grausam, abergläubisch und dumm. In ihren Heiraten, Leichenzeremonien, Spielen ist noch alles heidnisch. Sie bezahlen zum Beispiel eine Anzahl Weiber, um die Toten zu beklagen, und diese wechseln in ihrem Geheul mit einer Musik ab, die ganz erschrecklich tönt. Eines ihrer Spiele besteht darin, mit der rechten Hand einen großen Stein

aufzuheben, drei oder vier Sprünge damit zu machen und ihn dann von sich zu schleudern. Wer ihn am geradesten und weitesten wirft, hat gewonnen. Das erinnert an die großen Steinwürfe, womit Diomedes und Turnus ihre Feinde trafen.

„Auf ihrem heimatlichen Boden sind die Morlaken tapfer, namentlich sehr brauchbar in den Grenzkriegen mit den Türken. Kampf und Blut ist ihre Losung. Die Familien, deren Ahnen und Abkömmlinge eines natürlichen Todes gestorben sind, und sich nicht einer guten Anzahl Ermordeter rühmen können, werden von allen verachtet.

„Ich sah am Seeufer bei Budua einen Trupp Bergbewohner (also Serben), welche sich mit einander herumschossen. Drei von ihnen blieben auf dem Platze. Einer von den Toten war aus einer solchen verachteten Familie, und da ihm einer das vorgeworfen hatte, fing er an zu morden, um selbst gemordet zu werden. Solche Streit- und Mordgefechte, auch zwischen ganzen Dörfern, sind dort ganz gewöhnlich. Viele Nachrichten darüber erhielt ich von dem Priester eines Ortes, und er erzählte mir von diesen Mordereien seiner Pfarrkinder mit einer erstaunlichen Gleichgültigkeit, welche verriet, daß ihm die Flinte besser anstand als das Brevier.

„Die Rachsucht erlischt dort nicht, sie vererbt sich von Verwandten zu Verwandten, wie ein Fideikommiß.

„Ich sah ein morlakisches Weib von fünfzig Jahren sich dem Provveditore zu Füßen werfen. Sie nahm einen Totenschädel aus ihrem Korbe, legte ihn vor dem

Beamten nieder und forderte, unter lautem Geheul, Erbarmen und Gerechtigkeit. Dieser Schädel war der ihrer Mutter, welche schon vor dreißig Jahren ermordet worden war. Die Mörder waren bestraft. Weil aber die verhängte Strafe dem wilden Sinn dieser liebevollen Tochter nicht genügte, war sie seit dreißig Jahren unermüdet vor jedem neuen Provveditore — also alle drei Jahre — mit dem Schädel ihrer Mutter erschienen und hatte ihn jedes Mal, mit demselben Geheul, um Rache angefleht.

„Die Weiber sind die wahren Sklaven der Männer. Die härtesten Geschäfte des Hauses und des Feldes sind ihnen zugeteilt. Aber sie sind mit ihrem Zustande ganz zufrieden.

„Der Boden des Landes ist größtenteils gebirgig, steinig und unfruchtbar. Doch gibt es auch Ebenen, die sehr ergiebig sein könnten, wenn sie nur angebaut würden. Knoblauch und Zwiebeln sind die Lieblingsspeisen der Morlaken. Sie könnten alles im Überflusse pflanzen, aber sie lassen sich dieselben lieber aus der Romagna bringen. Wirft man ihnen ihre Trägheit vor, so geben sie zur Antwort: unsere Väter haben auch nicht Zwiebeln und Knoblauch gepflanzt.

„Es ist unmöglich, die Leute ohne Lebensgefahr zu mehrerer Arbeit zu zwingen. Als ich geltend machte, daß man doch fleißige Landleute könnte aus Italien kommen lassen, um das Land empor zu bringen, lachte man über meinen Vorschlag und sagte, das hätten manche dalmatische Güterbesitzer wohl versucht, aber man hätte auch die Kolonisten, wenige Tage nach ihrer

Ankunft, erschossen gefunden. ohne je die Mörder zu entdecken.“

So weit Gozzi.

* * *

Ich mag nicht von Zara scheiden, ohne noch der großen Balken (scuri) zu gedenken, womit man hier die nach der Straße zu ganz offenen Läden schließt; auch der hochehrhabenen Küchen in den Privathäusern, die sich alle unter dem Dache des Hauses befinden und im Sommer so heiß sind wie die venetianischen Bleikammern.

Liebhaber von orientalischen Kuriositäten finden hier immer Händler aus Bosnien, Mostar oder Sarajevo mit den schönsten Dingen: zum Beispiel Zigarrenspitzen aus Rosenholz mit eingelegtem Silberdraht und Bernstein-Mundstück, Handscharen, Stickereien in Gold und unendlich kleine, fast nur symbolische Pantoffeln. Auch der Fischmarkt an der Nordspitze der Halbinsel verdient einen Besuch. Es gibt dort kaum einen uns bekannten Fisch, alles ist ebenso neu wie interessant. Was findet hier nicht ein Naturforscher zu beschauen! Und die Preise sind so gering, daß man für wenige Kreuzer ein ganzes Fischgericht bekommt. Die großen, mit Zacken versehenen eßbaren Muscheln, bulj genannt, sollten drei Kreuzer (fünf Pfennig) das Dutzend kosten. Mir waren sie um so mehr von Interesse, als ich einst eine ganz gleiche Muschel in den Thermen des Caracalla in Rom gefunden hatte. Auch sie mochte aus den dalmatinischen Schären stammen. Wenn sie reden

könnte, dachte ich, was würden wir nicht alles von ihr erfahren! —

Dalmatien ist nicht, wie Italien, durch sein gleichmäßiges Wetter ausgezeichnet; es findet hier ein dauernder Wechsel statt. Dem stillsten Wetter folgt oft unmittelbar ein Windstoß, der alles über den Haufen wirft. Bora und Scirocco (Aquila und Africus oder Auster) wechseln im Handumdrehen mit einander ab. Der Abend prophezeit einen hellsten Morgen und wir haben dafür unendlichen Regen. Offenbar bildet der „Golfo (oder Sino) Adriatico“, wie die Schiffer ganz richtig für „Adriatisches Meer“ (slawisch Jadransko More) sagen, eine entschiedene Wetterscheide. Was die Italiener einen vento spiegato, das heißt einen gleichmäßigen, eigentlich „entfalteten“, Wind, nennen, existiert, außer im Sommer, in Dalmatien kaum; es gibt nur Windstöße und Pausen. Mindestens muß man stets auf jene gefaßt sein. So war zum Beispiel, als ich den Fischplatz besuchte, das Meer glatt wie ein Spiegel. Plötzlich erhob sich ein brausender Sturmwind, der die Oberfläche zerschlug und die Tiefe aufwühlte. Die Äpfel und Zwiebeln der Händler flogen nach allen Seiten auseinander und ihre Zelte wurden umgeworfen. Ob dieser plötzliche Wechsel nicht manches im Charakter der Bewohner erklärt?

Nach Sebenico.

Das Lloyd-Dampfboot „Smirne“ war mittags in Zara angekommen, um vier Uhr lichtete es die Anker zur Weiterfahrt. Seit der Okkupation Bosniens durch Österreich im Jahre 1878 sind die Dampfschiffe mehr oder weniger von osmanischen Auswanderern besetzt, welche sich weiter nach dem Orient zurückziehen. Es hält schwer, sich von der Armut und Zerlumptheit dieser Leute eine Vorstellung zu machen; sie kauern auf dem Boden, wüst durcheinander, als wären es Wesen ohne Hände und Füße, gleichsam nur Säcke; die Weiber das Gesicht stets verhüllt, die Männer rauchend, um den roten Fez ein Tuch gewunden, von dem es nicht feststeht, ob es ein Handtuch oder ein Leichentuch vorstellt. Jedenfalls ist die letztere Deutung die mehr poetische. Alles starrt in Schmutz, erfüllt von Ungeziefer, wie die polnischen Dschinken auf der Weichsel. Ihre Teppiche (denn jeder Muhamedaner braucht einen zum Gebet) haben sie auf dem Bord des Schiffes ausgebreitet, um sie zu sonnen.

Neben diesen Bosniaken erschienen selbst die Morlaken wie höhere Wesen.

Es waren etwa vierzig türkische Auswanderer auf dem Schiffe, welche aus der bosnischen Heimat nach Albanien und weiter gingen. „Leider!“ sagte uns ein Grieche, welcher in seiner schwarzen Fustanella und mit dem Fez mit äußerst langer blauer Troddel eine gar stattliche Figur bildete. Leider! „Wir haben dieser Lumpen schon genug!“ In der Tat macht ein Grieche stets den Eindruck eines stolzen und vornehmen Mannes.

Auch ein Geistlicher war an Bord. Wiederum „leider“; denn ein solcher, oder gar ein Mönch, bedeutet hier rettungslos schlechtes Wetter. Begegnet man ihnen aber auf dem Lande, so mache man sich auf ein Unglück gefaßt. Sogar sterben muß, auf wessen Bett ein Geistlicher seinen Hut legt.

Ich wüßte gern, woher diese Anzüglichkeiten eigentlich kommen; denn sie wiederholen sich fast in jedem Lande. Am stärksten ist die Deutung in dem sonst so glaubenskräftigen Tirol, wo es heißt, daß da, wo ein Geistlicher den Fuß hinsetze, in zehn Jahren kein Gras wachse.

Man lud auch mehrere „balle“ Stockfisch (*baccalà*) in das Schiff, das heißt die originalen, norwegischen, 23 Kilo schweren „Vog“, welche die weite Reise von den Lofoden gemacht haben mochten, um als Fastenspeise für Leute zu dienen, welche zu faul sind, ihren eigenen Fischreichtum zu verwerten.

Die Fahrt nach Sebenico geht ganz zwischen Inseln und Schären hin. Zuerst hat man rechts die langgestreckte Insel Uljan, einem abgenagten, von

jedem Fleisch entblößten Seeungeheuer gleichend, weiter die blaue wellige Inselkette von Pašman. Im Osten begleitet uns die Verlängerung des kahlen Velebitgebirges, zwar keine eigentliche zackige Kette, aber auch keine bloße Mauer. Obwohl wir uns in der großen Schifffahrtsstraße befinden, bleibt das Meer öde und weltverlassen; nirgends ein Schiff. Nur die Möven (cocali) folgen uns rastlos und haschen nach den ihnen hingeworfenen Brocken. Da wir nach Südosten fahren, geht es — wie die Leute sagen — hinauf (suso); umgekehrt wäre es eine Fahrt hinab (giuso).

Es wurde Abend. Prachtvoll ging die Sonne unter und es folgte ein Sternenhimmel, daran am großartigsten die Milchstraße erschien, indem sie, ohne jede Trübung, tief hinab bis in das Meer tauchte. Dann rechts das Fort San Nicolò; weiter in den Kanal von San Antonio, mit starren, zerklüfteten Felsmassen. Zuletzt großartiger Lichterglanz von Sebenico. Am Nordhimmel ein fernes, ununterbrochenes Wetterleuchten.

Sebenico.

Sebenico, das slawische Šibenik, ist wohl die malerischste Stadt in Dalmatien. Sie wird daher auch gern von Malern besucht, welche in dem weitbekannten Pellegrino (al Vapore) freundliche Aufnahme finden. Leider war der Besitzer desselben soeben gestorben und das ganze Haus daher noch in trauriger Aufregung. Wie fast überall in Dalmatien, war das Zimmer recht gut, die Verpflegung schlecht. Wer etwas ordentliches essen wollte, mußte es sich auf dem Markte kaufen. Aber man räucherte die hohen großen Zimmer sorgfältig mit Insektenpulver aus, leider mit wenig Erfolg, da die Gelsen (zanzare oder musatti, slawisch popotaci) nach wie vor gar lieblich sangen; und nicht bloß das. Vorhänge (zanzariere) gegen diese Übeltäter, wie man sie überall in Venedig hat, kannte man hier noch nicht, ebensowenig die dortigen „Nägel“ (chiodi, spr. tschodi), kleine, giftige Räucherkerzchen von Insektenpulver.

Was die Lage von Sebenico betrifft, so vergleicht man es wohl mit Korfu oder Syra und Genua. In jedem Falle ist sie ganz eigentümlich mit ihren drei großen Bergforts Barone, San Giovanni und Sant' Anna

welche die Stadt im Osten umgeben. „Barone“, gegenwärtig in Trümmern liegend, hat seinen Namen von dem in venetianischen Diensten stehenden deutschen Freiherrn von Degenfeld, welcher die Stadt 1647 tapfer gegen die Türken verteidigte. Diese, unter Führung des Paschas von Bosnien, Techieli, blockierten, zwanzigtausend Mann stark, vierundzwanzig Tage lang die Stadt und setzten den Verteidigern stark zu, mußten aber unverrichteter Sache nach Derniš abziehen. Die Pferde der zahlreichen Kavallerie fanden kein Futter, den Leuten fehlte es an Lebensmitteln und Trinkwasser; unreife Trauben erzeugten Krankheiten. Die felsige Umgebung bot nicht einmal genügend Erde dar, um die Schanzkörbe zu füllen; sie mußte aus großer Entfernung in Weinschläuchen herbeigeschafft werden.

In der Tat ist in Dalmatien nichts seltener als Wasser und Erde. In dem unter dem Fort Sant' Anna gelegenen Friedhofe sind daher auch die Gräber der Honorationen, oft zehn Fuß tief, in den Fels gehauen oder gemauert, jedes mit einem schweren Deckel mit eisernen Griffen versehen, um ihn seinerzeit aufzuheben. Genau so mag einst Christi Grabstätte beschaffen gewesen sein. Es sind Familiengräber, wie auch die Inschriften besagen: *Famiglia Diffnico*, *Eschenizza* und andere. An manchen findet man auch verbliebene Photographien der Verstorbenen unter Glas. Überall wuchert der Rosmarin, selbst Bilsenkraut, beschattet von Zypressen. Mich interessierte besonders das Grabmal des hiesigen Botanikers *de Visiani*, Professors in Padua, mit der einfachen Inschrift: *Flora*

dalmatica. Er starb in Sebenico im Jahre 1878. Man darf ihn den wissenschaftlichen Schöpfer der hiesigen Flora nennen. Die Tumba eines Girolamo Tommaséo, „negoziante di fama autorevole“, erinnerte an den bedeutenden, später erblindeten italienischen Schriftsteller gleichen Namens, dessen Porträtbüste auf dem Monte Pincio in Rom mich so sehr interessiert hatte. Er ist in Sebenico 1802 geboren. Seine vollständigen Sammlungen italienischer, korsischer, illyrischer und griechischer Volkslieder stehen wohl einzig in ihrer Art da. Seine übrigen, einst vielgelesenen Schriften, so „Der Herzog von Athen“, sind nun größtenteils vergessen. Nicolò Tommaseo starb 1874 in Florenz. Seine dankbaren Mitbürger errichteten ihm im Stadtpark in Sebenico 1896 ein einfaches Denkmal. Sie rechneten es ihm besonders hoch an, daß sein Jugendwerk *Iskrice* („Funken“) in kroatischer Sprache erschienen war. Später schrieb er nur italienisch.

Wie in allen größeren dalmatinischen Städten, bildet auch in Sebenico die Piazza dei Signori, auch Domplatz genannt, den aristokratischen Mittelpunkt. Sie ist gleichsam unter freiem Himmel ein Saal, in welchem man sich versammelt und unterhält. Am frühen Morgen betet man in dem daran liegenden Dom, am Abend genießt man hier die frische Luft und sitzt vor dem Kaffeehause, welches den unteren Teil der einstigen Loggia, das heißt des öffentlichen Gerichtshauses, einnimmt. Der ganze Zauber des Südens ruht über einem solchen „Herrenplatze“.

Die einstige Harmonie, deren sich hier die gemischte Bevölkerung erfreute, ist nun aber gestört,

seitdem die slawische Einwohnerschaft die Oberhand gewonnen hat und sich bemüht, alles Venetianische, das heißt Italienische, zu zerstören. Sprache und Unterricht sind nur noch kroatisch. Man meidet den italienischen Herrenplatz und besucht das slawische Café Zora („Morgenröte“) beim Theater Mezzolini. Infolgedessen hat aber wiederum ein großer Teil der Italiener, und es gehören dazu die geachteten Firmen, die Stadt verlassen. Darüber große Aufregung bei den Slawen. Zu spät. Keine Stadt ist geschäftlich so herabgesunken wie Sebenico.

So sagte mir ein Mitreisender auf der „Smirne“.

Der herrliche, seit 1443 erbaute Dom, eine im wesentlichen romanische Basilika, doch mit starken gotischen Anklängen, imponiert schon durch das solide, von der Zeit goldgelb gefärbte Steinmaterial. Wenn irgendwo, erkennt man hier so recht, daß die architektonische Wirkung nicht ausschließlich durch die Schönheit des Stils, sondern ebenso sehr durch die Solidität des verwendeten Materials bestimmt wird. Durch das reichgeschmückte Portal im Westen tretend, erblickt man das von den Seitenschiffen durch je fünf Säulen getrennte Mittelschiff. Diese Säulen sind miteinander durch Spitzbogen verbunden, zwischen denen eine Art Pfeiler oder Pilaster, bis zur Höhe des Hauptschiffes aufsteigend, ein Tonnengewölbe bilden, welches mit seinen massiven Platten den Eindruck des Nichtzuerschütternden macht. Auch die etwa 32 Meter hohe Kuppel über der Vierung, achteckig in der Form, ist ganz mit Bleiplatten gedeckt.

Die Seitenschiffe haben Kreuzgewölbe von Stein: die Rippen sind bunt gekerbt; als Schlußstein dient eine Figur oder eine Rosette. Über jedem befindet sich ein Umgang.

Zum Chor führen sechs Stufen, weitere sieben zur Tribüne mit zwei Absiden. Die Kirche ist reich an Skulpturen. Auf den hübschen Barrieren im östlichen Seitenschiff stehen vier kleine Löwen, die wie Kätzchen aussehen. Auch gibt es Scheindekorationen, so in der Tribüne Nischen, die perspektivisch wirken sollen, etwa so wie ähnliche neben der Front der Kirche San Giovanni e Paolo in Venedig. Man erblickt hier sogar ein Zelt mit fortgezogenen Vorhängen, halb Hochrelief, und alles von Stein.

An der östlichen Wand neben dem „Chorus“ hebt sich von einer schwarzen Wand ab ein in Stein gearbeiteter leidender Christus, mit erschreckend schmerzlichem Gesichtsausdruck; unter Glas, wahrscheinlich um die Berührung durch die Hände Betender zu hindern. Er erfreut sich einer besondern Verehrung, wie die vielen an der schwarzen Wand aufgehängten Votivgegenstände dartun.

Nenne ich noch die Hauptfassade mit großer Rosette und zwei gotischen Fenstern nach den Seitenschiffen, ferner den aus zweiundsiebenzig Köpfen (anscheinend Porträts) bestehenden Fries draußen an der Tribüne und den Absiden, so habe ich so ziemlich alles, was an diesem herrlichen Bau Merkwürdiges vorhanden, erwähnt.

Der Dom enthält ein schönes Gemälde von dem hier 1582 verstorbenen Andrea Schiavone (eigentlich Medulić), die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend. Auch in der Dominikanerkirche und der Franziskanerkirche sind Bilder von dem jüngeren Palma und Marco Vercellio der Beachtung wert. In dieser letzten, dem „Pellegrino“ gegenüber gelegenen Kirche befindet sich rechts vom Eingange eine sonderbare lateinische Grabchrift von 1567, welche besagt, daß eine sehr ehr- und tugendhafte Dame, als in ihrem Hause ein Brand entstand, sich lieber den Flammen preisgegeben habe, als durch die Flucht ihr Schamgefühl zu verletzen. (Antonio Fosco, la Catedrale di Sebenico. Zara 1873.)

Zu den Kerkafällen.

Ich machte die Fahrt zu den Kerkafällen und nach Skardona in Gesellschaft eines Campionista (so genannt nach den campioni, „Mustern“) aus Triest. — Meine erste Wagenfahrt durch das seltsame Land.

Den Charakter dieser Landschaft wiederzugeben wird mir nicht leicht, da er von allem abweicht, was ich sonst in Europa gesehen habe. Namentlich muß ich immer wieder betonen, daß Dalmatien nicht die geringste Ähnlichkeit mit Italien hat. Wir befinden uns hier in der Tat in dem europäischen Orient. Das Ganze ist eine Hügellandschaft, zerhackt wie mit einem Beil, ohne jede Ordnung und Gliederung, fast pflanzenlos. Hie und da erscheinen wilde Feigen- oder Mandelbäume, in den Tiefen ein paar verlorene, am Boden kriechende Reben. Nur der Wachholder (Smrika) tritt in ganzen Bäumen auf, denen man ein Alter von 150 bis 200 Jahre zuschreiben möchte, seiner unteren Äste oft beraubt, denn sie dienen den Weinkneipen in den Städten und Dörfern als Aushängeschild oder „Buschen“ (Bigna), wie es in Tirol heißt. Fast alle Pflanzen, namentlich Salbei und Rosmarin, sind so farblos wie der Felsen, darauf sie stehen; alle ganz hart anzufühlen, gleichsam ohne Saft,

aber kraftvoll und voller Spitzen. Da der Boden keine Feuchtigkeit enthält, der Regen im Sommer oft monatelang ausbleibt, fehlt den Pflanzen Frische und Schmiegsamkeit; man möchte glauben, sie stammten, vertrocknet wie sie sind, aus einem Herbarium her. Ich könnte, nach Franz Petter, Dutzende von Pflanzen mit ihren lateinischen Namen nennen, von denen man sonst in Europa nichts weiß; aber gäbe das eine Vorstellung von ihrem Aussehen, ihrem eigentlichen Charakter? Manche sind, obwohl grünlich-grau, wie aus Holz geschnitten; andere sehen aus, als habe man sie soeben aus einer Holzasche herausgenommen. Wovon sie sich eigentlich nähren, versteht Keiner. Es sind die Hungerkünstler der Pflanzenwelt.

In dieser wasserarmen Landschaft fehlen fast alle menschlichen Wohnungen, denn die Dalmatiner, wenn sie auch gleichsam ohne Essen leben können, brauchen doch immerhin Wasser, um ihren Durst zu löschen: dieses fehlt hier aber, soweit es nicht in seltenen Quellen und Tümpeln auftritt, so gut wie ganz. Wir erblickten zur Linken auf einem Hügel die Kirche der Madonna della Salute, wo notwendig auch Menschen wohnen. Diese werden das Regenwasser in einer gemauerten Zisterne auffangen. Bei dem Dörfchen Tartaro (Gulin) gab es ein paar Kühe, aber nicht größer als Kälber, sonst keine Tiere. Auf der Höhe der Berglandschaft, über welche der Weg geht, befindet sich seit etwa zehn Jahren ein Brunnen, welcher vom Kerkafall aus durch ein Pumpenwerk gefüllt wird und weiter das Wasser in eisernen Röhren nach Sebenico liefert. Diese Anlage

ist auf Kosten der Stadt und der Eisenbahnverwaltung gemacht worden. Vielleicht könnten einst die Wasser auch noch dieser durstigen Landschaft zugeführt werden, um theils den Bewohnern und ihrem Vieh zu dienen, theils den dürrn Kalkboden wenigstens hie und da zu bewässern. In Dalmatien erzeugt jeder dauernde Tropfen Wassers wahre Wunder der Pflanzenwelt. Aber das Land ist zu arm, um die Kosten für Bewässerungen aufzubringen. Es fehlen hier die fleißigen und wasserkundigen Araber der pyrenäischen Halbinsel, welche aus Wüsten Paradiese geschaffen haben; ganz zu schweigen von den unermüdlichen Bewohnern der deutschen und holländischen Nordseeküste, welche sogar dem wüsten Meeresgrunde reiche Erträge abgerungen haben.

Der Morlake, so sagte mir mein Begleiter, lebt dahin wie das Tier des Feldes. Seine steinerne Hütte hat meist weder Fenster noch Türen. Der bloße Erdboden ist sein Bett. Seine Nahrung besteht eigentlich in einer Hungerkur. Im Herbst, wenn seine Ziegenschläuche mit Wein gefüllt sind, betrinkt er sich bis zur Sinnlosigkeit. Nimmt dieses süße Naß ein Ende, so arbeitet er vielleicht so viel, als zu seinem Lebensunterhalt unbedingt notwendig, oder er bettelt. Früher zog er es vor, in solcher Lage Reisende oder die Post auszuplündern; jetzt ist ihm dieses Handwerk gelegt. Dabei putzt er seinen Körper aus, als sollte er als Schauspieler auftreten, und behängt sich mit allen nur möglichen Waffen, um großartig zu erscheinen. Denn die eigentliche Grundstimmung des Morlaken ist die Eitel-

keit. Auch die Mädchen legen ihren Sonntagsstaat selten, kaum bei der Arbeit, ab.

Es ist von allen Reisenden ausgesprochen worden, daß man, um einstige homerische Zustände kennen zu lernen, nach Dalmatien und Montenegro gehen müsse. Freilich hat uns Homer nur von der Blüte seines Zeitalters, nur von der damaligen aristokratischen Welt, Kunde gegeben; doch läßt er dann und wann — wie der demokratische Hesiod — auch einen tiefen Blick in die soziale Tiefe tun. Diese aber entspricht noch vollkommen den Zuständen in dem heutigen Dalmatien und Montenegro. Man denke nur bloß an die Heiligkeit der Rache, das Kopfab schneiden und das Räuberwesen, sowie an die niedrige Stellung der Frauen, um überzeugt zu sein, daß das Christentum, nach einer tausendjährigen Herrschaft, an dem Charakter dieser Bewohner auch nicht das mindeste geändert hat.

Wir haben es hier, im gewissen Sinne, mit lauter Urmenschen zu tun, und es ist daher auch sehr fraglich, ob diese Morlaken und Serben sich jemals in unsere Kultur und moralische Anschauung einfügen werden. Man denke zum Beispiel an die serbischen Königsmörder! Und doch ist Serbien seit hundert Jahren ein quasi kultiviertes Land.

Nur die Furcht vor der weltlichen Strafe hat den Südslawen ein wenig verändert. Wie sehr er zum Beispiel die Blutrache üben möchte, so unterläßt er es doch meist wegen der bösen Folgen, oder er rächt sich nicht mehr offen. Ganz eigentümlich aber ist die Erscheinung, daß der Mörder eines Sohnes, um der Blut-

rache vorzubeugen, oft von den Eltern des Ermordeten, gleichsam zum Ersatz, adoptiert wird. Ja, der Mörder geht wohl geradezu in das Haus der Eltern und läßt sich von ihnen aufnehmen, wodurch er schon als Gastfreund gesichert bleibt. Denn am höchsten steht diesen Leuten die Gastfreundschaft.

Es ist sehr schade, daß die südslawischen Länder keinen Walter Scott gefunden haben, welcher sie ebenso verewigt hätte, wie die zum Teil sehr ähnlichen Bergbewohner der schottischen Hochlande. Aber in ihren Sagen und Liedern tritt ihr seltsamer, poetischer Charakter doch auch schon genügend hervor. Diese Halb- oder auch Ganzbarbaren haben in ihnen überraschend Empfindungen zum Ausdruck gebracht, um welche sie ein sogenanntes Kulturvolk beneiden könnte. So wird zum Beispiel in slowenischen Liedern von einem Selbstmörder niemals gesagt, er habe sich umgebracht. Sein Tod wird vielmehr euphemistisch umschrieben als eine Art Vermählung des Unglücklichen mit dem Tode.

Ist das nicht ebenso zart wie poetisch ausgedrückt? —

Mit diesen Gedanken verkürzte ich mir die Fahrt zur Kerka hinab, wo unser Wagen zurückblieb, während wir auf einer Fähre übergesetzt wurden, um nach dem nahen Skardona zu wandern. Es war einer jener wunderbaren Oktobertage, wie sie Dalmatien eigen. Auch die Landschaft war reicher und malerischer geworden. Im Osten tauchte am Horizont das prachtvolle, 1800 Meter hohe Dínara-Gebirge auf, wie eine Vision. Westlich erblickte man den See Prokljan, eigentlich einen Fjord, oder eine Erweiterung des Kerkaflusses, doch mit brackigem

Wasser, und noch weiter das offene Meer. Eine Brücke über die hier sehr breite Kerka, diesen uralten Grenzfluß zwischen dem römischen Liburnium im Norden und dem eigentlichen Dalmatien, fehlt noch immer. Noch weniger führt eine Eisenbahn über den Fluß nach Zara. Dalmatien wird gern das österreichische „Sibirien“ genannt. Aber der Reisende denkt in seinem Egoismus wohl gar: Ach, wenn es doch noch lange so bliebe!

* * *

In Skardona verließ mich mein freundlicher Genosse, um mit den Einwohnern Geschäfte zu machen. Dieses Städtchen, einst vielmal größer und die Hauptstadt des Landes, aber auch der ewige Zankapfel zwischen den drei Mächten Venedig, Ungarn und Türkei, ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Man findet in der Geschichte Dalmatiens, die gänzlich arm ist an großen entscheidenden Ereignissen und mächtigen Geistern, oft nur die kurze Bemerkung, es sei von dem siegreichen Feinde eine Stadt von Grund auf zerstört worden. Alle diese Kriege waren damals im wesentlichen doch nur Raubzüge und Grenzfehden. Man brach beliebig in das angrenzende Land ein, raubte, plünderte, zerstörte, und zog sich wiederum zurück. Der Gegner verfuhr demnächst in gleicher Weise. Die Türken hielten ihre Janitscharen und Bosniaken, die Venetianer ihre Morlaken, die Österreicher später ihre Uskokken (eigentlich „Flüchtlinge“), um den plötzlichen Einbruch abzuwehren. Auf eigene Hand kämpften die Heiduken, welche die Mitte hielten zwischen Räubern und Helden, oder viel-

mehr beides zugleich waren. Man lebte allseitig in einem ausgesprochenen Naturzustande, in welchem es nur das Recht des Stärkeren gab. Der größte Räuber war auch der größte Held.

Erst später organisierte Österreich seine Grenzwehr in Form der sogenannten „Gränzer“, fest angesiedelten, aber zum Grenzdienst verpflichteten Bewohnern. Man hat sie vor nicht langer Zeit aufgehoben und der kroatischen Bevölkerung zugeteilt; aber sie reden alle noch deutsch. Denn das ist das Interessante in der österreichischen Geschichte: wo immer es kolonisiert, breitet sich auch das Deutschtum aus.

Aus der Zeit der Türkenherrschaft berichte ich noch eine kleine Anekdote.

Nicht weit oberhalb des Kerkafalles befindet sich das Kloster Visovac, welches den sonderbaren Namen „Hängedorf“, von vicieti hängen, hat. Es gerieten nämlich einst die türkischen Befehlshaber in Dernaš (an der Straße nach Knin) und in Skardona wegen dieses kleinen Ortes in einen Kompetenzstreit. Ein jeder von ihnen rechnete ihn zu seinem Bezirk. Beide gleichsam mit Recht, denn Visovac liegt sozusagen mitten in der Kerka, welche die Grenze beider bildet. Um nun seiner Behauptung, daß das Dorf zu Skardona gehöre, mehr Nachdruck zu verleihen, ließ der diesseitige türkische Befehlshaber, in der damals üblichen Ausübung seiner Hoheitsrechte, in Visovac zwei christliche Priester an einem Ulmenbaume aufhängen, wodurch der Kompetenzstreit erledigt wurde. Aber das früher Pietra branca genannte Dorf erhielt seinen neuen ominösen

Namen. Der Ulmenbaum scheint in Dalmatien und Montenegro der eigentliche Hängebaum gewesen zu sein, wie einst in Deutschland die Weide. Wenigstens wurden in Montenegro noch vor wenigen Jahren Verbrecher an einem solchen, vor dem Konak des Fürsten stehenden Baume gehängt.

Doch kehren wir nach Skardona zurück.

Ich bemerke ein für allemal, daß der Reisende jetzt in Dalmatien zwar selten eine reich besetzte Tafel, aber stets doch so viel zum Genießen vorfindet, als ein nicht verwöhnter Magen verlangt. Auch im kleinen Hôtel Liburnia war es so. Dann machte ich mich auf und wanderte die große und „sichere“ Straße — wie mein Wirt beteuerte — längs der stillfließenden Kerka, auf welcher ich nur hie und da eine Barke erblickte, um „Mahlgut“ zu den Mühlen an dem großen Wasserfalle zu bringen. Sobald man Skardona verlassen hat, welches ganz in Grün eingebettet ist, auch sogar eine schattige Hafenpromenade mit Maulbeerbäumen besitzt, befindet man sich wieder in der dalmatinischen Öde, neben ganz kahlen, oft farbig belebten Felsbergen, zuweilen gefurcht durch einen zurzeit wasserlosen Wildbach. Ein paar Wachholder- und Schlehenbüsche sind alles, was man von Pflanzen erblickt. Trotzdem war die Wanderung in der frischen Oktoberluft von einem großen Zauber. Man geht anfangs, immer dem Flusse folgend, fast von Süden nach Norden, später biegt die Straße von Osten nach Westen um. Nach etwa fünfzig Minuten steht man dem Fall der Kerka gegenüber: ein großes, unvergeßliches Bild.

Der Skardonische Fall (Skardinski slap) ist der letzte gewaltige Sprung, den die Kerka machen muß, um das Meer zu erreichen. Sie entspringt, etwa sechszig Kilometer weit, auf dem Dínaragebirge bei Topolje (dem „Pappelfelde“), stößt dort aber sehr bald, und später noch wiederholt, auf Felsriegel oder -Falten, welche ihr Flußbett durchsetzen und ihren Lauf hemmen. Hinter jedem dieser Riegel staut sie sich zu einem See an und stürzt sodann über das Hemmnis, zuweilen in Terrassen, hinweg, immer einen schönen Fall — im ganzen acht — bildend, um ihren Lauf weiter unten von neuem gesperrt zu finden. Die Kerka ist daher auch kein ununterbrochener Flußlauf, sondern erst ein werdender Strom, gleichsam der Embryo eines solchen, oder eine Art Cañon, mit einer Reihe von Seen, welche durch sie verbunden werden. Ähnliche Erscheinungen findet man auch anderswo, besonders im schwedischen Lappland. Die Norweger nennen einen solchen Wasserlauf daher auch nicht einen Fluß, sondern einen bloßen Wasserzug (Vasdrag).

Gelingt es einem solchen, die hemmenden Riegel zu durchbrechen oder ganz zu beseitigen, so wird er zu einem wirklichen, ununterbrochenen Flusse. Der Kerka ist diese Arbeit aber sozusagen nicht bloß sehr schwer gemacht infolge der Härte des Kalkgesteins, daraus die Riegel bestehen, sie hindert auch gleichsam selber ihr Werk, da sie, stark mergelführend, diese Riegel fortwährend mit Kalksinter bekleidet und sogar erhöht; geradeso wie der Velino bei Terni in Italien, wo der Sinter von Zeit zu Zeit künstlich durchstochen werden

muß, um dem Strome einen rechten Abfluß zu verschaffen. Die Kerka vollführt dieses Werk allerdings aus eigener Kraft, indem sie bei Hochwasser die Sinterfelsen zerstört. Die Überbleibsel dieses Prozesses, oft ganz mächtige, schwammige Felsgebilde, teils mitten im Strome stehend, teils an seinem Rande aufgehäuft, tragen zum malerischen Bilde der Kerkafälle nicht wenig bei. Aber zu gleicher Zeit lagert sich doch der Kalksinter von neuem ab und ersetzt die zerstörten Massen, sodaß denn auch hier ein ewiges Werden und Vergehen stattfindet.

Die Kerkafälle, eines der großen Naturwunder der Erde, zu beschreiben, kann nicht meine Sache sein. Was der Künstler mit wenigen Strichen darstellt, bleibt für die Feder eine unmögliche Aufgabe. Das Vollständigste, was in dieser Richtung versucht worden, hat Kohl geleistet, dessen Beschreibung wohl in jeder Beziehung klassisch genannt werden darf; und doch gibt auch sie kein eigentliches Bild.

Was dem Beschauer zuvörderst klar vor das Auge tritt, ist dieses. Der Kerkafall mit seiner grünen Umgebung ist nichts als ein großartiger Naturpark in der dalmatinischen Felswüste, hervorgezaubert durch das alles belebende Wasser. Mitten in diesem Park aber, so scheint es, hat ein Gartenkünstler einen Wasserfall angelegt, eine in das Hundertfache vergrößerte Gartenkaskade, welche nicht in einem einzigen Sturz in die Tiefe eilt, sondern über fünf verschiedene Terrassen, sich bei jeder gleichsam ausruhend, niederrauscht, um schließlich in einem Kessel unten zu verschwinden.

Doch damit nicht genug. Während die Riesenkaskade die Mitte des Stromes einnimmt, und zwar mit einer hufeisenförmigen Biegung, wie beim Niagarafall, fällt auf der rechten, also auf der Nordseite, ein zweiter selbständiger Wasserfall in zahllosen Kaskaden herab, sodaß sich zwischen beiden eine Insel befindet. Außerdem rauscht es überall in der sinterigen Schwammtiefe, wohin man nur den Fuß setzt, oft unsichtbar. Es kommen dazu zahllose, halb natürliche, halb künstliche Kanäle, welche das Wasser den einzelnen Mahl- und Walkmühlen auf beiden Ufern des Stromes zuführen, und so verbindet sich mit dem betäubenden Rauschen und Brausen der fallenden Wasser das monotone Getöse der Mühlenräder und der fallenden Walkhämmer: ein wahres Chaos von Natur- und Menschenwerken. Aber die Luft, welche, von den stürzenden Wassern bewegt, die in dichtesten Massen überall stehenden Bäume, einen wahren Wald von Weiden, Pappeln und Rohr, durchweht, erfrischt den Wanderer wie in einem Bade, während sich über dem Ganzen der tiefblaue, sonnige Himmel wölbt.

Ich wanderte erst auf der Nordseite des Stromes, wo sich die skardonischen Mahlmühlen befinden, bis zu der großen Erweiterung der Kerka oben, wo die Landschaft wieder den vollen Wüstencharakter hat. Dann fuhr ich unten im Boot, durch Schilf-, Schachtelhalm- und Rohrkampen, zu dem Fuß des Hauptfalles, einem gewaltigen Zirkus, etwa wie beim Rheinfall bei Schaffhausen. Es bedurfte einiger Überredung, um die Ruderer zu bestimmen, so nahe als möglich an den Fall heranzufahren; denn sie fürchteten sich aufrichtig.

Auf der Südseite stehen die Mahlmühlen von Sebenico, welche ihre Mühlsteine, eine Art Tuff, von der griechischen Insel Milo beziehen, mehrere Stücke oft durch einen eisernen Reifen verbunden, auch ein paar Walkmühlen (follatoje oder lavatoje genannt) und sogar eine zum Mahlen für — Insektenpulver, aus den in Dalmatien und Montenegro so vortrefflich gedeihenden Chrysanthemen (*Pyrethrum cinerariae folium* oder *Turrianum*). Den Mahlmühlen fehlt zurzeit oft der Besuch, da man das vortreffliche ungarische und russische Mehl von Fiume und Triest aus billiger bezieht, als das einheimische, dieses auch nicht in genügender Menge erzeugt wird.

Dagegen war ganz neu die elektrische Station für Sebenico und das Maschinenhaus, um das Wasser der Kerka, wie schon erwähnt, auf die Höhe über Sebenico zu befördern. Wenn ich nicht irre, war es der württembergische Baurat Ehmann, welcher zuerst das Wasser des Neckar der durstigen schwäbischen Alb zuführte und den dortigen ungläubigen Bewohnern unerwarteten Segen brachte. Wie dort, wird die Maschine lediglich durch den Wasserdruck vom Fall her bewegt. Sie pumpt das Wasser aus einem „Deposito“ und treibt es sodann zu dem erwähnten Brunnen. Es sind für den Betrieb drei Leute angestellt; der Aufseher war ein unterrichteter Mann, der in Deutschland und Rußland gewesen, auch ein wenig deutsch sprach. Sie zeigten mir eine französische Silbermünze vom Jahre neun der Republik, was ich ihnen erklären mußte. Interessant war mir an der Leitung ein sogenanntes Respiro, eine Art Sicherheitsventil.

Zu jeder der Walkmühlen gehört ein erstes Bassin, in welchem die Tücher im Wasser gehörig herumgewirbelt werden, bevor sie in ein zweites kommen, um hier von zwei hölzernen Hämmern bearbeitet zu werden. Zu diesem Zweck befindet sich an dem Endpunkte ihrer Stiele eine von einem Mühlenrade gedrehte Welle mit Speichen, welche, auf den Stiel drückend, den Hammer heben und sodann wieder fallen lassen. Die Tücher bringt man von Zeit zu Zeit in eine andere Lage, damit alles recht „durchgewalkt“ wird. Natürlich sind nur gröbere Zeuge einer so kräftigen Behandlung gewachsen.

Ich finde in den wissenschaftlichen Werken die Höhe der Kerkafälle nirgends angegeben; Kohl schätzt sie, wohl zu hoch, auf einhundertundfünfzig Fuß; ich glaube fünfunddreißig Meter als richtig annehmen zu dürfen. Ihre malerische Wirkung richtet sich natürlich nach der Menge des Wassers, sodaß die einen sie wohl als imposant, die anderen mit gleichem Recht als dürftig bezeichnet haben. Als ich sie besuchte, gab es etwa eine mittlere Wasserfülle.

Was aber das slawische Wörtlein *slap* für Wasserfall betrifft, so mag es wohl mit dem lateinischen *lapsus* (*fluminum lapsus* bei Horaz) verwandt sein. Auch findet sich der Name selbst noch am Fuße des Großglockners wieder, wo die jetzt ganz deutsche Bevölkerung einst eine slawische war.

(Eine geologische Beschreibung des ganzen Kerkalaufes findet man von F. v. Kerner in den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft und

den Verhandlungen der k. k. Geologischen Reichsanstalt, 1897.)

* * *

Der Hafen von Sebenico ist leer, die großen Dampfschiffslinien berühren ihn nicht. Dafür besitzt die Stadt eine Eisenbahn, welche sie mit Spalato und Knin am Fuße des Dinara verbindet. Die Station, wo beide Bahnen sich treffen und ihre Passagiere austauschen, heißt Perkovič-Slivno. Der Verkehr ist aber ein so geringer, daß früher jeden Tag nur ein Zug in beiden Richtungen ging, und auch das nur an den Wochentagen. Gegenwärtig stellen zwei Züge täglich die Verbindung her.

Es war am späten Abend. Über Sebenico stand ein starkes Gewitter, dessen rasch hintereinander folgende Blitze Stadt und Meer jedes Mal in ein grelles, weißes Licht tauchten, so daß man eine Winterlandschaft zu erblicken glaubte. Drei Nonnen, welche nach Spalato wollten, schmiegt sich jedes Mal ängstlich aneinander und beteten. Ich versuchte die offiziellen Aufschriften zu studieren, die deutsch, italienisch und illyrisch lauteten. Cekaonica bedeutet Wartesaal, Vozni Red Fahrplan, Razreda Klasse. Gemütlich hieß es am Hafen: andemo (venezianisch für andiamo) dal Jov-Gostionica (Gasthaus) ajmo u Jove; wo eine Firma gar Inchiostri (Tinte) e figli lautete; auch der Bel gagliardo (etwa: „Der schöne Karl“) aus Chioggia mit seinem schöngemalten Vorderstüwen prahlte. —

Der Sturm umheulte uns auf der ganzen Fahrt. In Perkovič-Slivno mußten wir umsteigen, da die Haupt-

linie von Spalato nach Knin geht. Die Schaffner (in Österreich: Kondukteure) mahnten deutsch zur Eile.

Die Bahn steigt den bedeutenden Bergzug San Elia über Traù hinauf, von wo man bei Tage die großartige Landschaft von Spalato erblickt; wir sahen nichts. Ununterbrochen schlug der Regen, mit Hagel abwechselnd, an die geschlossenen Fenster. Wenn der Zug hielt, vernahm man nichts als den Ausruf der Schaffner: *Castell vetscho* (venezianisch statt *vecchio*), *Cambio*, *Abbadessa*, *Sučurac*, *Salona*! Endlich *Spalato*! — —

Das Meer raste an dem Hafenkai wie besessen. Die Gasflammen waren zum Teil verlöscht. Wir fanden mit Mühe den Weg zu dem Gasthause am Hafen.

Spalato.

Die Leute sagen stets nur Spalatro und werden wohl auch dabei bleiben, trotz aller Nachweise, daß der Name entweder von dem Sacrum Palatium Diokletians, oder von dem kleinen Dorfe Aspalathus herkommt, welches sich hier bereits zur Zeit der Kaiser Honorius und Arkadius befand. Dieser Name hängt aber wieder zusammen mit dem einer kleinen Pflanze Aspalatho (*Convolvulus scoparia*), welche wegen ihres aromatischen Duftes zu Salben, auch bei Bereitung von Öl und Wein und zum Färben, dient.

Die Slawen nennen die Stadt sehr abgekürzt Spljet. — —

Es war eine laute Sturmnacht gewesen in unserm Hôtel an der Riva, wo kein Fenster, keine Tür schloß und der Wind durch alle Ritzen und in allen Winkeln heulte wie ein hungriger Wolf. Dasselbe Wetter noch am Morgen: Sturm, Regen und Hagel. Das Meer in ungeheurem Aufruhr, in gewaltigen Güssen über die Kais stürzend und die Riva überschwemmend; die Schiffe an ihren Seilen im Hafen tanzend.

Mitten durch diesen Aufruhr der Elemente wurde ein Toter zu Grabe getragen. Der begleitende Geist-

liche kämpfte gegen den Sturm und rang sich mit seinem Regenschirm mühsam weiter. Der Träger des Kreuzes wankte tief gebeugt dahin und vermochte es kaum zu halten.

Es sei das der erste große Maestro (Nordwestwind) in diesem Jahre, so sagten die Leute, die östlich beim Molo an einem großen Magazinbau beschäftigt waren.

Wem dieser gehöre?

Sie nannten den Namen Katalinić. Einer bemerkte: „Ihm gehört alles, was man hier ringsum sieht.“

Ich wanderte weiter, immer längs der Neuen Riva (Nova Obala) bis zu den Bädern und dem Park Katalinić, welcher an Stelle des früheren Forts Botticelle (Bačvice) angelegt ist; dann auf der neuen, weit hinaus gebauten Diga bis zu dem Leuchtturm (Svjetionik).

Welch ein ungeheurer Aufruhr der Elemente!

Sodann wieder zurück und durch die sogenannte „Grotte“ in den Diokletianspalast, welchen, statt der meist zerstörten alten Herrlichkeiten, jetzt ein unentwirrbares Labyrinth von Häusern, Hütten, Kirchen, Klöstern und Ruinen erfüllt. Hier fühlte ich mich geschützt und warm wie auf dem Meeresgrunde. Es wohnen hier, von den gewaltigen, fast noch ganz erhaltenen Palastmauern umschlossen, mehrere tausend Menschen, in hunderten von Häuschen und Palästen, zu denen man meist nur auf engen Wegen oder in dunklen Kellergängen gelangt; die meisten ohne Licht, fast ohne Sonne, alle dicht nebeneinander gedrängt, wie in einem Bienenkorbe. Einst, vor weit mehr als tausend Jahren, waren ihre Vorfahren vor den beutegierigen

Avaren aus dem nahen Salona geflohen, hatten sich erst auf den gesicherten Inseln Brazza und Solta niedergelassen, dann aber eine noch bessere Zuflucht in den goldenen Hallen des damals schon längst verschollenen Kaisers Diokletian gefunden, von dem man höchstens wußte, daß er ein großer Christenfeind gewesen sei. Denn die Bevölkerung selbst war hier nun längst eine christliche geworden, welche in Salona schon große Basiliken besessen und ihrerseits das Heidentum nur noch in einigen Resten geduldet hatte; wie ja das die Art aller zur Herrschaft gelangten, früher verfolgten Sekten ist.

Man richtete sich mit dem Rechte des einen Besitz zuerst Ergreifenden in den toten Kaiserhallen ein, brach ab, baute auf, planlos, wie es sich gerade fügte, und scheute vor keiner noch so schnöden künstlerischen Entweihung zurück. Der ganze ungeheure Palast diente, ebenso wie Salona, als Steinbruch. Nur ein paar Ausnahmen fanden statt. Man verschonte die Umfassungsmauern, denn sie dienten nunmehr zum Schutze der neuen Stadt, und man ließ das herrliche Mausoleum unberührt, welches der ewig kranke und hypochondrische Kaiser für sich (und vielleicht „seine Erben“) erbaut hatte, indem man es in eine christliche Kirche verwandelte. Auch der Vorhof zu dieser, das Peristyl, dessen korinthische Säulen wir noch jetzt bewundern, entging der Zerstörungswut, weil man doch einen größeren Raum für Volksversammlungen und zu Prozessionen brauchte; ebenso ein ganz kleines oblonges Tempelchen, welches fürderhin als Taufkapelle diente.

Der sicherlich prächtige Sarkophag des Kaisers war vielleicht zuerst der christlichen Volkswut zum Opfer gefallen; wenigstens hat weder die Geschichte noch die Sage etwas von ihm überliefert, und noch weniger hat man irgend welche Bruchstücke von ihm vorgefunden. Der Sarkophag, welcher früher vor der Taufkapelle stand und sich jetzt im Museum befindet, ist einer von jenen zahlreichen antiken, geschmückt mit der Darstellung der Meleagerjagd, wie man sie fast überall vorfindet, wo man im Süden alte Grabstätten aufdeckt.

Der Haß gegen den Christenfeind hinderte indessen nicht die Verwandlung seines Mausoleums in eine christliche Kirche, den heutigen Dom, geweiht der heiligen Jungfrau (slawisch Gospa) und ganz besonders dem Heiligen Doimo; geradeso wie die Türken später die Hagia Sophia in Byzanz in eine Moschee Stambuls veränderten. Aber man verschonte das gewaltige Denkmal nicht dauernd. Ursprünglich als bloßes Mausoleum erbaut, mußte es im Laufe der Jahrhunderte notwendig den Zwecken des katholischen Kultus angepaßt und also verändert werden. Anfangs schüchtern, dann immer rücksichtsloser, fügte man hinzu, brach ab, zerstörte und verunstaltete auf jede Weise. Der „Unsinn der Verwüster“, von welchen Goethe in Rom spricht, wurde auch in Spalato lebendig; nur daß hier die Rücksicht auf das „Gotteshaus“ ihm doch einen gewissen Zwang auferlegte. Neuerdings, das heißt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im alten Stil wieder hergestellt, ist der römische Bau, an dem selbst sechshundert Jahre nicht zu rütteln vermochten, in alter

Pracht neu erstanden. Wohl bedarf es noch mancher bedeutenden Ergänzung, namentlich des Säulenumganges draußen; auch wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als den halb wackeligen Turm abzutragen, aber im wesentlichen haben die Restauratoren, Professor Hauser in Wien und Baumeister Perišić in Spalato, alles getan, was bescheidene Wünsche nur verlangen können; wobei die Hauptschwierigkeit darin bestand, durch die stilvolle Restaurierung nirgends dem kirchlichen Bedürfnis in den Weg zu treten.

Ein zweites herrliches antikes Bauwerk, welches der ähnlichen „Maison quarrée“ in Nismes und dem Augustustempel in Pola gleichkommt, ist die dem Dom gegenüberliegende Taufkapelle mit dem prächtigen, fein ornamentierten Portal und der reich kassettierten Decke, scheinbar einem Tonnengewölbe, welches jedoch aus drei, in der Form eines solchen zugehauenen Monolithen besteht. Sie wurde erst 1393, nachdem man die hier befindliche Jupiterstatue nach Venedig geschafft hatte, dem christlichen Kult geweiht.

Noch großartiger würde das Vestibulum, die einstige Vorhalle zu der eigentlichen Kaiserwohnung südlich, wirken, wäre es nicht größtenteils zerstört. Nur der Aufgang und die Prothesis, mit ihren Säulen und dem Bogen über der mittleren Öffnung, ist in alter Pracht vorhanden, ebenso das durch große Monolithen gedeckte kräftige Tor. Aber die dahinter befindliche große Rotunde, der eigentliche Eingangsraum, liegt in Trümmern; und gerade hier haben sich die ärmsten Leute eingerichtet. Gegenüber dem Tore, also im

Süden, erblickt man eine weitere Türöffnung. In den Seitenwänden befinden sich vier Nischen, zwei auf jeder Seite, offenbar zur Aufnahme von Statuen bestimmt, welche vielleicht noch jetzt, von Schutt bedeckt, vorhanden sind, darüber Fensteröffnungen, zwei unterhalb und vier in der aus Kalksteinen erbauten Kuppel. In dem Raume selbst hat sich eine Hütte eingeschmuggelt, welche man schon auf einer Zeichnung von Adam (1769) erblickt. In einer der Nischen ist ein Eingang zu einem scheußlichen Loch; draußen stehen zwei Kinder in einer Art Gehgestell, die Mutter kocht auf einem kleinen Herde, der Rauch hat die Wand geschwärzt und zieht wirbelnd durch die zersprengte Kuppel zu dem tiefblauen Himmel. Von ihrem Rande hängen lange Gräser und Kappernsträucher herunter und flattern im Winde. Tauben nisten in den Löchern der Wände.

* * *

Auch wer die großen Ruinen Roms kennt, wird nicht ohne ein Gefühl von Bewunderung vor diesen gewaltigen Bauten stehen, welche, wenn auch im Stil teilweise entartet, ein gewichtiges Zeugnis ablegen von der damals noch immer imponierenden Größe des römischen Reichs.

Diokletian, der Sohn eines einfachen Mannes, geboren in Dioklea in Albanien, entsagte bekanntlich dem römischen Weltthron am ersten Mai des Jahres 305. Ist er, wie andere glauben, in Salona geboren, so lag ihm die Wahl der salonitanischen Küste für den Bau seines Ruhesitzes im Alter nicht eben fern. Dieser

Christenverfolger, welcher sich als Herrscher durch seine rücksichtslose Energie auszeichnete, war zugleich eine Art Philosoph auf dem Throne, ein Vorgänger des fünften Karl von Spanien, welcher sich ja auch in die Gebirgseinsamkeit des Klosters San Yuste zurückzog. Als man in politischer Bedrängnis ihn später anflehte, wieder die Zügel der Regierung zu ergreifen, zeigte er lächelnd auf seine Kohlpflanzungen, welche das Glück seines Alters bildeten. Dieser Kohl, jahraus jahrein dauernd, hochstengelig, mit krausen Blättern, ist Dalmatien ganz eigentümlich; die Leute brechen die unteren Blätter zu ihrer täglichen Speise, das ganze Jahr hindurch, ab und erachten dieses „Kraut“ (in Ragusa: Capuzzi) als ihre Hauptspeise. Blüht er im Frühling, so genießt man die so sehr geschätzten Blüten („Broccoli“) als Delikatesse. Kein Wunder, daß der einstige hungernde Schreiberssohn seinem Kraut vor den Leckereien Roms den Vorzug gab. Das phantasiereiche Volk meinte freilich, die große Wasserleitung von der Schlundquelle des Jader her, deren zehn Ruinenpfeiler und Bogen man später die „trockene Brücke“ nannte, habe auch die beliebten Forellen des Baches unmittelbar in die Küche des Imperators geliefert. Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür; denn die Forellen würden sich schwerlich in eine solche Leitung verirrt haben. Aber mit einem großen Hofstaat hatte der Kaiser sich offenbar umgeben; wozu sonst die ungeheuren Bauten, welche — vielleicht von Gärten und sonstigen Anlagen, wie Spielplätzen und Bädern, unterbrochen, ein unerhört großes Areal von

(rund) je 215 Meter Länge und 177 Meter Breite bedeckten, wie keine zweite römische Anlage der Art.

Das in Form eines römischen Castrums errichtete Sacrum Palatium, ein von Norden nach Süden gehendes und der Länge und Breite nach von je einer Straße durchschnittenen Oblong, liegt in seinem Hauptplane klar vor unsern Augen. Noch immer steht, fast unangefochten, die gewaltige, 16 bis 23 Meter hohe Mauer da, welche das Ganze umschließt, mit je einem Tore im Norden, Osten und Westen, sowie den vier Ecktürmen und acht kleinern Türmen. Auch im Innern darf man noch immer ungehindert die vier sich kreuzenden Kastrumwege wandern; noch geben das Mausoleum, die Rotunde und die Taufkapelle ein genügendes Bild von dem großen Charakter des Ganzen; alles übrige aber, also weit das meiste, ist in dem Durcheinander planloser Bauten und Siedelungen versunken und für immer verloren. Es würde auch nichts nützen, wollte man aufräumen und bis zum ursprünglichen Plattenboden alles Bauwerk fortschaffen; man würde zwar eine große Zahl interessanter Bauglieder finden, die man zu den neuen Bauten rücksichtslos verwendet hat, auch wohl die eine und andere verstümmelte Statue und sonstige Merkwürdigkeit, im ganzen möchte man aber doch nichts schaffen als ein großartiges, unmalerisches Trümmerfeld, daran das heutige Salona ja bereits reich genug ist. Und was den Wert der gefundenen Sachen betrifft, so würde er weit hinter dem von Pompeji und andern Trümmerstätten Italiens zurückbleiben, weil hier seit mehr als tausend Jahren alles

ausgeraubt und zerstört ist. Indessen ist eine derartige Furcht wohl unbegründet. Der menschliche Ameisenhaufen im Diokletianspalast wird ungestört weiter bestehen. Vielleicht daß man hie und da ein altes Stück Mauerwerk von den entstellenden Hütten befreien, auch die Umgebung des Mausoleums bloßlegen und den vermauerten 175 Meter langen Portikus in der Südfront wieder herstellen wird, etwas mehr ist nicht zu erwarten; schon wegen des Geldpunktes, der *res angusta domi*. — —

Den Haupteingang zum Palast bildete einst die „Goldene Pforte“ im Norden. Da der Erdboden nach Süden hin etwas abfällt, so konnte man von dem Kreuzungspunkte der beiden Straßen damals unmittelbar in den ersten Stock der Kaiserwohnung gelangen. Diese aber zog sich bis zur Hauptfront im Süden hin und endigte unmittelbar am Meere. Denn die heutige Riva, der breite Vorstrand zwischen dem Palast und dem Meere, war damals noch nicht vorhanden. Stieg der Kaiser aus seiner Wohnung in die finstre, kellerartige, damals einen Kanal bildende, Grotte („Krypta“) hinab, so konnte er unmittelbar auf das Meer gelangen, sei's zu den Seebädern, sei's zu seinen Schiffen.

Oben zog sich längs der ganzen Südfront der noch vollkommen erhaltene, jetzt allerdings in Wohnungen verbaute, Portikus hin, welcher (nach Hauser) wahrscheinlich offen war und zu jeder Jahreszeit einen verdeckten Spaziergang darstellte. Solche Gänge waren in den römischen Villen bekanntlich sehr häufig. Andere halten dafür, daß er von Hause

aus ein geschlossener, sogenannter Kryptoportikus gewesen sei.

Es klingt wie eine Ironie der Weltgeschichte, wenn ich erwähne, daß gerade in diesem Portikus zwei nicht mehr junge, höchst feine Damen, die Töchter eines österreichischen Generals, wohnten, welche abends vor dem Café Troccoli ihr Eis schlürften und von den anwesenden Offizieren als die „Töchter Diokletians“ honoriert wurden. — Auch die Bewohner Spalatos werden gelegentlich Diokletiani genannt; denn auf diesen Herrscher bezieht sich hier alles.

Um es wiederholt zu sagen: es hält schwer, von der Größe dieses römischen Bauwerks sich auch nur eine Vorstellung zu machen. Ich fand zum Beispiel in einem Mauerreste eine der vielen römischen Ziernischen, und es hatte sich in ihr eine Hütte eingenistet, welche den Raum noch nicht einmal ausfüllte! Man wandert durch diese Welt wie in einem architektonischen Steinwalde.

* * *

Was aber die Größe der Grundfläche des Palastes betrifft, so kommt ihr die des spanischen Escurials — an welchen er überhaupt erinnert — ziemlich nahe. Ein dritter Bau, welcher an Umfang mit beiden wetteifern könnte, ist die Zeca, die maurische Moschee in Cordova.

Es betragen nämlich die Maße:

	Länge:	Breite:
beim Diokletianspalast:	im Osten 215,10 m,	im Norden 175,30 m,
	„ Westen 216 m,	„ Süden 179,48 m,
beim Escorial:	beiderseit. 206 m,	beiderseit. 161 m,
bei der Zeca in Cordova:	beiderseit. 175 m,	beiderseit. 130 m.

Es bedecken also:

der Diokletianspalast:	38 236 qm,
der Escorial:	33 000 qm,
die Zeca:	23 000 qm.

* * *

Kehren wir noch einmal zum Dome zurück, welchen man früher ohne Grund als einen Jupiter- oder Dianentempel bezeichnete, während er sehr wahrscheinlich einst das Mausoleum Diokletians gewesen war, was jetzt die große Inschrifttafel über der Türe im Innern, vielleicht zu bestimmt, bekundet. Wie alle „Vögel, welche im Alter ihr Nest bauen“, erfreute sich auch der müde Kaiser seines reichen Hauses nicht eben lange, er starb schon 314, neun Jahre nach seiner Thronentsagung zu Nikomedia im Jahre 304, durch Selbstmord. Begonnen wurde der Bau des Palastes jedoch schon 284 p. C.

Der mit Recht gefeierte Restaurator des Mausoleums, Professor Hauser, hat diesen, nächst dem Pantheon in Rom bedeutendsten weströmischen Kuppelbau eingehend untersucht und klargelegt.

Eine breite Treppe führt durch eine gewaltige Vorhalle (darauf der später erbaute Glockenturm steht) zu dem Tempel hinauf. Das Gebäude hat nach außen die Form eines Achtecks, nach innen die des Kreises. Es erhebt sich in zwei Etagen, einem Keller- und einem Hauptgeschoß. Da das Kellergeschoß lediglich das obere zu tragen hat, besteht es aus kolossalem Mauerwerk, ist eingewölbt und ohne jede Lichtöffnung. Der Haß der Christen verlegte ohne Grund in diesen dunklen Raum das Gefängnis für ihre Märtyrer. Der Eingang liegt unter der großen Aufgangsstiege.

Das Hauptgeschoß des Gebäudes erhebt sich über einem dreieinhalb Meter hohen Podium, wie solches keinem römischen Tempel fehlt, um dessen Cella dem profanen Boden zu entziehen. Die mächtigen, bis drei Meter starken, nach außen achteckigen Mauern umschließen einen kreisrunden Raum von 13,50 Meter Durchmesser. Das Innere ist nach Art des römischen Stils durch Säulenstellungen und Nischen gegliedert. Vier halbkreisförmige und vier rechtwinkelige Nischen (mit Einschluß der Türnische) schneiden kräftig in die Wände ein. Zwischen diesen Nischen treten vor die Wände acht große korinthische Säulen von ägyptischem Granit, welche das Gebälk von Marmor tragen, und darüber eine zweite Säulenstellung von Porphyrr aufnehmen, welche bis zum Ansätze der Kuppel reicht. Das Kuppelgewölbe, welches das Gebäude zur Zeit Diokletians überdeckte, ist bis auf den heutigen Tag vollständig erhalten. Die aus Ziegeln gebaute, ganz geschlossene Kuppel besteht aus einer Anzahl von fächerartig über einander gesetzten Ziegelbögen.

Das einzige Licht erhielt der für seine Größe ungewöhnlich hohe (21,50 Meter) Raum durch ein halbkreisförmiges Fenster über der Tür. (In der christlichen Ära stellte man eine Orgel vor dieses Fenster und schlug dafür in die Wände andere Lichtöffnungen.) Der um den ganzen Raum laufende Fries, darstellend Genien, welche zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen Jagd machen auf Hirsche, Eber, Füchse und Steinböcke, oder Festons tragen mit dazwischen gestellten Masken, kann also von Hause aus kein genügendes Licht für einen

Tempel erhalten haben. Für ein Mausoleum und seinen „Nachthimmel von Stein“ ziemte sich indessen gerade ein solches Halbdunkel.

Das ganze Gebäude war draußen umgeben von einer Halle mit 24 korinthischen Säulen, welche mit ihrem horizontalen Gebälke eine Steinkassettendecke trugen. Ein großer Teil hiervon ist zerstört. Die vorgefundenen Steinmetzzeichen, deren Form an griechische Buchstaben erinnert, machen es wahrscheinlich, daß der Bau unter griechisch-orientalischem Einfluß entstanden und vielleicht auch von solchen Werkmeistern ausgeführt ist. Die Ziegel der Kuppel tragen dagegen römische Stempel.

Man gelangt zu dem Mausoleum, wie schon gesagt, über eine Treppenanlage und durch einen gewaltigen Vorbau, dessen oberer Teil beseitigt worden, als man auf ihn unglücklicherweise den Glockenturm stellte, welchen man im Interesse des christlichen Kultus brauchte. Er stammt aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist an sich nicht ohne Schönheit, stört aber die Wirkung des großen römischen Bauwerkes in hohem Grade. Auch neigt er sich, trotz aller höchst kostspieligen Reparaturen, wozu namentlich das aus Kroatien geschaffte Gerüst von Holz (armatura) dient, früher oder später dem Untergange zu, während der römische Unterbau, welcher doch nichts tragen sollte, als sich selbst, noch immer unerschüttert dasteht. Die Grundfläche des Turmes beträgt 10 zu 7,50 Meter, seine Höhe 47 Meter. Daß man einige antike Trümmer und Reliefs zu seinem Bau verwandte, kann nicht befremden

doch sind sie nicht häufig. Ich bemerkte ein paar sogenannte „caricature“: ein Frauenzimmer auf einem intimen Stuhl, und einen Adler, welcher einen Ganymed vom Rücken umarmt. Auch das christliche Mittelalter liebte bekanntlich allerlei Karikaturen und Scherze an seinen Domen.

Auf der geräumigen Piazza del Tempio, früher dem Peristyl, mit den großartigen Säulen, stand in früheren Jahren ein Café, zwischen diese Säulen eingebaut, wie eine bloße Bude, kleinlich und erbärmlich, aber gemütlich. In diesem, so sagte mir ein nahe wohnender deutscher Schuhmacher, habe es immer viel Streit und Raufereien gegeben; ja es sei dort so mancher dabei erstochen. Ida v. Düringsfeld hat es in ihren dreibändigen Reisewerke: „Aus Dalmatien“ (1857) geschildert. Zu meiner Zeit befand sich an seiner Statt eine zwar notwendige, aber unförmliche Bauhütte, welche den Gesamteindruck beeinträchtigte. Offenbar aus der Zeit Diokletians stammt auch die dortige ägyptische Sphinx aus Syenit, welche zwischen ihren Händen (nicht Krallen) den Sonnendiskus hält, vom Volke aber für eine Gorgona („Grongona“) mit einem Kuchen (Pogača) gehalten wird. Ein durch einen Blitzstrahl von der Höhe herabgeschleudertes Baustück hat ihren Rücken geknickt. Der Blick von dieser Stelle aus umfaßt nach allen Seiten römische Monumente mit Säulenhallen und entsprechend reichen Perspektiven; ein Bild, wie es selbst Rom kaum zu bieten vermag; und jeder weitere Schritt gewährt neue Durchblicke und neue Bilder in wunderbar malerischer Anordnung: ein großes Stück

versteinerter Geschichte, welche keines erklärenden Textes bedarf (Hauser).

Im Museum.

Das unter dem gelehrten Direktor Bulić zu einer schönen Höhe gebrachte Museum, bestimmt, die Funde aus Salona und Spalato aufzunehmen, befindet sich in drei unbedeutenden Häusern an der Ostmauer des Diokletianspalastes, am Ausgange nach Lučač. In erster Reihe interessieren hier die antiken und altchristlichen Sarkophage, doch gibt es auch eine sehr schöne Venusstatue mit Amor, den Torso eines Herkules, andere Torsen, und den Gipsabguß eines Kopfes des Herkules, dessen Original die Franziskaner in Sinj zurückhalten. Auch eine zweite Sphinx, welche ebenfalls vor dem Mausoleum gestanden hat, kopflos und mit Krallen statt der Hände ihrer Kollegin, ist hier; Ägyptologen haben die an ihr deutlich zu lesenden Inschriften übersetzt. Ihr Kopf ist allerdings noch vorhanden, aber in die Fassade eines Hauses eingemauert und bis jetzt nicht zu erlangen gewesen.

Zahlreich sind die gefundenen Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben und zum häuslichen Gebrauch: Nadeln, Ohrlöffel, Pinzetten zum Ausziehen von Haaren, Riechdöschen, Tränenfläschchen, bronzene Schüsseln, Wagen, Idole, Spiegel, Fibeln, Schmucksachen, Lampen und Hämmer. Vorzüglich erhalten sind manche künstliche Glasgefäße; sie sehen aus, als ob sie soeben aus einer böhmischen Fabrik gekommen wären. Manche

sind mit der Asche von verbrannten Toten gefüllt. Dafür gibt es aber auch Bronzesärge mit nicht verbrannten Leichen.

Von den Sarkophagen (den „Fleischfressern“, daraus unser „Sarg“ entstanden ist) fällt besonders ins Auge ein großer aus Salona, die Rück- und die Schmalseiten von oberflächlicher Behandlung, die Vorderseite vortrefflich erhalten mit Figuren, welche, nach der Ansicht der Leute, die Familie Diokletians darstellen, denn dieser halbmythische Herrscher muß hier alles vertreten. Er stammt aus der christlichen Zeit und war, wie alle Sarkophage, dazu bestimmt, über der Erde zu stehen, gerade wie jene von Dante im Inferno geschilderten, hinter denen sich Personen gelegentlich verbergen. Man erkennt die christlichen Sarkophage leicht an den eigentümlichen, zur Dekoration der Flächen dienenden vertikalen Wellenlinien. Ein anderer schöner Steinsarg mit der Hippolytsage stammt aus guter römischer Zeit.

Am interessantesten ist hier der sogenannte Sarkophag Diokletians, welcher früher vor der Taufkapelle stand und mit seiner Darstellung der Meleagerjagd sich unzweifelhaft auf die Schicksale des Kaisers zu beziehen schien. Es war diesem nämlich einst auf einer Wildschweinjagd von einer Wahrsagerin prophezeit, er werde Kaiser werden; auch hatte er mit eigener Hand seinen gefährlichen Gegner Aper erstochen. Dieser Aper (Eber) bot nun, nach Art eines Rebus, die Deutung dar, es sei in dem dargestellten Vorgange eine Anspielung auf das Erlebnis des Kaisers enthalten; und ebenso lag die Vermutung nahe, daß in diesem bedeutungsvollen Sar-

kophage der Kaiser selber beigesetzt worden. Halbverwischte Figuren auf den andern Seiten sollten dieses alles noch unterstützen.

Diese ganze Deutung schwebt in der Luft, wenn man erwägt, daß viele Museen zahlreiche Sarkophage aus römischer Zeit besitzen, welche die bekannte Meleagerjagd zum Gegenstand der Darstellung haben. Meist erblickt man an der Vorderseite des Sarkophages links, etwa ein Drittel füllend, eine friedliche, ländlich-häusliche Szene; die beiden anderen Dritteile, also rechts, aber nimmt ein die Jagd Meleagers auf den ihm entgegen tretenden Eber, dem er den Speer in den Rachen stößt. Seine Begleiter schauen dem Vorgange meist passiv zu. Alle diese Reliefs ähneln einander in dem Grade, daß man an ein traditionelles Muster der Steinhauer denken muß. Auch hatte man mit einer solchen Darstellung offenbar stets auf ein dankbares Publikum zu rechnen, da der Vergleich des Menschenlebens mit einer Jagd ebenso alt wie beliebt war.

Der fragliche Sarkophag hat also mit den besonderen Schicksalen Diokletians nichts zu tun; noch unwahrscheinlicher ist es, daß der allgewaltige Imperator sich sollte mit einer so verbrauchten Darstellung begnügt haben. Ich stelle mir vor, daß sein wirklicher Sarkophag mindestens die kolossale Größe desjenigen im Dome zu Girgenti mit der wundervollen Darstellung der Hippolytsage gehabt haben wird; wo er aber geblieben, weiß niemand. Vielleicht, daß der Zufall einmal von ihm ein paar Fragmente entdeckt, welche in die Wand irgend einer ärmlichen Hütte eingemauert worden sind.

Da ich mich im Laufe von drei Jahren, in Italien selbst, vielfach mit der Deutung von altgriechischen Sagen beschäftigt habe, darf ich wohl auch in betreff der Meleagermythe eine solche wagen.

Die Griechen stellten den Tod selbst niemals dar, sie symbolisierten ihn nur durch zwei Figuren. Der gewaltsame Tod, namentlich der in der Schlacht, fand sein Bild in dem Kopfe der Medusa. Sie blickt von der Ägis der Minerva; sie flößt dem Gegner Entsetzen ein, sie macht erstarren, versteinert. Ganz naiv ist dieses noch in den Selinuntischen Masken in die Erscheinung getreten. Später macht der Ausdruck des Entsetzens mehr dem der Schönheit Platz; das Furchtbare verklärt sich zur Maske der Medusa Rondanini; das Gespenst erstarbt und versteinert nach innen. Immer aber bleibt die Medusa ein Bild des blutigen Todes.

Der Tod durch Krankheit und bei Seuchen (der „Strohtod“ der alten Skandinavier) fand einen Ausdruck in der Gestalt eines Ebers. Er spielt bekanntlich in allen Mythologien, auch in der Bibel, eine große Rolle, die größte aber bei den Griechen, wo er stets als verheerendes Element auftritt, sei es allgemein als eine Krankheit, sei es speziell als die aus der Sumpfluft geborene Seuche (Malaria). Der in seinem Frieden bedrohte Mensch sucht den Eber zu bekämpfen, er zieht ihm mit seinen Genossen entgegen und tötet ihn; ins Natürliche und gleichsam Prosaische übersetzt, bedeutet das: er vertreibt die Miasmen, indem er den Sumpf entwässert. Wenn es heißt, die Genossen wären sodann bei der Verteilung des Felles des Ebers miteinander in

tödlichen Streit geraten, so hat das keine andere Bedeutung als die, sie hätten sich über eine richtige Verteilung des entwässerten Sumpflandes nicht einigen können. Meleager, der eigentliche Anführer, aber stirbt an Fieber und Siechtum (versinnbildlicht durch den Brand, welchen seine Mutter ins Feuer wirft), weil, nach alter Auffassung, dem Tode verfällt, wer mit dem Tode kämpft.

Bedeutete also die Meleagerjagd im wesentlichen nichts anderes als den Kampf mit der Krankheit, so lag es nahe, gerade sie als Darstellung auf Sarkophagen zu wählen, weil die meisten Menschen den „Strohtod“ sterben.

Die Verkörperung der Sumpf-Seuche in einen Eber wird auch wahrscheinlich gemacht durch die weitere Entwicklung der Sage. Auf einem spätrömischen, offenbar schon unter christlichen Einflüssen entstandenen Sarkophage in Corpo di Cava, südlich von Neapel, kommt der Eber schon aus einer entschiedenen Felshöhle, und seine Schnauze ist nicht die eines Ebers, sondern eines Drachen; gerade so, wie ihn später das Mittelalter abgebildet hat. Die Ebersage beginnt sich in die Drachensage zu verwandeln. Später unterlag es aber keinem Zweifel mehr, daß der in Sümpfen hausende Drache nichts anderes sei, als die davon aufsteigende tödliche Luft; eben dieselbe Pest, welche als „polyauchenon Hydran“ einst Herkules erwürgte, indem er ihr die immer neu entstehenden Hälse zuschnürte.

Es ließe sich alles Vorstehende noch viel weiter ausführen, doch begnüge ich mich mit der Behaup-

tung, daß sowohl die Medusa, als auch der Eber nichts anderes seien als eine Personifikation des Todes, jene des gewaltsamen, dieser des Strohtodes.

Wenn aber jemand fragt, warum die Medusa auf allen älteren Darstellungen die Zunge ausstrecke, und ob dieses etwa auch ein das Entsetzen verstärkendes Moment darstelle, so lautet die Antwort höchst überraschend so: Ein jedes Animal, dem man den Hals durchschneidet (was Perseus bekanntlich mit der Medusa tat), läßt die Zunge heraushängen. Wir haben es also mit einem rein physiologischen Vorgange zu tun. — Schließlich bemerke ich, daß in dem deutschen Märchen „Rotkäppchen“ nicht der Eber, sondern der Wolf als der Tod auftritt. Die Gestalten der Sage wandeln sich beständig.

* * *

Fremde haben im Museum Gelegenheit, die großen Werke von Adam, Cassas, Lanza und anderen über Spalato zu studieren. Die ersten Reisenden, welche mit der bestimmten Absicht nach Dalmatien und dem Orient gingen, um dort archäologische Studien zu machen, waren Jakob Spon und Georg Wheler (1675; das französische Original erschien 1679, die deutsche Ausgabe 1681). Sie heben schon die Bedeutung der dalmatinischen Denkmäler hervor, klagen aber auch über die vielfach ihnen bereiteten Schwierigkeiten. Fast einhundert Jahre später (1757) reiste Robert Adam mit Clerisseau nach Dalmatien, indem er den elften

Juli Venedig verließ und den zweiundzwanzigsten in Spalato eintraf, welches er so charakterisiert:

The city, though of no great extent, is so havily situated, that it appears, when viewed from the sea, not only picturesque but magnificent.

Damals brandete noch die See unmittelbar am Diokletianspalast; denn die heutige Riva ist im wesentlichen eine Schöpfung des französischen Marschalls Marmont, „Herzogs von Ragusa“, dem Dalmatien auch fast alles verdankt, was es an großen Straßen besitzt.

Auch in Adam erblickte der venetianische Statthalter einen gefährlichen Spion und verbot ihm anfangs jede Aufnahme; später gestattete er sie zwar, ließ ihn aber durch einen Polizei-Beamten (officer) stets bewachen. Er vollendete sie in fünf Wochen. Adams Zeichnungen sind nicht naturgetreu und oft phantastisch. Doch trifft der Vorwurf mehr den „french artist“.

Sein Werk: Ruins of the palace of the emperor Diocletian at Spalatro in Dalmatia erschien 1764 und gab einst Goethen in Italien Veranlassung, eine Reise dorthin ins Auge zu fassen.

Ebenfalls im achtzehnten Jahrhundert bereisten Dalmatien Fortis (1770), sodann Cassas (1782); im neunzehnten Jahrhundert Lanza (1855) und Eitelberger (1861). Die beiden ersten bewegen sich stark in Adams Spuren.

Marmont in seinen Memoiren (1857, vol. III, pag. 42) äußert sich sehr warm über Spalato:

Spalato est un des lieux dont les restes donnent la plus haute idée de la grandeur romaine.

Un empereur philosophe, dégoûté du pouvoir et des grandeurs humaines, veut se retirer du monde, vivre en solitaire, et l'hermitage qu'il se bâtit est assez vaste pour contenir aujourd'hui la moitié de la population d'une ville de neuf mille âmes. Et cet hermitage se compose d'un palais de la plus belle architecture, quoiqu'on y reconnaisse déjà cependant le commencement de la décadence de l'art. Que sommes-nous donc, nous autres modernes, à côté d'une pareille puissance et d'une semblable grandeur?

* * *

Auch andere Aussprüche von Schriftstellern, betreffend Spalato, möchten von Interesse sein.

Gibbon: Beim Anblick von Adams schönen Bildern sollte man glauben, der Palast sei in den blühendsten Zeiten römischer Kunst gebaut worden; dieses sei jedoch keineswegs der Fall. Manches erinnere an Palmyra, welches Diokletian ja auch herstellen ließ.

Lanza: In der Südfront des Palastes sei kein Tor, sondern nur ein Ausgang gewesen. Die Bezeichnung *porta argentea* sei eine Spielerei.

Die Statuen aus den Nischen an der *porta aurea* habe der Provveditore Diedo nach Venedig schaffen lassen. Der Campanile sei vom Dalmatiner Nicolò Tverde seit 1416 erbaut. Die Kuppel (*la volta*) des Mausoleums sei mit römischen Ziegeln gedeckt, welche das Zeichen SPQR trügen. Sie habe keine Lichtöffnung, wohl aber sei eine solche im Vestibulum (Rotunde) vorhanden gewesen.

Fortis sagt vom Diokletianspalast: Überhaupt streiten hier Roheit und schlechter Geschmack jenes Jahrhunderts mit der Größe und Ausdehnung des Gebäudes um die Wette. Zwar will ich diesen Ruinen keineswegs ihr Verdienst absprechen, ich zähle sie unter die schätzbarsten Denkmäler des Altertums, doch wollte ich nicht, daß Künstler eher zu Spalato, als unter den Ruinen von Rom oder Pola studierten.

Professor August Thiersch in München ist der Ansicht, daß die sämtlichen Säulen im Innern des Mausoleums erst nachträglich in den fertigen Kuppelbau eingefügt worden sind. Sie wirkten im wesentlichen nur als eine Dekoration, ohne organische Verbindung mit dem Gebäude. Für seine Bestimmung als Mausoleum sprächen nur Analogien. Ein wirklicher Beweis sei bis jetzt nicht erbracht.

Auch Lanza sagt ähnlich: *l'effetto disgustoso che risulta dalle cornici di due ordini diversi e da quelle grosse prime colonne sormontate da altre colonne di genere, diverso e senza un certo scopo — — mostrano l'inoltrato degrado nell'arte.*

* * *

Im Kreuzgange des Franziskanerklosters zum heiligen Felix befindet sich noch ein zwei Meter langer, interessanter Sarkophag aus der christlichen Ära, dessen Relief auf der Vorderseite sich früher vielfache Deutungen gefallen lassen mußte, bis die Kaiserin Karoline Augusta, die Gemahlin des Kaisers Franz, auf dessen dalmatinischer Reise (Mai 1818), beim ersten Anblick ausrief: „Der Durchzug der Juden durch das Rote Meer!“

In der Tat stellt das Relief diesen Durchzug dar. Manche haben sogar bei den Personen ausgesprochen jüdische Gesichtsbildung zu erkennen geglaubt. Auf der rechten Schmalseite erblickt man in einem Rade ein griechisches Kreuz und zwei Heilige, die linke Seite ist unbearbeitet. Die hintere Längenseite zeigt ebenfalls zwei Heilige und die früher schon genannte Behandlung mit vertikalen Wellenlinien. —

So viel von den in Spalato noch vorhandenen Antiken aus römischer und altchristlicher Zeit. Weit reicher sind die Fundstätten in dem nahen Salona, der Mutterstadt Spalatos; aber auch hier besteht das Ausgegrabene fast nur in Sarkophagen aus der christlichen Periode, die jedes Schmucks ermangelten. Der künstlerische Geist des Altertums, welcher auch noch die Grabstätte schmückte und selbst die Sarkophage mit Rosenkränzen und tanzen- den Amoretten verzierte, war erloschen. Auf den christlichen Friedhöfen herrschte nur noch die Einförmigkeit des Todes.

Der Monte Marian.

Seit die Slawen in Spalato am Ruder sind, haben sie die alten bekannten italienischen Namen alle umgetauft. Spalato heißt, wie schon gesagt, Spljet; der Monte Marian: Marjan; die Riva: Obala; aus einer Strada und Calle ist eine Ulica und Put geworden, aus der Piazza ein Trg, gesprochen Terg, was wie das skandinavische Torg und finnische Turku eigentlich Markt bedeutet. Vecchio, alt, lautet nun star; aber nov, neu, ist im Italienischen und Slawischen dasselbe Wort. Zu den allgemeinen Bezeichnungen von Ulica, Put und Trg reihen sich dann andere, für eine deutsche Zunge fast unaussprechliche Namen. Auch die Heiligen hat man nicht einmal verschont: Frane, Križa, Mande, Jure, Mija, Vlaho und andere geben uns zu raten auf. Die Abbadessa (Äbtissin) wird in eine Gomilica umgetauft, Cambio in Kambilovac, Vitturi in Lukšic. Wer Trogir noch ferner Traù nennt, Brac: Brazza, Klis: Clissa, Omiš: Almissa, wird in den Bann getan. Man will den der Namenmanie verfallenen Magyaren nichts nachgeben, und hat kein Gefühl dafür, daß die durch eine vielhundertjährige Geschichte sanktionierten Namen

doch auch ihre Berechtigung haben. Schließlich machen es Namen allein auch noch nicht.

Anders äußerte sich der Baumeister Perišić, der Mitrestaurator des Domes, mit dem ich nur italienisch verkehren konnte: „spräche ich deutsch, so befände ich mich wahrscheinlich in höherer Stellung in Wien. Meine Kinder aber müssen es alle lernen.“ Ein Slowene aber, ein ganz einfacher Arbeiter, sagte einmal zu mir: „die Leute wollen jetzt alle nur noch slowenisch reden; ich möchte wohl wissen, wie weit sie damit kommen werden!“

Die deutschredenden Gotscheer durchwandern dagegen die ganze Welt mit ihrem Kram.

In dem Italienischen besäßen die Slawen Dalmatiens nicht bloß eine große „Vermittlungssprache“, sondern zugleich eine reiche Literatur, zu welcher sich ihre beste Volkspoesie verhält wie ein Kind zu einem Riesen. — —

Ich wanderte mit Doktor Karaman, vorüber am Franziskanerkloster und der „Schwefelquelle“ Sumporno Vrelo, längs der „Obala Sveto Frane“ westlich zu dem hochgelegenen Kirchhof San Stefano am Monte Marian. Das durch den Wind aus Südosten (Ostro Scirocco) bewegte Meer schlug unerhört hohe Wellen an das ausgewaschene Flußufer. Überall hatte man den Seetang in Haufen zusammengetragen, um ihn als Dünger zu verwenden. Auch auf der Straße nach Salona fand ich später Jungen, welche den Dünger auf-lasen. So beginnt eine richtige Agrikultur. Denn der Morlake achtete sonst diesen edlen Nervus für nichts.

Auf halbem Wege fanden wir ein Steinkreuz mit der Inschrift: ob pestem Angelo Diedo Provisore 1784. Es bezeichnet die Gräber der damals verstorbenen Pestkranken. Auch im Dome las ich auf einer Grabplatte des Fußbodens: ob pestem, ohne Jahreszahl. Auf dem Friedhofe selber befindet sich westlich, dicht am Meere, eine kleine besondere Abteilung mit den vor einigen Jahren an der Cholera Verstorbenen; denn auch von den Toten noch fürchten die Menschen angesteckt zu werden.

Längs dem ganzen Wege wuchsen auf dem harten Gestein schöne Agaven und der Kappernstrauch (*Capparis spinosa*); aber auch eine Zementfabrik erfüllte die Luft mit ihrem Rauche. Auch sonst trübte ein eigentümlicher feuchter Dunst die Luft, sodaß die Sonne ganz blutrot über den Inseln im Süden stand. Wie das alles an eine norwegische Schärenlandschaft erinnerte!

Selbst auf dem Friedhofe sah man so recht den Einfluß des stark bewegten Meeres. Die Zypressen, sonst ein Sinnbild der Freiheit, weil sie sich nicht beugen, schwankten hilflos im Winde. Auf der Windseite waren sie hier meist kahl und man hatte sie mit Drähten am Boden befestigt. Selbst die Toten scheinen sich hier in der bloßen Erde nicht ganz sicher zu fühlen; alle „besseren“ Gräber sind ausgemauert und mit Steinplatten bedeckt, welche wiederum von einer durch Ringe gezogenen eisernen Stange angeschlossen werden. Doch gibt es auch mancherlei hochaufgebaute Grabmäler, nach Art derer in Pompeji; denn das

römische Altertum ist hier noch immer traditionell. In der Leichenkapelle aber werden die Kränze niedergelegt, deren Bänder zwar einen reichen Golddruck haben, doch oft nicht sehr korrekte Inschriften.

Doktor Karaman, dessen Familie aus Bosnien stammt, hat hier seinen Eltern ebenfalls ein prächtiges Denkmal in Marmor errichtet.

Daß auch der Graf Ernst Mansfeld hier begraben worden, ist wahrscheinlich. Er wollte sich nach seinem abenteuerlichen Zuge nach Siebenbürgen, wo sich seine Schar auflöste, mit einem kleinen Gefolge durch Bosnien nach Venedig begeben, um von dort aus nach England zu reisen, erkrankte aber unterwegs und starb. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens völlig gewappnet und auf zwei seiner Adjutanten gestützt. Seine Leiche wurde auf venetianisches Gebiet gebracht und in Spalato begraben. Wo, weiß man nicht. Der Grund, weshalb er in den Armen seiner Begleiter aus der Welt gegangen, wird dadurch motiviert, daß Mansfeld nicht wie ein Weib im Bette sterben wollte. Er war Protestant.

So erzählt Franz Petler in seinem „Dalmatien“, Bd. II, S. 65.

Vom Kirchhofe weiter auf den 178 Meter hohen Berg Marian, auf steinigem Wege wandernd, trafen wir die Leute, wie sie mit einer Torkel den Wein aus den Trauben preßten, ganz so, wie es einst die Römer taten. Die Trauben befinden sich in einem korbartigen Zylinder, auf welchen zwei Schrauben drücken. Wenn ausgepreßt, werden die Trester („Drost“, slaw. Drapa)

mit Stricken umwunden und fortgeschafft. Es bleibt immer noch sehr viel Most darin, daraus man den *Vino piccolo* (bevanda), auch *Rakia*, Branntwein, bereitet. In jener Zeit des Pressens begegnet man überall Leuten, welche von dem dunklen Rotwein wie mit Blut bespritzt erscheinen.

Mein Begleiter teilte mir auch mit, daß die geldarmen Leute, seine Patienten, ihn nicht bar, sondern mit Wein bezahlten, indem sie beim Abnehmer des letzteren ein bestimmtes Quantum für ihn notieren ließen. Er empfangt später vom Kaufmann den Wert in barem Gelde. So patriarchalisch ist hier noch vieles.

Er wurde auch fast von allen Leuten freundlich begrüßt, und zwar mit „z Bogom“, das heißt: mit Gott.

So weit es hier Hütten und Leute gab, machten sie einen äußerst dürftigen Eindruck: jene ganz von Stein, auch das Dach, und weiß getüncht, meist fenster- und türenlos. Ein Mann rodete Steine aus, um neue Reben zu pflanzen, bat aber doch um eine Gabe.

Ich will hieran eine kurze Bemerkung für Reisende knüpfen. In reformierten Ländern gilt Betteln — wenn nicht durch die Not veranlaßt — als eine Schande; ein gesunder, arbeitsfähiger Mensch zumal, welcher bettelt, — als Lump. In katholischen Ländern dagegen wird Betteln als eine Gelegenheit erachtet, welche dem Angesprochenen gegeben wird, um sich hilfreich zu erweisen; er hat also die Verpflichtung, einem jeden Bettler etwas zu geben, ohne zu prüfen, ob dieser wirklich bedürftig sei. Gibt er nichts, so ist nicht der Bettler der Lump, sondern er ist es.

So eigentümlich gehen die Anschauungen der Menschen auseinander.

Wir passierten auch den kleinen jüdischen Kirchhof, der den Eindruck der Verwahrlosung machte; die wenigen Steinplatten über ausgemauerten Gräbern, mit hebräischen Inschriften, waren von Unkraut überwachsen. Die in Dalmatien lebenden Juden sind alle aus Spanien eingewandert und sprechen größtenteils noch jetzt spanisch miteinander.

Oben endlich ein Steinkreuz, ein paar Stinkbäume (Ailanthus), viele Disteln und Salbei (Salvia, slaw. Kadulja), nach welcher in Dalmatien alle Milch und selbst die Butter schmeckt. Denn, wie der Teufel in der Not Fliegen, so frißt das Vieh hier auch Salbei und Rosmarin, deren Geruch dann in die Milch übergeht.

Und welch eine Aussicht! Man erblickt im Norden das Kabaner- und Mossorgebirge, an ihrem Fuße Salona, Clissa, Stobreč und mehrere Dörfer der Poglizza, von wo die Ammaresken für den Maraskino kommen; links das Kloster Paludi, den Busen von Salona und die Kastelli, lauter Dörfer, welche sich aneinander reihen wie eine Perlenschnur. Der Bergzug darüber ist unten ganz mit Kulturen bedeckt, oben kahl, in der Mitte trägt er bereits junge Eichenwälder, welche von den einsichtsvollen Gemeinden angelegt sind.

Dazu im Osten, Süden und Westen, von Almissa bis Traù, die herrliche, reichgegliederte Küste und davor die großen Inseln Brazza und Solta, zwischen denen Lesina erscheint. Gute Augen entdecken wohl auch Lissa und suchen den einsamen Scoglio Pomo. Es

heißt, man habe von der Spitze des Marian am 20. Juli 1866 mit Ferngläsern die Schlacht bei Lissa wahrnehmen und aus der nördlichen Abfahrt der italienischen Schiffe deren Ausgang erraten können.

Der Monte Marian ist gleichsam der Rigi dieser großen Landschaft. Auch mit dem Monte Pellegrino bei Palermo möchte ich ihn vergleichen. Denn ebenso wie dieser tritt er im Westen dem Meere weit entgegen und schützt Spalato vor dem Sturme aus Nordwesten.

Man blickt von oben gleichsam in die Stadt hinein, aus welcher sich der Diokletianspalast groß und bedeutend erhebt. Eine ganze Reihe von Vorstädten umgibt diesen Kern. Im Nordosten thront das Fort Grippi, und es wird in der Topographie von Spalato immer gern genannt, weil es genau auf demselben Meridian liegt, wie der Stephansdom in Wien.

Wir stiegen im Osten des Berges hinab, wo sich in seinem Schutze die Menschen vielfach angesiedelt haben in Steinhütten, die fast aussehen, wie aus dem Massiv des Berges herausgehauen, aber oft beschattet von hohen Granatbäumen und von Myrten und „Winterfeigen“, worunter man die Bäume mit spätreifenden Früchten versteht; denn die „Frühreifen“ (im Spanischen brebas) genießt man schon Ende Juni.

Zuletzt ein herrlicher Sonnenuntergang, welcher die Höhen hinter Spalato in eine Art sonnigen Schleier hüllte, während die hoch darüber aufsteigenden Gebirge: der Monte Kaban und Mossor leicht rosa angehaucht waren, gedeckt gleichsam von einem schweren,

dunklen Wolkenhimmel, auf dessen Hintergrunde ein Regenbogen versuchte aufzusteigen. — —

Am Abend gab es dann wieder Wetterleuchten, Sturm, ein aufgeregtes Meer. Von Zeit zu Zeit tauchte der wachsende Mond zwischen mächtigen Wetterwolken auf. Wir mußten den sonst so behaglichen Platz vor dem Café (slaw. Kafana) Tróccoli, mit den zahlreichen Offizieren und den „Töchtern Diokletians“, verlassen und uns in das Innere begeben, wo es eine freundliche, anregende Unterhaltung mit dem Professor Hauser und dem Maler von Berlepsch gab. In Spalato findet man sich nicht bloß, man verkehrt auch mit einander gern. Denn der Fremde ist und bleibt eine seltene Ausnahme.

* * *

In Spalato erscheinen in kroatischer Sprache die Zeitungen Jedinstvo („Einigkeit“) und Pučki List (Volksblatt). Früher war das Hauptblatt der Slawen hier das zweimal wöchentlich erscheinende Narod („Volk“), welches aber auch italienische Aufsätze aufnahm. Aus den Anzeigen konnte man mancherlei lernen, so zum Beispiel, daß Vlahov ein Elisir stomacale (Magenschnaps) sei. Die italienische Domenica, ein illustriertes Wochenjournal, brachte eine Reihe dalmatinischer Sprüchwörter im venetianischen Dialekt, von denen ich mir folgende notierte:

Chi vol la putela carezza la mama.

„Der Mutter schenk' ich, der Tochter denk' ich.“

Chi vol viver sempre ben, el cioga le cose come che le vien.

Wer gut leben will, nehme die Dinge, wie sie kommen.

Chi spua in suso, la spuaizza gle vièn sul muso.

Wer nach oben speit, bekommt den Geifer ins Gesicht zurück.

Chi troppo sparagna vien el gato che lo magna.

Wer zu viel spart, den frißt die Katz'.

Chi ascolta e tase, el vive sempre in pase.

Wer hört und schweigt, lebt stets in Frieden.

Chi vive sperando, el more cantando.

Wer in der Hoffnung lebt, singt noch im Tode.

Noch interessanter war mir die folgende an Siegfried, Günther und Tell erinnernde Geschichte. Janko, der Woiwode von Sebigne, ein Zeitgenosse des berühmten Skanderbeg, war mit Jagna von Temesvar verlobt, doch sollte er, um die Braut zu erringen, vorher noch gewisse Taten vollbringen, eventuell den Tod leiden; nämlich einen auf eine Lanzenspitze gesteckten Apfel mit einem Pfeil durchschießen, über neun Pferde in einem Sprunge setzen und seine Braut unter neun verschleierten Mädchen erkennen. Da Janko sich hierauf wenig verstand, übernahm sein Neffe die Sache und führte sie glücklich zu Ende. Das letzte Kunststück gelang ihm, indem er seinen Mantel auf die Erde breitete, ein Handvoll Ringe darauf warf, und die Braut aufforderte, sie zu sammeln; allerdings mit der Drohung, er werde jeder Unberufenen den Arm abhauen. — Die Tell-Apfelschuß-Sage kommt bekanntlich auch noch in anderen Ländern vor, zum Beispiel in Finnland, wo ihr Held Palnatoke heißt. (Vergl. John Gardener Wilkinson, Dalmatien und Montenegro, Leipzig 1849, 2 Bde.)

Sehr hübsch ist auch die folgende humoristische Geschichte, wie dergleichen das Volk erzählt; denn das slawische Volks-Epos ist immer ernsten Charakters.

In einem Kloster hatten die Mönche außer einem Fisch nichts zu essen. Sie waren drei, als man aber den Fisch auf den Tisch gebracht hatte, zeigte es sich, daß er für alle viel zu klein sei. Sie einigten sich daher, derjenige solle den Fisch allein aufessen, welcher daran den passendsten biblischen Spruch knüpfen werde. Der älteste Mönch tritt zum Topfe, umfaßt den Fisch mit zwei Löffeln und hebt ihn in die Höhe mit den Worten: „Lazarus, stehe auf!“ Der zweite nimmt ein Messer, schneidet den Fisch mitten durch, behält die eine Hälfte für sich und gibt die andere dem ersten mit dem Spruche: „Sie teilten meine Kleider.“ Aber der Dritte springt auf, packt den ganzen Fisch und beginnt davon zu essen.

„Was tust du, Unglücklicher? Wo ist dein Spruch geblieben?“ fragen die beiden anderen.

„Wartet, bis ich gegessen habe und ihr sollt den Spruch hören!“ erwidert er ihnen.

Als er mit dem Essen fertig geworden, ruft er, seinen Bauch streichelnd, mit lauter Stimme:

„Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“

(So erzählt Vuk Vrčević in seinen *Narodne humoristične gatalice i varalice*, u Dubrovniku 1884. Die Übersetzung ist von Professor G. Krek: Einleitung in die slawische Literaturgeschichte. Graz 1887, S. 788.)

Ein Gang durch Spalato.

Das alte, eigentliche Spalato besteht aus der durch die Mauer des Diokletianspalastes eingeschlossenen „Altstadt“ Starigrad und der sich westlich daran schließenden „Neustadt“ Novigrad, dem eigentlichen Geschäftsviertel mit dem Rathause und den vier Plätzen: Godspodski-Trg (Herrenplatz), Voćni-Trg (Obstmarkt), dem Gemüsemarkt (Trg zeleni) und dem Marmontow-Trg, so genannt nach dem französischen Marschall. Diese Neustadt war einst unter der venetianischen Herrschaft ebenfalls mit Mauern umgeben, welche Marmont jedoch abbrechen ließ, um damit die Riva anzufüllen oder zu erweitern.

Um die beiden Städte haben sich nun im Laufe der Zeit vier Vorstädte (Varoš, Borghi) gelegt: im Norden Borgo Dobri oder Pozzobuon („Gutbrunnen“), im Osten Borgo Manuš, südöstlich Borgo Lučac (angeblich so von Luzius benannt) und im Westen das bei weitem größte der Borghi, das Borgo grande (slawisch Veliki Varoš).

Wandert man von der alten Riva (Stara Obala) nördlich zwischen der Alt- und Neustadt hindurch, so hat man zuvörderst zur Linken den allein stehen ge-

bliebenen venetianischen Mauerturm, ein mächtiges Achteck, welchem die heutigen slawischen Machthaber den Namen Hervojaturm, nach einem spalatiner Herzog im fünfzehnten Jahrhundert, beigelegt haben. Man gelangt sodann zur Porta ferrea, dem Westtore des Palastes, welches seinen „eisernen“ Namen von dem Fallgitter haben soll, womit man es einst verschloß. Ihr entspricht gegenüber im Osten, etwas spielerisch benannt, eine (nicht mehr vorhandene) Porta aenea, d. h. von „Bronze“, während die Hauptpforte im Norden die „Aurea“, goldene, heißt. Im Süden, wo die „Grotte“ auf die Riva endigt, gab es kein eigentliches Tor, doch nennt man diesen Ausgang wohl auch die „silberne“ Pforte. Die Bezeichnung dieser Tore nach Metallen ist historisch nicht überliefert, entspricht jedoch einem alten orientalischen Gebrauch.

Der Boden vor der Goldenen Pforte ist im Laufe der Zeit durch Trümmer und Schutt in dem Grade erhöht, daß man auf achtzehn Stufen zu ihr hinabsteigen muß. Das Tor wird durch einen Sturz von neun Steinen gedeckt, welche so genial an- und ineinander gefügt sind, daß sich noch nicht das mindeste daran verringert oder auch nur verschoben hat. Darüber wölbt sich ein mächtiger Bogen. Zu beiden Seiten des Tores befindet sich je eine mit korinthischen Pilastern eingefasste Nische. Über der Bogenöffnung und diesen beiden Nischen sind noch fünf überwölbte Nischen vorhanden, eingefasst von Säulen, die auf jonischen Kapitälern ruhen, sowie (in der Mitte) noch zwei Bogenöffnungen. Alle sieben zusammen bilden einen

großartigen Bogenfries, darüber sich ein kräftiger Architrav legt.

Jedes der drei Tore wurde einst von zwei Türmen flankiert, während an den vier Ecken der Umfassungsmauer noch je ein Turm — mit einer Grundfläche von zwölf Quadratmetern — weit hervortrat. Diese Ecktürme sind mit Ausnahme desjenigen in der Südwestecke, noch vollkommen erhalten. Der Palast verleugnete nirgends seinen Charakter als den Bau eines sich sichernden Despoten; was allerdings den späteren Flüchtlingen aus Salona sehr zugute kam.

Treten wir durch die Goldene Pforte in das Labyrinth des Palastes und wenden wir uns links in die enge Bischofsgasse, so stehen wir vor dem hinter dem Dome gelegenen bischöflichen Palaste, welchen einst der vielgenannte Erzbischof de Dominis bewohnte, ein zweifelhafter Prälat der Kirche und ein großer Physiker. Er ließ den oberen Teil des Palastes bauen, und darin sein Arbeitszimmer und Observatorium einrichten, um sich mit seinen Versuchen über das Licht zu beschäftigen. Man zeigt noch das Fenster, wo er durch fallende Wassertropfen auf die Theorie der prismatischen Farben geführt wurde, welche er in einem 1611 in Venedig gedruckten Werke bekannt machte. In diesem wird besonders die Natur des Regenbogens erörtert. Newton ließ seinen Entdeckungen volle Gerechtigkeit widerfahren, welche Descartes ihm versagte, obwohl er sie benutzte.

Er schwur den katholischen Glauben ab und rechtfertigte dieses in den beiden Schriften: Scoglio del

naufragio christiano und De Republica ecclesiastica, verfeindete sich mit aller Welt, kehrte in den Schoß der katholischen Kirche zurück und starb schließlich (1625) in der Engelsburg in Rom, wahrscheinlich an Gift. Später verbrannte man seinen Leichnam und seine Schriften auf dem „Blumenfelde“, geradeso wie vorher seinen freisinnigen Vorgänger Giordano Bruno, auf eben demselben Platze, diesen jedoch lebendig.

Ob man ihm einst in Spalato ein Denkmal errichten wird, wie dem Bruno auf dem Campo dei Fiori in Rom?

Ich wanderte weiter zu der, durch eine Kapelle in der Hauptsache versperrten, Bronzepforte, hinaus in die „Put Pazara“, wo man links, am Museum vorüber, in den schönen Stadtpark (Gradski perivoj) gelangt, dessen Rundteil den Bewohnern Spalatos als Korso dient. Es gibt hier vorzugsweise Bäume, die ich australische nennen möchte, mit schönen Blättern und Blüten, die meisten aber, wie die Paulownien, fast schattenlos. Der Südländer fürchtet die vollschattenden Bäume als fieberbringend.

Auch kann man von hier an der Pučka Banka (der „Volksbank“) vorüber hinaus in Freie nach Salona zu wandern, oder zum hochgelegenen Fort Grippi, was slawisch Hügel bedeutet. Ich kehrte jedoch zur Bronzepforte zurück und zu dem beim Dominikanerkloster gelegenen „Pazar“, auf dem sich am Montag Vormittag ein wunderbares Volksleben entfaltet, indem sich dann alles hier versammelt, was etwas zu Markte bringt oder etwas zu kaufen beabsichtigt. Das Ganze

ist ein farbenprächtiges Gemälde, bunt bis zum Übermaß und in der Sonne von einem bezaubernden Glanze. Die Leute kommen aus meilenweiter Ferne, aus dem Innern des Landes und von den Inseln und tauschen ihre Produkte aus. Da gibt es Roggen, Holz, Schafe, Hühner, Fische, Schweine und Pferde zum Verkaufe; die städtischen Handwerker bieten dafür ihre Arbeiten an. Auch Insektenpulver wird in großen Massen verhandelt. Wie mir Doktor Karaman sagte, kommt das meiste von Lissa, namentlich von Komisa, das beste jedoch aus Montenegro, dem Vaterlande der unbesiegten Helden. Das Chrysanthemum bedeckt hier und da in Dalmatien ganze Felder. Den Ertrag schätzt man allein in Dalmatien auf vier Millionen Kronen jährlich. Kein Wunder, wenn etwa alles, was da sticht und beißt, voll Schrecken nach diesen südlichen Ländern blickt, oder sich entsetzt vor dieser „polvera de Persia“ flüchtet.

An den Morlaken auf diesem Bazar fällt besonders der große, schon genannte Ledergürtel mit vielen Falten auf, in denen sie alles verbergen, was sie leicht zur Hand haben wollen, wie Messer, Pfeife, Tabaksbeutel und vieles andere, sodaß der Gürtel immer weit absteht, wie eine gefüllte Geldkatze. Die Morlaken aus Imoski haben einen roten Turban auf dem Kopfe und sehen ganz wie Türken aus, während andere Morlaken die kleine Studentennütze tragen. Aber beide sind stets rot, gerade so wie der weite Mantel, die Kabanica, welcher aus lauter schmalen Streifen zusammengesetzt ist und wozu das Zeug aus Salonich kommt; denn hier blickt schon alles nach dem griechischen Orient.

Die Mädchen haben eigentlich nichts an, als ein langes weißes Hemd nebst einer Schürze, welche jedoch oft zugleich die Brust bedeckt.

Aber am meisten fällt dem Fremden hier doch auf, daß fast alle Männer Zöpfe haben und oft noch mit Perlen-
schnüren durchflochten; eine nach unsern Begriffen wenig passende, weibische Zier, zumal bei dem kräftigen Auftreten der Männer. Aber, wie ich schon früher sagte: der Morlake ist, wie jeder Halbbarbar, sehr eitel. Ein großer Mann aus Sinj prahlte mit seiner Militärmedaille, die er bei einer „troppa di terra“ verdient hätte; renommierte auch mit seinen großen silbernen Knöpfen auf der braunen Jacke und einem prachtvollen Handschar (Dolchmesser). Am meisten tat er sich aber zugute auf einen sogenannten Hochzeitstaler mit dem Bildnis des Kaisers, den er an einer silbernen Kette um den Hals trug, wie eine Art Zapis, das ist ein Amulet.

Über dem Ganzen leuchtete mit unerhörtem Lichte die dalmatinische Sonne. Auch war die Luft von all den Menschen und schreienden Tieren mit einem höchst sonderbaren Getöse, Summen und Lärm erfüllt; eine Art Töne-Chaos, durch welches gelegentlich Ferkelschreie, wie Trompetenstöße, blitzartig zuckten. Ich mußte an die kleine Erzählung im „Peer Gynt“ denken, wo es heißt: „Der Teufel kniff, das Ferkel schrie.“

Und schreien und quieken taten diese Guten immer, selbst wenn ein Mädchen, sie zärtlich an die Brust drückend, sich mit ihnen auf ihrem Esel vom Markt entfernte. —

Der Bazar in Spalato hatte einst eine weit größere Bedeutung, als Bosnien noch türkisch war, und die dortigen Karawanen, namentlich nach dem Frieden von Passarowitz (1718), unmittelbar in das Lazarettgebäude kommen durften, um ihren Tabak gegen Salz auszu-tauschen. Freilich schleppten sie auch die Pest ein, wie das Kreuz auf dem Friedhof von San Stefano von 1784 bekundet.

Hammer in seiner Geschichte der Osmanen erzählt vom Jahre 1638 noch folgende für den venetianisch-türkischen Grenzverkehr interessante Geschichte.

Der venetianische Admiral Maria Capello hatte im Hafen Valona in Albanien sechszehn türkische Korsarenschiffe genommen, welche ausgelaufen waren, um die Schätze der Kirche in Loretto zu plündern, ohne diese Absicht zu erreichen. Doch hatten sie im Angesicht von Cattaro ein venetianisches Schiff gekapert. Sultan Murad IV. erzürnte darüber so sehr, daß er alle Venetianer ermorden lassen wollte, dann milderte er seine Rache dahin, daß er den venetianischen Bailo in Konstantinopel, Luigi Contarini, ins Gefängnis werfen und den Hafen von Spalato sperren ließ. Dagegen machte der Defterdar (Schatzmeister) von Sarajevo die Vorstellung, die Kammer beziehe von der Maut in Spalato jährlich fünf Millionen Aspern ($120 = 1$ Piaster). Der Sultan antwortete: „Ich schere mich nicht um das Geld, ich sinne nur auf Rache, und wer mir darüber Vorstellungen macht, den schneide ich den Kopf ab.“ Hatte er doch den Wahlspruch: Die Rache altert nicht, wenn

sie auch graue Haare bekommt. Auch die Montenegriner lebten nach diesem Grundsatz.

Man war übrigens damals mit dem Kopfab schneiden allseitig sehr bei der Hand. Auch die Venetianer verschmähten es nicht. So zahlte zum Beispiel Cornaro, als er am 24. September 1687 Sinj eroberte, für jeden Türkenskopf zwei Zechinen. Die Türken hatten nicht einmal Widerstand geleistet und die weiße Fahne aufgezo gen; trotzdem wurden sie niedergemacht.

So viel von dem einstigen feindlichen und kriegesrischen Verkehr der Venetianer und Türken. — —

Auf dem Wege zur Kirche Poišan (eigentlich pojdesam, geh' allein) lagerten vier junge Leute im Schatten einer Felswand und — lausten einander. Ich meine, auch das gehört in ein dalmatinisches Bild.

Poišan wurde 1607 nach einer Pest gegründet. Die Kirche liegt in einer Talvertiefung hinter dem Borgo Lučac, mitten in Weinbergen, und besitzt architektonisch nichts Merkwürdiges. Dafür sind ihre Wände bis hoch hinauf mit Votivbildern behängt, namentlich mit Abbildungen der Schiffe der Geretteten, geradeso wie in Tersatto bei Fiume. Ich erblickte auf dem Bug eines umgestülpten Bootes einen Schiffbrüchigen, wie man es von Verunglückten bei den Lofoden in Norwegen liest, die ja auch immer auf das gekenterte Boot zu kommen suchen. Die Mädchen weihen hier ihre reichen Flechten der Jungfrau. So schreibt eine Maria Tomič im Jahre 1886 unter ihren hier aufgehängten Zopf auf einem grünen Bande mit weißer Seide die einfachen Worte:

„Im vergangenen Jahre befand ich mich in einer großen Gefahr. Da erschien zu meiner Hilfe die gütige Mutter mit ihrem lieben Kinde.“

Ferner hängen an den Wänden große Kränze mit Bändern, darauf zu lesen:

„Dem Kameraden das Offizierkorps“, oder „I giovani (Kellner) del caffè Troccoli“ und anderes.

Solche Kränze heißen *Corone mortuarie*.

Auch notierte ich mir die Grabschrift auf einer Stein-
tafel neben dem Eingange, betreffend einen irländischen
Anhänger der Stuarts, welcher in dalmatinischen Diensten
zu Lande und zu Wasser gekämpft habe und im Jahre
1751 gestorben sei. Sie lautet:

Francisco Thierry, patric. Hibernensi qui ob
eathol. religionem fidemque regi Stuardo servandam
cum XII consanguineis patria relictā in Gallia adhuc
adolescens Horbesano praelio interfuit deinde centurio
classis Venetae in Mitiliniensi pugna dimicavit belloque
confecto equestri militiae addictus per annos LV belli
pacisque temporibus strenue prudenter et fideliter se
gessit. Obiit totius Veneti equitatus magister X Cal.
Febr. ann. 1751 aetat. 77.

* * *

Wie einst Römer und Illyrier hier um den Besitz
kämpften, so setzen gegenwärtig die Italiener („Auto-
nomen“) und Slawen („Nationalen“) den Streit erbittert
fort. Bis etwa zum Jahre 1880 behaupteten die ersteren
das Feld, seitdem ist Spalato slawisiert. Jene haben
sich in den Gedanken verliebt, einst zu Italien zu ge-

hören; denn das „Regno“ ist der Magnetberg, welcher alles in seinen Bann zieht; und zwar gehören dazu nicht bloß die italienischen Dalmatiner, sondern auch die Bewohner des triestinischen Küstenlandes und des Trentino. Diese, die Kroaten und Serben, halten äußerlich zwar zu Österreich, haben aber auch ihrerseits den Hintergedanken eigener Selbständigkeit und den Zukunftsgedanken eines großen südslawischen Reiches.

Nun ließ, noch unter italienischer Herrschaft, geführt vom Bürgermeister Bajamonti, die italienische Partei, das heißt die Stadtverwaltung, zusammen mit der Eisenbahnverwaltung, den alten römischen Ponte secco neu herstellen und einrichten, um Spalato das vortreffliche Trinkwasser aus der etwa zehn Kilometer entfernten Schlundquelle des Jader zuzuführen; das Gelingen des großen Werkes gab aber einigen reichen Privatpersonen Veranlassung, einen schönen Brunnen, das heißt eine Fontäne, mit vielen Figuren errichten zu lassen und auf der Riva vor der Franziskanerkirche aufzustellen, damit die Jaderleitung hier ihren würdigen Abschluß fände.

Schon war der Tag der Eröffnung bestimmt, da gab es neue Gemeindewahlen, die italienische Partei unterlag und die slawische, unter Führung von Dr. Bulat, hielt ihren Einzug in den Opčinski-Dom, das ist das Gemeindehaus, die alte Gerichtsloggia. Was tun? Die Figuren der Fontäne waren noch verhüllt, die Übergabe an die Gemeinde noch nicht erfolgt. Die Autonomen boten die Enthüllung und Eröffnung an, wenn der neue Gemeinderat das Wasser einfach der Fontäne zuleite.

Die Nationalen knüpften diese Genehmigung daran, daß die Fontäne den Namen des Kaisers Franz Joseph erhielt. Hierein wollten aber die Österreich abgeneigten Italiener (welche gern von „ihrem König“ in Italien sprechen) nicht willigen. So unterblieb denn die Eröffnung bis auf weiteres.

Als ich das erste Mal — es war im Oktober — nach Spalato kam, waren die Figuren noch immer verhüllt, wie verschleierte Bilder von Saïs, und die groben Tücher flatterten im Sturmwinde. Die Nationalen sind später aber doch mit ihrem Verlangen durchgedrungen, die enthüllte Fontäne hat in der Tat den Namen des Kaisers erhalten, doch unter der allgemeinen Bezeichnung einer Monumentalna Česma, das heißt eines „Monumentalen Brunnens“, wobei sich denn auch die „Italiener“ beruhigt haben.

In meiner Jugend gab man gelegentlich ein englisches Schauspiel „Parteiwut“. In Österreich, und auch in manchen anderen Ländern, ist jetzt das ganze öffentliche Leben zu solch einem tragischen Stück geworden, welches oft jedoch des Charakters einer Posse nicht ermangelt.

Die Paludi.

Zu dem Kloster Santa Maria dei Paludi, im Nordwesten von Spalato, wandert man in zwanzig Minuten, erst am Theater (Opčinsko Kazalište), dann an Villen vorüber, wo im Hause Katić eingemauerte römische Denksteine, Säulen und Fragmente an ihre Herkunft aus Salona, diesen unerschöpflichen Steinbruch für Spalato, erinnern. Später löst sich rechts der Weg nach dem Barcagno ab, von wo man über den Busen von Salona nach Sućurac übersetzt, um zu Fuß nach Traù zu wandern. Fußgänger sparen dadurch den Umweg über das weit im Osten gelegene Salona.

In den Paludi — wie man gewöhnlich kurz sagt —, den jetzt ausgetrockneten „Sümpfen“, ist ebenfalls alles erfüllt von Trümmern aus dem römischen Altertume. Gleich neben dem Eingange zur Franziskanerkirche dient der Deckel eines Sarkophages, mit lateinischer Inschrift, als Wassertrog, was selbst der uns führende Geistliche bis dahin nicht bemerkt hatte. Verschiedene Grabplatten im Cortile deuteten genügend dessen einstige Bestimmung als Grabstätte an. Die Kirche hat kaum etwas Bemerkenswerthes, es sei denn die neuerdings restaurierte, aus mehreren Bildern zu-

sammengesetzte Altartafel des Francesco da Santa Croce.

Der eigentliche Clou in den Paludi aber ist das vielgenannte Antiphonarium des Pater Bonaventura Radmilović, welches dieser in zwei Bänden auf Pergament, nur mit aus Pflanzensäften gewonnenen Farben gemalt und angeblich nach zehnjähriger fleißiger Arbeit im Jahre 1675 vollendet hat. Unser Führer, Herr Franz Ivanišević, hatte die Freundlichkeit, es für uns aus der Schatzkammer zu holen und mit großer Geduld Blatt für Blatt zu zeigen. Es enthält die Psalmen Davids mit ausgezeichneten Initialen und zahllosen, oft ganz bemalten Blättern, meist mit Arabesken, sodaß man an ähnliche Muster in der Alhambra erinnert wird; doch bewundert man auch die feingemalten Blumen, namentlich Rosen und Tulpen, und allerlei Getier, wie Fliegen, Schmetterlinge und Heuschrecken. Das Ganze hat kaum einen höheren künstlerischen Wert, aber man staunt über den Fleiß und die Ausdauer, auch die Phantasie des frommen Zeichners, der einen großen Teil seines Lebens an die Vollendung dieses Werkes setzte.

Allmählich fanden sich auch mehrere Zöglinge (es gibt deren sechszig) aus dem nahen Seminar ein, welche das bis dahin ihnen unbekannt gebliebene Antiphonar mit großer Andacht betrachteten. Denn man zeigt es nicht gern dem Publikum. Auch jetzt examinierte mich der freundliche Vorzeiger, ob ich auch nicht einen „unfreundlichen“ Gebrauch von der Vorlegung machen werde, was ich gewissenhaft verneinen konnte.

Ich dankte ihm aufrichtig und sagte nur noch: wenn einmal ein Maler zu den Paludi käme, so möchte er ihn auf den Cortile mit den zwei Brunnen aufmerksam machen, namentlich aber auf dessen malerischen Abschluß im Westen mit dem Turme und den Zypressen.

Man klagte über die ungesunde Lage des Klosters. Ich meinte, sie sollten zuvörderst die hohe Mauer abbrechen, welche das ganze Kloster umgebe und es gleichsam zu einer Festung mache, in welche die frische Seeluft nicht einzudringen vermöge. „Denn sehen Sie,“ sagte ich, „ich habe heute auf dem Bazar Mädchen geschaut, die kaum mehr an hatten als ein Hemde und eine Schürze, und darin sicher ebenso keusch sind, als in ihrem schweren Sonntagsputz. Die innere seelische Mauer ist die stärkste Wehr.“

Die geistlichen jungen Leute lächelten bei diesem Vergleiche. —

Ich wanderte zurück nach Spalato durch die grünen, duftenden Weinberge, denn es war ein herrlicher Maientag; auch die Knospen der Granaten waren geschwellt zum Zerspringen. In dem ganz stillen Meere aber spiegelte sich das kahle, von der Abendsonne blutig angehauchte Kabanergebirge mit der St. Georgskapelle über dem steilen Abhange. —

Doktor Karaman, welchen ich demnächst befragte, hielt die Paludi nicht für ungesünder als die sonstige Umgebung von Spalato. Übrigens habe sich hier in der letzten Cholera-Epidemie das Lazarett befunden und es seien nicht viele Kranke gestorben.

Schließlich will ich noch bemerken, daß der gewaltige Berg Palü in der Berninakette ebenfalls seinen Namen von den Palühütten hat, welche an seinem Ostfuße in einem „Palude“ stehen. Das lateinische palus ist aber wiederum nichts anderes als unser deutsches Pfuhl.

Salona.

Qua maris Adriaci longas ferit unda Salonas
Et tepidum in molles zephyros excurrit Jader.
Lucanus, Pharsal. L. 4.

Man darf nur die Karte ansehen, um sich sofort zu sagen, daß nicht Spalato, sondern Salona (slawisch Solin) noch jetzt der Hauptort dieser Landschaft sein müßte; denn es liegt am Ende eines östlich tief ins Land reichenden Meerbusens, ist gegen alle Winde geschützt und bildet wiederum die westliche Seite des reichen, immergrünen Tales des Jader, dessen Wasser Spalato nur künstlich zugeführt werden kann. Die Römer verstanden sich auf die natürlichen Vorteile einer solchen Lage; darum waren die „Salonä“ nicht bloß die Hauptstadt Dalmatiens, es befand sich hier auch ihr Kriegshafen auf einer weit vorspringenden Landzunge, welchen jetzt das Dörfchen Vranjic, das sogenannte „Kleinvenedig“, einnimmt.

Aber Salona wurde wiederholt, namentlich im sieben-ten Jahrhundert (639), durch die von Osten einbrechenden Avaren erobert, geplündert und wohl auch zerstört. Die Bewohner verließen es und gaben es endgiltig auf. Die Inseln Brazza und Solta, später der Diokletianspalast mit seinen starken Mauern boten eine bessere

Sicherheit dar. Auch liegt es in der Natur der Menschen, daß sie lieber neue Wohnsitze errichten als die verödeten alten Wohnstellen neu bebauen. So entstand das heutige Spalato, erst die Altstadt innerhalb der Mauern des Palastes, dann auch die Neustadt und zuletzt der Kranz der Borghi, welche die beiden „Städte“ umgaben. Alle aber benutzten das verlassene Salona als Steinbruch. Auch die Venetianer, als sie die Neustadt mit Mauern einschlossen, entnahmen das Material dazu den Ruinen von Salona. Zurzeit liegen wiederum, wie schon erwähnt, diese Mauern im Meere, da sie, abgebrochen, zur Verbreitung der Marina dienten.

Was Spalato von jeher fehlte, Salona aber in hohem Maße besessen hatte, war ein sicherer Hafen; denn jene Stadt blickt nach Süden frei aufs Meer und ist mancherlei Stürmen von Süden, Osten und Westen ausgesetzt. Diesem Übelstande hat man in neuerer Zeit teilweise abgeholfen, indem man im Osten Molen errichtet und dadurch ein fast geschlossenes Hafenbecken (slawisch Zalijev) hergestellt hat. Ob auch hierzu Material aus Salona verwendet worden, weiß ich nicht. Keinesfalls werden es so wertvolle Stücke gewesen sein, wie beim Hafen von Girgenti, wo die Molen im wesentlichen aus den Werkstücken und Säulentrommeln der großen alten Tempel bestehn.

Seit etwa achtzig Jahren ist Salona durch Lanza, Carrara und Glavinić, namentlich aber durch den Direktor des Museums, Regierungsrat Bulić, systematisch aufgedeckt. Es ist zu hoffen, daß in nicht zu langer Zeit ein größeres Werk die höchst interessantesten Re-

sultate dem Publikum zugänglich machen wird. Viel, namentlich für die Kunstgeschichte, ist jedoch kaum zu erwarten, da Salona keine plötzlich verschüttete Stadt, wie Pompeji, ist; immerhin lohnt es, auf den noch zum großen Teil erhaltenen Mauern der Stadt und durch die aufgedeckten Stätten zu wandeln, um eine Vorstellung davon zu bekommen, was hier alles eigentlich zerstört ist.

Am überraschendsten ist wohl die Wahrnehmung, daß Salona zur Zeit seiner Zerstörung bereits längst eine christliche Stadt war, welche große Kirchen und Kapellen besaß und namentlich ausgedehnte christliche Friedhöfe, die förmlich überfüllt waren von gewaltigen Sarkophagen. Mit Recht sagt Petter (Dalmatien, Bd. II, 67) von ihnen: „Die tausendjährigen Steinsärge enthalten keine Inschriften und sprechen dennoch so laut und verständlich zum menschlichen Herzen, wie die prächtigsten Grabdenkmäler der Jetztzeit.“ Es sind in ihnen ausschließlich Christen beigesetzt, jedoch nur bis etwa zu dem Jahre 630.

Leider sind alle schon vor langer Zeit ausgeraubt, so daß wir von ihrem Inhalte keine Kunde haben. Die schweren Deckel vermochten die Diebe zwar nicht abzuheben, aber sie schlugen darin ein Loch und bemächtigten sich dessen, was man dem Toten mitgegeben hatte. Dieser aber ist längst in Asche zerfallen. Es gibt in Salona keinen Steinsarg ohne ein solches Diebsloch.

Wie der Diokletianspalast, hat auch das Ruinenfeld von Salona im wesentlichen die oblonge Gestalt eines

römischen Kastrums; denn diese Form war den Römern, sozusagen, in Fleisch und Blut übergegangen; die Länge beträgt etwa 2000 m, die Breite 1000 m. Umgeben war und ist es im Norden noch jetzt von Mauern, die aus mehreren Epochen herrühren, Türme und Bastionen besaßen und nördlich durch vier Tore mit der Außenwelt in Verbindung standen. Man wandert bequem auf diesen Mauern und übersieht von ihnen das zum Teil wüste, mit allerlei Pflanzen bestandene Ruinenfeld; überall huschen grüne Eidechsen (zalem-bači) an uns vorüber. Eine Art Schlehenstrauch auf der Mauer nannte unser Führer Drača, ein anderes mit roten Quitschenbeeren Voskorussa, den vollblühenden Mohn Makall. Man hat den Eindruck eines großen historischen Friedhofs.

Hat die Sage Recht, so erschienen einst, als Octavius, der Feldherr des Pompejus, Salona belagerte, die salontanischen Frauen, als Furien verkleidet, in der Finsternis der Nacht, mit Fackeln auf diesen Mauern, drangen in das Lager des Feindes ein und jagten die entsetzten Soldaten in die Flucht, oder erfüllten sie doch wenigstens mit solcher Furcht, daß es den nacheilenden Männern leicht wurde, sie zu überrumpeln und zu schlagen.

Nach Cäsar (comment. L. 3, C. 4) benutzten die Belagerten bloß einen geeigneten Augenblick, um in das Lager zu dringen und Verwirrung unter die Soldaten zu bringen. Infolgedessen gab der Feind die Belagerung auf und zog sich zu Pompejus nach Dyrrhachium zurück.

Man könnte sich wundern, daß noch kein Maler jene effektvolle Nachtszene zum Gegenstand einer Darstellung gemacht hat. Sie würde sich namentlich für ein großes Freskobild eignen.

Von den bloßgelegten Bauwerken nenne ich in der Reihe von Westen nach Osten, das heißt von der heutigen Eisenbahnstation am Meere ab, bis zu der Porta Andetria, nur folgende.

Das Amphitheater, welches ungefähr die Größe desjenigen zu Pompeji hat, diente, wie dieses, eine Ecke in der Stadtmauer (nordwestlich) einnehmend, ebenso zu Spielen wie, als Bastion, zur Verteidigung. Die Mauern selbst, in den ersten vier Jahrhunderten nach Christus erbaut, hatten teils vier-, teils achteckige Türme, im ganzen 88, von denen noch 43 in den Resten erkennbar sind. Es folgt die Porta Suburbia in der bisherigen Mauer des westlichen, jüngeren Stadtteiles; während südlich davon die Porta Caesarea einst in den älteren, östlichen führte. Denn wie in allen Städten des Altertums und der Neuzeit — namentlich auch in Pompeji — schloß sich in Salona an die alte Stadt im Osten die Neustadt im Westen an. Bevor dieses geschah, lag auch das Amphitheater außerhalb der (alten) Mauer — geradeso wie einst in Pompeji und noch jetzt die Stierzirkusse in Spanien — und wurde erst später zur Eckbastion der neuen, die Neustadt umschließenden Mauer.

Durch die Porta Caesarea führte einst der Hauptweg nach Salona. Tiefe Wagenspuren bezeugen, wie in Pompeji und Syrakus, einen starken Verkehr.

Die alte Mauer ist verschwunden; aber das Bächlein Kapljuc (von der St. Georgs-„Kapelle“ kommend) gibt wohl deren Richtung, genau von Norden nach Süden, an, d. h. von der neuen Mauer bis zum Meeresstrande hin.

Es folgt die Porta Capraria mit dem alten christlichen Baptisterium, welches schon seit dem ersten Jahrhundert als Stadtkirche diente, mit schönen Mosaikfußböden. Früher befand sich hier auch die Darstellung zweier aus einer Schale trinkenden Hirsche, mit der Inschrift: *sicut desiderat ad fontes aquarum, ita anima mea ad te Deus*; „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.“ Links hat man das Doppeltor zum Coemeterium legis sanctae christianae und das Tuskulum des Direktors Bulić, mit einer Sammlung von Altertümern. In der Nähe befindet sich das vom Volke Manastirine (Monasterium) genannte große Ruinenfeld mit einer christlichen Basilika und einem Friedhofe (slaw. Otar), alles außerhalb der Stadtmauer gelegen, mit einer sehr großen Zahl von Gräbern, namentlich der beiden Heiligen Domnius und Anastasius, sowie vieler Märtyrer. Ursprünglich hatte hier ein Lucius Ulpus ein Familiengrab gehabt, dann aber auch einen Teil seines Grundstücks für christliche Märtyrer bestimmt; ähnlich wie dieses von alten christlichen Grabstätten in Rom beglaubigt ist. In gleicher Weise räumte tausendfünfhundert Jahre später Landolina in Syrakus, der Freund Platens, diesem und andern „Ketzer“ eine Ruhestätte in seiner Villa ein. Auch sonstige Christen wollten da-

mals gern auf dieser „Area der Märtyrer“ beigesetzt sein. Es entstanden viele Mausoleen und Kapellen, so daß der Friedhof sich immer weiter ausdehnte, bis der erste Einbruch der Barbaren im fünften Jahrhundert allem ein Ende machte. Erst unter Justinian (525—565) wurde die große Basilika wieder eröffnet und zur Aufnahme der Märtyrergräber bestimmt. Auch ihr bereiteten die Avaren-Einbrüche (639) ein jähes Ende. Gegenwärtig sind von ihr nur noch Säulenreste und Trümmer vorhanden.

Es gibt im Nordwesten der Stadt noch einen zweiten christlichen Friedhof. Reisende wandern jedoch meist weiter zur Porta Andetria im Nordosten; fahren sie aber weiter nach Clissa, so wird der vorausgeschickte Wagen sie hier erwarten.

Wer sich in Salona längere Zeit aufzuhalten vermag, findet überall noch viel zu schauen, so zum Beispiel das Theater und die Trümmer von mehreren Thermen; auch eine dritte Nekropole bei Marušinac, und eine Kirche auf einer Insel des Jader. Vieles liegt noch unter der Erde in drei bis vier Meter Tiefe und erwartet seine Anastasia („Auferstehung“). —

In der Wallfahrtskapelle des Heiligen Cajus, welcher 296 den Märtyrertod starb, befindet sich ein antikes Relief, die Arbeiten des Herkules darstellend. Unter dem Altar fließt eine kleine Quelle hervor. Das Relief wurde 1818 bei der Reise des Kaisers Franz aufgedeckt. (Vergl. Bulić, Jelić, Rutar, Guida di Spalato e Salona. 1894.)

Was aber den Kaiser Franz auf dieser dalmatinischen Reise betrifft, so erwies er sich gern als Vater des sonst

so vernachlässigten Landes. Er äußerte mit seltener Unbefangenheit an der Straße Marmont, es sei schade, daß die Franzosen nicht noch jetzt im Lande seien, und war sehr erzürnt, als ihm berichtet wurde, der österreichische General Danase habe eine auf diese Straße bezügliche französische Inschrift bei Župa ausschleifen lassen. Er befahl auch beim Fort San Nicolò, welches man bei der Einfahrt in den Kanal von Sebenico passiert, einen neuen Markuslöwen aufzurichten, nachdem die Franzosen den alten in das hier sehr tiefe Meer gestürzt hatten. Denn damals gab es noch keinen Streit der verschiedenen Nationalitäten; das Venetianische herrschte unbedingt vor; auch fühlte der Kaiser, als Herr des Lombardo-Venetianischen Königreichs, sich verpflichtet, dem Markuslöwen Ehrerbietung zu bezeugen.

Trau.

Wieder war es ein Maientag, als wir mit dem muntern Kutscher Protanović von Spalato ausfahren, um über Salona und die Kastele nach dem wundervollen Trau zu gelangen. Die Straße läuft anfangs längs der Eisenbahn nach Knin, senkt sich dann in das üppige Wiesental des Jader und umzieht, sich im rechten Winkel nach Westen wendend, den Meerbusen von Salona, welchen man jetzt Canale Castelli nennt. Sie durchschneidet das alte Salona und gestattet einen Blick auf die alte Via munita, nämlich die gewaltigen Hafenmauern, genannt Murazzo, welche sich drei Kilometer weit, bis fast nach Sućurac, hinziehen, während links das Dörfchen Vránjie gleichsam im Meere schwimmt. Wohin man blickt, besonders an den Häusern, geben zahllose Fragmente, Säulenbasen, Unterbauten, Bogen und anderes Kunde von der einstigen Römerstadt. Namentlich ist die Front der Osterie Mikelič bei dem heutigen Salona — nördlich von dem alten gelegen — ganz mit Inschriften, Büsten und Fragmenten bedeckt. Ihr Besitzer Kotovac, obwohl ein Kroat, hielt es mit der italienischen Partei, weil, wie er uns sagte, diese die Kultur vertrete; ohne sie fiel das Land in die Bar-

barci zurück. Sicher ein seltener Vogel in Dalmatien, wo, wie schon Hobbes sagt, ein bellum omnium contra omnes wüthet.

Die Fahrt bleibt von einer unsagbaren Schönheit, man wird gleichsam verwirrt von dem Übermaße großer Eindrücke. Natürliche Granaten- und Myrtenhecken, nirgends angelegt und gepflegt, begleiten uns statt der Mauern; überall die herrlichsten Weinberge, Gärten-, Öl- und Feigenbäume und Zypressen. Darüber aber steigt das Kabanergebirge, oder, wie es jetzt heißt, der Kozjak („Ziegenberg“) auf, mit seinen an die Benediktenwand in Bayern erinnernden Absturz, darauf oben in 677 Meter Höhe die Sankt Georgskapelle thront, während zur Linken das Meer mit seiner tiefen Bläue an Capri erinnert.

So gelangt man zum Gebiet der Castelli, einem stundenlangen von unzähligen Häusern und Bauten besetzten Uferstreifen, dessen Dörfer fast alle ebenso miteinander zusammenhängen, wie die Städte südlich von Neapel. Einst befanden sich hier nur die Schlösser und „Kastelle“ von Adligen, welche zum Schutze gegen die Türken errichtet waren, bei Verleihung freien Grundes und Bodens seitens der Republik Venedig. Im Laufe der Zeit siedelten sich in ihrem Schutze die Leute an, und es entstanden ebenso viele Dörfer, welche dem Zahn der Zeit trotzten, während die Kastelle in Trümmer fielen oder gar verschwanden. So ist es ja wohl überall gewesen: das Kleine überdauert das Große.

Man gelangt zuerst nach Sućurac, dann nach Abbadeša (jetzt Gomilica), Cambio (Kambelovac), Vitturi

(Lukšić), die Castelli Vecchio und Nuovo und zuletzt Stafileo. Wer mit der Eisenbahn nach Traù fährt, muß beim alten Kastell aussteigen. Er hat dann noch eine starke Stunde bis Traù zu wandern.

Die Leute scheinen hier nicht ohne Einsicht zu sein, denn am Gebirge hatten sie junge Wälder angepflanzt von Eichen, Kiefern, auch Tamarisken; aber im übrigen war Arbeiten offenbar nicht ihre Sache. Die Männer lungerten überall in großer Zahl auf Steinen, Mauern und Bänken. Ihre Zerlumptheit aber überstieg jeden Begriff. Es gab Jacken und Hosen, die nur aus Lappen von verschiedenen Farben bestanden, wie bei einem Harlekin. Fleißiger waren die Frauen, welche an den aus dem Felsgestein hervorbrechenden Schlundquellen wuschen. Manche von diesen flossen so stark, daß sie sofort eine Mühle trieben.

Von uns Reisenden nahm kein Mensch Notiz. Nur die Wegeeinräumer grüßten, wahrscheinlich weil sie uns für Beamte hielten. Denn vor diesen, als den Vertretern einer geheimnisvollen Macht, haben die Morlaken den größten Respekt. Oft nähern die heroischen Gestalten sich einem schwächlichen Beamten nur mit Zittern und Zagen.

Infolge der Trägheit der Männer wird hier auch nichts fertig. Man zeigte uns im Kastell Vecchio eine Kirche, welche ich für eine Ruine hielt, an der man aber schon seit Jahren baute. In Kastell Nuovo hatte man um die kleine Kirche in einiger Entfernung eine Mauer mit großartigem Portal gebaut, beides so hoch, daß man die Kirche selbst garnicht sehen konnte.

Offenbar ging man davon aus, diese vor einem Überfall zu sichern, wie man das seit vielen Jahrhunderten gewöhnt war.

Von dem kleinen Hafen hatte man dafür eine wunderbare Schau über den Meerbusen von Salona auf die Berge im Südosten: das Mossorgebirge und weiter bis zum Biókovo (Sveti Jure, d. h. St. Georg) oberhalb Makarska. Etwas ähnliches von Helligkeit, Farbe und Licht habe ich in Italien niemals gesehen. Wahrscheinlich trägt hierzu bei der mehr östliche, „griechische“ Himmel und vor allem die vollständige Kahlheit des Kalkgebirges.

So gelangt man nach Traù, dessen Tor von jeher als eine Merkwürdigkeit genannt ist, weil aus einer Mauerritze eine kleine, uralte Kugelzypresse wächst, welche den Markuslöwen über dem Torbogen verdeckt. Es ist das Handwerksburschen-Wahrzeichen von Traù.

* * *

Die Stadt liegt auf einer kleinen Insel; von dem Festlande trennt sie ein schmaler Kanal (Fossa), von der ziemlich großen Insel Bua (slaw. Čiovo) im Süden der Hafen, der jedoch ebenso wie jener überbrückt ist. Obwohl sie dreitausendfünfhundert Einwohner zählt, deckt sie doch nur einen Raum kaum größer als die Grundfläche des Diokletianspalastes. Denn die Sicherheit nach außen war stets um so größer, je kürzere einschließende Mauern man zu verteidigen hatte. Diese noch aus der venetianischen Zeit stammenden Mauern nebst ihren Toren und Türmen, auch dem ge-

waltigen Kastell Camerlenghi, umgeben, umschließen und schützen das Städtchen wie ein einziger Ritterpanzer. Das Innere bildet dafür, wie der Diokletianspalast, ein wahres Labyrinth von Kirchen, Häusern, Hütten und Gäßchen, nur mit dem Unterschiede, daß man dort sich einst in möglichst kurzer Zeit ansiedelte, während Traù im Laufe der Zeit entstanden und gleichsam organisch heraufgewachsen ist. Es besitzt daher auch nicht nur einen herrlichen mittelalterlichen Dom, sondern auch ein großes Rathaus und eine Gerichtslaube, welche ihresgleichen sucht. Dazu kommen die prachtvollen Privatpaläste Fanfogna und Cippico, alle in dem bekannten gotischen Stile der Paläste am Canale grande in Venedig gehalten, sodaß nur die Kanäle fehlen, um sich in die Lagunenstadt versetzt zu glauben.

Traù ist in der Tat ein versteinertes Märchen aus dem venetianischen Mittelalter, ein gleichsam architektonisches Dornröschen, ein, wenn man will, lebendiges Pompeji. Hätte ein Vesuv dieses Städtchen vor vier Jahrhunderten verschüttet, es würde, aufgegraben, uns kein treueres Bild einer damaligen venetianischen Stadt überliefert haben, als das heutige Provinzialstädtchen, nachdem es weitere fünfhundert Jahre durchlebt hat. Denn an Traù ist die Zeit spurlos vorüber gegangen.

Es ist das alte Tragurium, einst von den Issäern der Insel Lissa gegründet, von denen Strabo sagt: *Tragurium Issensium est opus*; jetzt Trogir genannt, weshalb auch über dem Rathause die Inschrift *Trogirska Opčina* steht. Schon vor dem Eintritt in die Stadt empfangen wir den Eindruck von etwas ganz Ungewöhn-

lichem, was an den Orient erinnert. Es stehen dort nämlich auf einem Anger zwei gewaltige, weitschattende Silberpappeln und es ruhen rings um eine venetianische Zisterne, in deren Innern Feigenbäume wachsen, viele Personen, die meisten nichts tuend; die Frauen sitzend oder in halb liegender Stellung, auf einer Spindel Flachs, Wolle oder Baumwolle spinnend; die Männer rauchend, den Kopf mit einem blauen Turban bedeckt, die Frauen mit reichgestickten Hemden und auf dem Haupte ein Diadem.

Ein ganz märchenhaftes Bild.

Der von Goyković 1421 erbaute romanische Dom ist, wenn nicht die schönste, jedenfalls die eigentümlichste Kirche in Dalmatien, schon wegen ihrer prachtvollen Vorhalle und des Eingangsportals, flankiert von zwei Löwen, nebst Adam und Eva. Das Innere bildet eine dreischiffige Basilika mit je vier vierkantigen Pfeilern, welche mit Leichtigkeit den Druck des hohen Hauptschiffes ertragen; das Ganze ist bräunlichgrau gehalten und sehr dunkel.

In der Johanneskapelle befindet sich der Sarkophag des heiligen Ursinus; daneben zwei Engel. Sehr wertvolle Geschenke, wie Pluvialen, Kaseln und anderes rührt von Rothschild her, dem früheren Eigentümer der Kohlengruben bei Dernaš. In dem Fremdenbuche hier hat sich Kaiser Franz Joseph eingetragen (1875), auch die Kronprinzessin Stephanie (1888), und man erblickt neben ihrem Namen einen großen Tintenkleck.

Auch die Kanzel und das Chorgestühle dürfen nicht übersehen werden.

Noch bedeutender als der Dom selbst und sein Inneres ist der gotische Turm, mit feinster durchbrochener Arbeit in den Fenstern, ein herrliches Muster venetianischer Baukunst.

Ganz eigentümlich ist die im Süden des Doms befindliche Loggia, die einstige Gerichtslaube, wo der Pretore öffentlich Recht sprach; ein wahres Wunder monumentaler Architektur; ein erhöhter, von sechs antiken Granitsäulen und mit Schranken umgebener Raum, zu welchem fünf Stufen führen; drinnen die Bank für den Richter und der große Gerichtstisch; an der Rückwand der kolossale geflügelte Markuslöwe mit dem Evangelium in den Tatzen, darüber die Justitia und zwei Heilige. Auf dem Evangelium liest man deutlich die Worte: *Injusti punientur et semen impiorum peribit**). Denn die Venetianer, als echte Kolonisten, hatten in der einen Hand das Schwert, in der andern das Evangelium. Ihr Löwe am Festungstor in Knin hält sogar noch ein Kreuz in der Pranke.

Die sechs Säulen tragen einen schweren Architrav. Auf diesen hat man neuerdings eine kassettierte Decke gelegt, nicht zum Vorteil des Ganzen.

Die Loggia besteht aus dem feinsten weißen Marmor, von einer so außerordentlichen Härte, daß er selbst dem Zahn der Zeit Widerstand geleistet hat. Wahrscheinlich stammt er aus den jetzt aufgegebenen Marmorbrüchen bei Alt-Traù, westlich auf dem Wege nach

*) Die Ungerechten werden gestraft werden und der Samen der Gottlosen wird vergehen.

Ragosnica, her. Schon Plinius nennt dieses Traù ein oppidum Romanorum marmore notum, d. h. eine durch ihren Marmor berühmte römische Stadt.

Es gibt in Traù kaum ein Haus, in welches es nicht lohnte einzutreten, denn überall ist etwas zu sehn. Auch hörte ich von einer Eigentümlichkeit des Besitzes. Das Miteigentum von einem Hause bezieht sich nämlich hier nicht auf einen durch eine vertikale Linie bestimmten Teil, sondern findet an den einzelnen Stockwerken übereinander statt, wie im schweizerischen Engadin. — In den Höfen der großen Häuser fehlt selten der venetianische Zisternenbrunnen; zuweilen ist dazu ein kolossales, reich skulptiertes Kapitäl (vielleicht aus Salona?) verwendet. In einem andern Hofe fand ich schöne korinthische Säulen, welche sicher von anderswo dorthin gebracht waren. Die dem Dome nahe Kirche San Giovanni, selber in Ruinen, hat einen auch in Dalmatien seltenen Turm, nämlich in Gestalt einer spitz zulaufenen Mauer mit Öffnungen, darin Glocken hängen. Die Spanier nennen solche Türme a l'espadaña, was deutsch „Kolbenrohr“ bedeutet.

Auch das venetianische Kastell Camerlenghi (von 1424) im Westen der Stadt verdient einen Besuch. Trotz seines ruinösen Zustandes ist es von imposanter Größe, namentlich mit seinen gewaltigen Türmen, zwischen denen ein kleiner Tempel mit sechs Säulen steht. Der Platz mitten im Kastell dient jetzt zum Trocknen von Wäsche. Auch am nahen Hafen trocknen sie auf Leinwandtüchern Weizen und Feigen, welche sie jedoch erst waschen, gerade so wie in Amalfi.

Dieser Hafen mit dem Marinotor, seinen Mauern und Türmen, selten gefüllt von den Barken der Fischer — denn Traù ist eine tote Stadt — vervollständigt das Bild. Man wandert auch gern über die Drehbrücke nach der Insel Bua (bei Plinius, III, 26, genannt Bavo, contra Tragurium) und in fünfzehn Minuten zu dem Kloster Dritti, von welchem man eine malerische Aussicht über den Golf von Salona, auf Spalato und die Gebirge im Osten hat. —

Im Jahre 1847 lernte ich in Rimini einen Kapitän Ivanović aus Traù kennen, welcher mich aufforderte, ihn einmal in Dalmatien zu besuchen. Ich war damals 22 Jahre alt und er mochte 50 zählen. Als ich nun, viele Jahrzehnte später, in Traù war, hatte ich nicht den Mut, nach ihm zu fragen. Vielleicht lebten nicht einmal seine Kinder mehr, und gar er —?

Man sollte seine Erinnerungen nicht mit auf die Reise nehmen, und namentlich nicht im Alter.

Um aber nicht mit einer Sentimentalität meinen Besuch in Traù zu schließen, bemerke ich, daß es hier jetzt eine kleine Locanda al Pastore gibt, wo man bei geringen Ansprüchen ganz gut wohnen mag; auch ist das Essen nicht schlecht, aber das Salz, wie überall in Dalmatien auf dem Lande, ganz grau. Weiche Eier nennt man hier nicht, wie in Italien, uova da bere (zum trinken), sondern uova ténere. Die Milch aber schmeckt, wie überall, nach Salbei. Die eigentümlichen Weizenbrote mit den vielen Spitzen heißen Cornetti.

Nach Clissa.

Dieses Mal war es kein Maientag, sondern ein wunderbarer Oktobermorgen, als ich von Spalato zu Fuß auswanderte, um die alte Bergveste Clissa zu erreichen. Es ist diese ein einst vielumrungenes „Geiernest“, welches auf einem Bergklotz und genau in der Einsattelung liegt, durch welche der Berg Kaban im Norden von dem Mossor im Süden getrennt wird; eine ganz merkwürdige plötzliche Vertiefung in dem großen Binnenbergzuge, als hätte ein Riese ihn gleichsam auseinander gehauen. Sie gewährt die einzige Möglichkeit, von Spalato in das Innere des Landes, nach Sinj und Knin, zu gelangen, wie sie umgekehrt den einst dort wohnenden wilden Bewohnern eine Bahn zur Küste und zur Kultur wies. An diesen einzigen bequemen Verbindungsweg, ihn beherrschend und nach Umständen schließend, legt sich nun die Bergveste Clissa, slawisch Klis, was so viel als Klausen bedeutet. Wer sie besitzt, beherrscht das Land nach beiden Seiten hin.

Es führt eine große Poststraße dahin und weiter in das Innere des Landes, ja bis nach Bosnien hinein, aber ich hatte mir vorgenommen, sie so viel als möglich zu vermeiden, gleichsam seitwärts des Weges das

Unbekannte aufzusuchen und zu sehen, wie viel meine alten Beine wohl noch in der dalmatischen Wildnis vermöchten. So schlug ich denn nach etwa einer halben Stunde bei der Kapelle Dumojvač, das heißt der des Heiligen Domnius oder Doimo, den Weg nach rechts zu dem großen antiken Aquädukt ein, von welchem früher nur noch zehn halbruinierte Bogen standen, den die Stadt Spalato aber herstellen und durch drei neue Bögen hat ergänzen lassen, so daß sie nun die Wasser aus der geheimnisvollen Schlundquelle des Jader — welcher zunächst meine Wanderung galt — direkt in ihre Brunnen und Häuser erhält. Vor der Restaurierung im Jahre 1879 mußte man sich mit dem ungesunden, im Sommer oft sehr spärlichen Zisternenwasser begnügen, oder man trank wohl gar das Naß aus der Schwefelquelle am Hafen in Spalato. Das Volk aber nannte jene verfallenen zehn Bogen den Ponte secco, das heißt die trockene Brücke (slawisch Suhi most).

Die Römer, jene großen Meister in der Bautechnik, konnten von dem einfachen physikalischen Gesetze, wonach man Wasser durch Druck in einer geschlossenen Röhre auf jede beliebige Höhe, also auch durch eine jede Schlucht zu leiten vermag, keinen Gebrauch machen, weil sie nicht die heutige Kunst verstanden, Metallröhren in jeder beliebigen Dicke anzufertigen. Sie verlangten für ihre Wasserleitungen darum stets einen natürlichen Fall, das heißt ein stetes Gefälle von einem höheren Punkte zu einem tieferen, sahen sich also auch genötigt, eine jede in den Weg tretende Vertiefung zu überbrücken und das Wasser in einer

auf der Brücke laufenden Rinne weiter zu befördern; während man heutzutage, — so bei dem Lozoya-Kanale, welcher Madrid mit Wasser aus dem Guaderamagebirge versorgt — durch den natürlichen Druck, in einer geschlossenen Röhre, das Wasser über Höhen und durch Schluchten treibt, die Hindernisse des Terrains also spielend überwindet.

Daher konnten die Römer auch die großen Kosten, welche eine Leitung auf der Höhe, oft von Hunderten von Bögen, erforderten (so in der römischen Campagna, bei Segovia und Merida in Spanien), sich nicht sparen. Auch bei unserer Wasserleitung konnte damals der Ponte secco nicht entbehrt werden. Die Bögen kamen der neuen heutigen Leitung aber zugute, zumal man die Rinne in ganzer Ausdehnung bedeckte.

Man vermag daher auf der Leitung beliebig weiter zu wandern, wie auf einem Fußwege, was ich meinerseits auch tat. Doch will ich vorher noch eines kleinen Wässerleins gedenken, das unten aus einem Felsgestein rauschte, recht wie ein Mosesquell. Ich weiß nicht wie es kam, aber es erinnerte mich an das große Bild von Murillo in Sevilla, genannt la sed, der Durst, wo eine Schar von Männern und Frauen an einem gleichen erfrischenden Quell ihren Durst löscht, indem sie sich gierig zu dem Wasser drängen; und das mag auch hier oft genug geschehn.

Ja, Pindar hat Recht: ἀριστον μὲν ὕδωρ! „Wasser ist doch das Beste!“

Auch an der Kapelle des Heiligen Doimo ist ein Quell; doch schien er mir nicht ein natürlicher,

sondern eine Anzapfung der nahen Wasserleitung zu sein.

In Dalmatien begriff ich es zum ersten Male so recht, warum die schönsten Szenen in der Bibel sich an einem Brunnen abspielen, warum die Tempel der alten Deutschen an einem Quell standen, und warum noch die ersten christlichen Altäre eine solche Stätte ganz besonders bevorzugten.

Ich wanderte auf der Wasserleitung anfangs noch zwischen Rebengärten, welche, nach beendigtem „Wimmen“ (Tirol), nun alle ganz verödet dastanden; aber die Ölbäume hatte ich unten noch voller Früchte gefunden, fast brechend unter der herrlichen Last; denn es war, wie Doktor Karaman, mein treuer Gewährsmann, mir sagte, heuer ein „Olivenjahr“ zu erwarten, welches meist nur alle zehn Jahre einträte. Wer den Wert des Olivenöles für die Bevölkerung nicht kennt, vermag sich nicht vorzustellen, mit welchen Blicken der Landmann hier die Entwicklung dieser so unscheinbaren Gabe der Minerva verfolgt.

An meinem Wege trugen auch Brombeeren, das zweite Mal in diesem Jahre, Früchte. Selbst die Myrten waren voll von den blauen Beeren, die sehr bitter sind, aber von den Leuten doch gern gegessen werden. Sie vertreten hier unsere Wacholderbeeren. Selbst die Samen des Ginsters, welche sonst überall verschmäht werden, genießt man in Dalmatien; doch gehört die beabsichtigte Wirkung dem Gebiete der Liebesgöttin an.

Der Weg wurde steinig und dorniger; zur Linken aber winkte das herrliche grüne Tal des Jader mit

seinen Pappeln, Feigen- und Olivenbäumen und dem leuchtenden Spiegel des Flusses, welchen verschiedene Mühlenwehre angestaut hatten. Jader (italienisch Giadro) mag verwandt sein mit dem gleichlautenden alten Namen Zaras, vielleicht auch mit Hadria und unserer Oder und Gader (Tirol); jedenfalls ein uns nicht mehr verständliches Urwort, wie die meisten Flußnamen in Europa, dessen Bedeutung wohl „Wasser“ ist, da es an das griechische ὕδωρ anklingt.

An einer Stelle durchsetzt ein natürlicher Felsringel das Tal; soweit der Fluß ihn durchbrochen hat, haben die Leute zum Dienst einer Mühle, unter Benutzung eines alten steinernen Brückenbogens, ein künstliches, sehr primitives Wehr errichtet, dessen Überschreitung mir nicht ohne Mühe gelang. Ich mußte mich an einigen dünnen, elastischen, flußaufwärts geneigten Pfählen mit möglichster Geschicklichkeit und Gelassenheit herumschwingen und sofort den nächsten Pfahl ergreifen, um nicht in das Wasser zu fallen. Aber es gelang. Doch mögen weniger entschlossene Wanderer lieber auf der großen Straße bleiben, welche sich von unten erst auf dem rechten Ufer des Flusses hinzieht, sodann ihn auf einer neuen Brücke (eine Seltenheit in Dalmatien) überschreitet und zu der Mühle Vidović hinführt. Hier ist man auch dem unglaublich kahlen Felsgebirge ganz nahe, während an dem Flusse die üppigste Vegetation erfreut.

Schließlich wieder zur Wasserleitung aufsteigend, gelangte ich in etwa zwanzig Minuten zu der Quelle (slaw. Vrelo) des Jader (33 Meter ü. M.), welcher aus einem

Felszirkus des Mossorgebirges mit gewaltigem Schwall herausbricht und den Kanal der Wasserleitung füllt, während der größere Teil der Flut, über Felsen fallend, unten drei andere Mühlen treibt, deren Namen, wenn ich recht gehört habe, Tangar lautet. Zu ihrem Betriebe sind wieder verschiedene Wehre aufgebaut von gewaltigen Felsblöcken, welche in der ewig feuchten Luft ganz mit Pflanzen bewachsen sind.

Der Blick schwindelt die ganz nackten, in den verschiedensten Farben prangenden Felswände hinauf, auf denen man noch die Ruinen eines Hauses erblickt, welches von fallendem Felsgestein zerbrochen sein mag.

Dazu welch ohrenbetäubendes, ununterbrochenes Rauschen!

Gewiß wird diese Szenerie von vielen ähnlichen in den Alpen und in Norwegen, auch in der Tatra, übertroffen, aber sie ist in jedem Falle ganz dalmatinisch.

Leider hat auch in diese abgelegene Gebirgswelt, wo der Mensch vor der Größe der Natur verstummt, der kleinliche Hader der Nationalitäten seine Schatten geworfen. Eine große Marmortafel an der Felswand im Norden berichtet in kroatischer Sprache irgend etwas, was die meisten Sterblichen nicht verstehen. Wir lesen nur die Jahreszahl 1885—1886. Offenbar soll sie ein Paroli bieten jener lateinischen Inschrift am restaurierten Ponte secco von 1879, auf welcher Bajamonti, der Führer der Autonomen (Italiener), *praefectus urbis* genannt wird.

Nicht bloß Bücher und Bilder, auch Namen haben ihre Geschichte.

Freilich, ist nicht das ganze Leben ein Palimpsest, bei welchem die neue Schrift immer die alte, vorausgegangene verdeckt?

Als ich oben auf dem rechten Ufer des jungen Jader (wo mag er wohl seinen geheimnisvollen Ursprung haben?) hinabstieg, bellten mich ein paar Hunde so entsetzlich keifend an, daß ich lachend sie fragte: „In welcher Sprache, meine lieben Freunde, bellt denn Ihr?“ — Dann stieg ich über einen Vorberg mit ganz verwittertem Felsgestein, abwechselnd mit äußerst harten Schichten, daraus große Stücke herausgefallen waren, etwa wie Gletscherblöcke, alles bedeckt von einer dürftigen Vegetation; weiter ein Seitental hinauf, welches in langer Zeit nach Clissa führte; ein steiler, in der Sonnenhitze sehr ermüdender Weg.

Fast alle Pflanzen waren mir hier neu, aber auch die bekanntesten hatten ein ganz anderes Aussehen, als sonst in Europa. Schlehen und Dornen, Disteln, Heidekraut und Ginster, Rosmarin, Salbei und Wermut, alles war nicht eigentlich vertrocknet, wie es bei unsern Pflanzen geschieht, wenn monatelang der Regen ausbleibt: diese Pflanzen waren offenbar von Jugend auf an die Entbehrung des Wassers so gewöhnt, daß sie die Trockenheit garnicht als ein Übel empfanden. Aber trocken und dürr waren sie alle, und hart wie Holz, unempfänglich gleichsam gegen die Außenwelt, oft besetzt mit Spitzen und Dornen, wie zur Abwehr. Nur atmeten sie fast alle einen wunderbar starken Geruch aus, welcher die Luft bis zur Betäubung erfüllte.

Wenn mein Fuß oder meine Hand sie berührte, stieg immer ein doppelt so starker Duft auf, als klagten sie, wie die in Bäume verwandelten Personen Dantes.

Und fast alle diese Pflanzen werden von den weidenden Schafen und Ziegen gefressen, die davon satt werden und deren Fleisch und Milch noch diesen starken Pflanzengeruch bewahrt. Gibt es doch sogar — wie Ida v. Düringsfeld bemerkt — ein dalmatinisches Sprüchwort: „Willst Du Deine Schafe fett haben, so sende sie nach Brazza.“ Das ist aber die große Insel im Süden von Spalato, mit der gleichen dürrn Pflanzenwelt wie hier. Nun fragt man immer: wo löschen diese Tiere in den vier trockenen Sommermonaten ihren Durst? Denn sie sind doch unmöglich solche Durstkünstler wie die Rosmarine; und die Schlundquellen, die natürlichen Brunnen des Landes, sind gar selten und weit entfernt. Freilich gibt es hie und da Zisternen, aber auch diese versiegen und lassen nichts zurück als stagniertes, oft brackiges Wasser.

Und nun gar die Menschen!

Petter in seinem großen Werke über Dalmatien (Band I, S. 20) sagt:

„Ich habe auf meinen Wanderungen durch das Land Wegestrecken von mehreren Stunden zurückgelegt, ohne einen Tropfen trinkbares Wasser anzutreffen. Am fühlbarsten ist dieser Wassermangel auf den Inseln. Wein kann man dort in jedem Orte in Überflusse haben, Trinkwasser keines. Im Angesicht der unübersehbaren Wassermenge des Meeres werden Menschen und Tiere vom Durst geplagt. Die Eingeweide der dalmatinischen Ge-

birge bergen dafür große Wasserbehälter, in welchen sich das versickernde Regenwasser sammelt. Aber auch sie spenden das ersehnte Naß selten dem durstigen Lande, es fließt auf unterirdischen Wegen nach dem Meere, wo eine ‚Vrullia‘ durch ihr Aufsprudeln das Dasein einer submarinen Quelle verrät.“

Eine solche Vrullia befindet sich zwischen Almissa und Makarska, wo sie sogar einer ganzen Meeresbucht den Namen gegeben hat; eine solche ist auch die Gordicchio-Schlundquelle bei Cattaro.

Ich wanderte auf dem steilen, steinigen Wege weiter. Eine Knabe ruhte sich unter einem Sonnenschirme aus und bot mir „Schpagnuol“, das heißt türkischen Tabak, an. Ich fragte ihn, wo er denn seine Flinte habe? Aber er verstand mich nicht. Der Schirm war jetzt seine Flinte. Doch gab es hier, und noch mehr in Montenegro, einst eine Zeit, wo man die Zahl der Bewohner nach der der Flinten berechnete.

Es ging durch schöne Kulturen mit Reben, Feigen, Olivenbäumen; hier war der immer steiler werdende Weg gepflastert. Clissa schien unerreichbar, zumal man es stets vor sich hatte. Es soll an Constantine in Nordafrika erinnern. Das Kastell in der Scharte glich dem Königstein in der sächsischen Schweiz. Jedenfalls ist es von hier unersteigbar.

Endlich war die große Straße, die alte Via Gabiniana, erreicht, auch das Dorf Clissa, welches aus lauter schmalen, bis vier Meter hohen Terrassen besteht, auf jedem ein niedriges, weißgetünchtes steinernes Haus, welches sich mit seiner hintern Lang-

seite an die folgende höhere Terrasse lehnt. Vor jedem beschatten Feigen- oder Mandelbäume einen anmutigen Vorplatz. Statt der Zypressen erblickt man hier und in der ganzen Landschaft die hohen lombardischen Pappeln.

Die Straße stieg in Windungen hinauf zu einem Brunnen, welcher sehr spärlich floß. Es kamen mir viele Leute entgegen, alle auf Eseln sitzend, oder solche, mit allen nur denkbaren Ackerfrüchten, Stroh, Holz, Dünger, Heu, beladen, führend. Niemand bettelte, auch nicht die Kinder. Eine brustkranke Frau sprach mich an, weil sie mich für einen Doktor hielt.

Sie war der einzige Schatten in dem ungeheuren, sonnigen Gemälde, das sich mir oben darbot, indem ich mich nach Süden wandte und die ganze Landschaft von Spalato mit dem Meere und den Inseln überschaute. Der Oktoberhimmel war so klar, daß ich den Gran Sasso in Italien zu erkennen wähnte. Aber es war jedenfalls eine Täuschung; ebenso wie es den Reisenden geht, welche von der Spitze des Ätna Afrika zu erschauen glauben. *Sunt certi denique fines* (Horaz), es gibt eine Grenze für den seelischen und auch für den physischen Blick.

Von den drei Osterien in Clissa wählte ich die erste, schon weil an ihr der k. k. Briefkasten angebracht war. Wenn ich wollte, konnte ich um fünf Uhr nachmittags mit der Post, welche von Sinj kommt, nach Spalato fahren; so sagte mir der freundliche Wirt. —

Als ich im folgenden Frühling mit meiner Frau wiederkam, erkannte er mich sofort und sagte, es sei

so selten, daß Fremde zweimal Clissa besuchten, nun müsse ich aber jedenfalls noch ein drittes Mal kommen. Ob wir Italiener wären? — Nein. Vielleicht Engländer? — Nein. Dann wohl Prussiani? — Getroffen.

„Da sollen Sie meinen besten Wein haben, er ist heuer so gut wie noch nie.“ Und in der That, er war vorzüglich.

So bei meinem zweiten Besuche, den ich zu Wagen machte.

Bei dem ersten, als ich allein zu Fuß und recht erschöpft angekommen, war sein Wein auch nicht übel gewesen, aber da es ein Freitag war, konnte der Wirt mir nur Fastenspeisen anbieten: eine minestra magra mit Reis und Kohl, baccalà, das ist Stockfisch, uova ténere und Krebse, welche ihm soeben ein Bauer von Sinj gebracht hatte. Ich freilich durfte mit jenem sizilianischen Geistlichen, nach Beendigung eines Dinners von zwanzig Fastenspeisen, sagen: so angenehm habe ich noch nie — gefastet.

Und das alles vor der Türe der Osterie, auf einer Bank von Stein sitzend, vor einem massiven Steintisch, beschattet von einem Dache trockener Reben, einer immergrünen Eiche und einem Maulbeerbaume; vorn die schneeweiße Straße, das Kastell und darüber das 1330 Meter hohe, graue Mossorgebirge, zur Rechten aber, tief unten, das Jadertal, Salona und die Schau in die unermeßliche Ferne mit der Adria.

Wohl eine der schönsten Stellen in Dalmatien.

Mein nächster Gang galt der Fortezza, der eigentlichen „Klause“. Sie ist auf dem Kamm erbaut, welcher

vom Mossor- zum Kabanergebirge läuft; ganz schmal, dann und wann sich erweiternd, gleichsam nur eine der Kammrichtung folgende, doppelte Mauer bildend, mit verschiedenen Etagen und Batterien. Der höchste Punkt liegt 360 Meter über dem Meere. Ihre Bedeutung als Talsperre hat sie vollkommen verloren, da sie von den Höhen auf beiden Bergseiten beherrscht wird, aber sie spielte in den zahllosen Kriegen der Vergangenheit keine kleine Rolle. Schon Konstantinos Porphyrogenitus sagt: *indique discendentes ad clausuram pergebant, quae hodiernum usque diem Clissa nuncupatur, quatuor ipsa millium passuum a Salona distantem.*

Mit der Belagerung dieser Veste beendete auch Augustus' Stiefsohn, Tiberius, zur Bezwingung Dalmatiens gesandt, die vollständige Unterwerfung des Landes (Dio Cassius 55—56). Aus jener Zeit stammen wahrscheinlich mehrere viereckige Plätze, welche mit Mauern von aufgeschichteten Steinen auf halber Manneshöhe umgeben sind; ferner eine Vertiefung, ähnlich einer Fensterbrüstung, in einem einzeln dastehenden Felsen, sodaß das Ganze beinahe die Form eines kleinen Altars hat. In dieser glattgemeißelten Vertiefung ist mit großen Buchstaben folgende Inschrift eingehauen: *J. O. M. Sacrum L. Egnatius L. N. N. Nep. Tro. Clemen Decurio Augur*, woraus gefolgert worden, daß hier das römische Standlager einer römischen Heeresabteilung gewesen sei, welche von dieser Seite die Veste blockiert hielt, da sie durch Erstürmung nicht genommen werden konnte. Jene Mauerreste dienten wahrscheinlich den Offizieren als Wohnungen. Eine ähnliche Standlage befindet sich

zwei Kilometer weiter bei Mravinca. (Petter, a. a. O., I, 78.)

Auch von den Uskokon, den „Flüchtlingen“ (užkoko Flüchtling, užkociti flüchten), wahren Räubern, aber zugleich guten Grenzwächtern gegen die Türken, war einst Clissa besetzt. Kaiser Ferdinand II. hatte als König von Ungarn ihnen die Veste eingeräumt, freilich mit dem Erfolge, daß die gereizten Türken sich bald dieses „Räubernestes“ bemächtigten. —

Diese wenigen Notizen mögen darlegen, daß wir uns hier in einem vielumstrittenen Grenzlande und auf historischem Boden befinden. Erst die Venetianer gelangten in den dauernden Besitz der Veste. —

Ein Unteroffizier, ein deutschredender Tscheche, führte mich, nach langem Warten, in der Fortezza umher, in der eigentlich nichts zu sehen ist, zumal man sich jetzt lediglich einer friedlichen Beschäftigung hinzugeben hat. Man zieht Tauben und spielt Kegel. Auf dem ganzen Gange folgten uns drei Hunde, von denen einer Nero und ein anderer Blitz hieß. Nero bewies sich seines tyrannischen Namens würdig, indem er den dritten namenlosen Köter in jeder Weise belästigte. Von Blitz hieß es, er sei ein großer Raufer; was auch sein vielfach enthaartes Fell und verschiedene Löcher darin auswiesen; also ein echter Sohn seines Landes. Der Führer, ein gelernter Gärtner, zeigte uns auch seine kleinen Beete, klagte aber über Wassermangel, da die mehrfachen Zisternen zur Bewässerung seiner Pflanzen nichts abgaben. Man müsse zufrieden

sein, wenn genug des Wassers für Menschen und Tiere vorhanden wäre. Aber in den Mauerritzen wuchs und blühte doch überall die bekannte Campanula mit den blauen Glocken, eine herrliche, echt dalmatinische Blume.

Die ganze Besatzung bestand aus einem Leutnant und zwölf Mann. Sowohl Kälte als auch Hitze sollen hier überaus lästig sein. Am merkwürdigsten war mir, als einem „Italienreisenden“, daß der Führer kein Trinkgeld annahm.

Die Aussicht von den Mauern der Veste übertraf alles, was ich bis dahin in Dalmatien gesehen hatte. Sie ist um so malerischer, als sie auf beiden Seiten, im Osten und Westen, von hohen Gebirgen begrenzt wird, welche sich schroff zum Meere hinabsenken. Die Mitte nimmt das Jadertal ein, sowie Salona und die Campagna von Spalato, in Gestalt eines großen grünen Fächers. Dann folgt das Meer. Zwischen die großen Inseln Brazza und Solta stellt sich das schöne Massiv von Lissa, und links davon, ganz in der Ferne, taucht der Scoglio von Sant Andrea auf. Die Campagna von Spalato zeigt, auch von hier gesehen, die Dalmatien so charakteristischen Streifen zahlloser Mauern. Am Mossor erblickt man hoch am Berge einen ganz grünen Fleck, genannt Barica, gleichsam eine Oase in der Kalksteinwüste, mit Bäumen, in deren Schatten Schafe weiden und wo auch eine Quelle rinnt. Was darüber hinaus, ja ringsum, ist alles Karst, eine kulturfeindliche und fast unbegreifliche Bildung; vielfach so durch einander geworfen und gestreift, als hätte sie ein Riese mit einer

eisernen Harke gefurcht, oder als wäre eine gewaltige Egge darüber gegangen.

Eine ebenso eigentümliche wie erhabene Landschaft, in welcher, was man auch sagen mag, alles Menschenwerk, ja alle Kultur, doch nur eine verschwindend kleine Ausnahme bildet und, was weit schlimmer, immer nur eine solche bilden wird.

Von Spalato nach Lissa.

Mit dem Dampfer „Fiume“ fuhren wir in der Frühe des Oktobermorgens von Spalato ab. Wir hatten „Bonaccia“, das heißt volle Windstille; das tiefblaue Meer lag wie ein Spiegel da. In solcher Stimmung scheinen Inseln und Schären auf dem Wasser gleichsam zu schwimmen und zugleich heben sich ihre Endspitzen in die Höhe, wie ich das schon wiederholt bei der Kurischen Nehrung beobachtet hatte; es ist eine Art Luftspiegelung.

Die Inseln Solta und Brazza drohen das Meer gleichsam zu versperren. Erblickt man sie auf unsern Karten, so nehmen sie in der ganzen Meerlandschaft nicht eben einen großen Raum ein; in Wahrheit bilden sie aber zusammen einen eigenen Kontinent von vielen Meilen Länge. Sie verdecken uns das weiter gelegene Eiland Lesina, das man — wohl wegen seines mißverstandenen Namens, sonst aber nicht unzutreffend — mit einer Ahle verglichen hat; denn es ist schmal und dabei länger als die beiden Inseln Solta und Brazza zusammen. Noch weiter tritt Lissa auf und das ebenfalls langgestreckte Kurzola. Alle diese vier Inseln haben die Eigentümlichkeit, daß sie nicht, wie die

übrigen dalmatinischen Inseln und Bergzüge, von Südosten nach Südwesten streifen, sondern die Richtung von Osten nach Westen festhalten. In der That bilden sie mit der Insel Sant Andrea und mehreren Scoglii die Bergkämme und Spitzen eines besonderen Festlandes, das sich einst westlich an Dalmatien anschloß, nun aber in der Hauptsache im Meere versunken ist.

Eine schönere Fahrt als die zwischen diesen Inseln, später an Lagosta und Meleda vorüber, bis nach Ragusa, dürfte es kaum irgendwo geben. —

Doch wenden wir, bevor wir hinter Brazza den Blick auf das Festland verloren haben, uns noch einmal zu diesem zurück. Je weiter wir uns von ihm entfernen, um so mehr sinken die geringeren Uferhöhen herab. Noch tauchen hinter Bua die Castelli auf, ferner Salona, Spalato und die Berge der Poglizza bis Almissa; aber bald hören die Gebirge, welche Spalato hoch umziehen, auf, einen einzigen Wall zu bilden; durch das Bergtal von Clissa und die Talschlucht von Almissa erblicken wir deutlich den fernen, in seiner bläulichen Färbung ganz traumhaften Bergzug der dinarischen Kreide-Alpen. Selbst ein hoher Berg in der fernen Herzegowina im Südosten lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Vielleicht von noch größerem Interesse wird manchem Reisenden der 1762 Meter hohe Biokovo oberhalb Makarskas sein, welchen am 5. Juni 1838 König Friedrich August von Sachsen bestieg. Die fernsten Scoglii erscheinen, von hier gesehen, wie Maulwurfshügel auf einer abgemähten Wiese (Petter).

Diokletian wußte wohl, als er dem eng eingeschlossenen Salona das freigelegene Spalato vorzog, was er tat. Er hatte hier auf der einen Seite das Meer, auf der andern Seite eine Gebirgswelt im großen Stil.

Ganz anders, als oben von Clissa gesehen, erscheint von unserm Schiffe aus die spalatonische Campagna. Da die Dalmatiner ein jedes einigermaßen fruchtbare Gebiet mit Mauern durchziehen, theils zu Grenzbestimmungen, theils zum Zwecke von Terrassierungen, und da die Campagna dauernd nach Osten aufsteigt, so erblicken wir von unten in der Hauptsache lauter Mauern hinter einander, aus denen nur einzelne Bäume aufragten. Dagegen verschwinden von oben gesehen, wie etwa von Clissa, die Mauern fast ganz; sie erscheinen nur noch in einzelnen winzigen Rändern und Streifen, während den gesamten Raum die grünen Kulturen für sich in Anspruch nehmen.

So erblickt man denn von unten aus ein seltsames Labyrinth von Mauern, alles steinig, bunt und gefleckt, von oben aus aber einen einzigen Fruchtgarten, einen grünen Teppich, darin die Mauerstreifen nur eine Art Muster bilden. —

Wir landeten auf Solta, der Olyntha der Alten, in dem hübschen Hafen Karober, wo kaum ein Dutzend Häuser stehen; aber es ist auch nur der Hafen für das nahe Grohote („Quelle“), welches mehr im Mittelpunkte der Insel liegt. Jede dieser dalmatinischen Inseln hat ihr eigenes Naturprodukt, durch welches sie berühmt ist; in Solta ist es der Honig, welchen die Bienen aus den Blüten des Mandelbaumes, der Cistusrose (Cistus Mon-

speliensis) und dem Rosmarin gewinnen. Auch das Rosmarinöl (*Oleum rosmarinum aethericum*, oder *Oleum Anthos*) von Solta ist berühmt. Es heilt Wunden, tötet Käfer schnell und dient den Griechinnen als Schönheitsmittel; ebenso wie die *aqua regina*, eine Art kölnisches Wasser, das auf Lesina über die Blüten des Rosmarinstrauchs abgezogen wird (Petter).

Sodann wurde Milna auf Brazza angelaufen; in tiefer Meeresbucht und in schöner Landschaft gelegen, wo die Ackererde — eine Seltenheit in Dalmatien — alles nackte Gestein bedeckt. Aber daß es eine schwere Arbeit gewesen, die Steine auszuroden, zeigen die zahlreichen Haufen Gesteins in jedem Acker. Aus einiger Entfernung gesehen, erscheinen sie wie große Warzen.

Brazza rühmt sich seiner herrlichen Weine, namentlich des Vugava, welcher von dunkelbraun bis goldgelb und ins weißliche spielt, süß und von starkem Arom. Andere Weine sind der Cerjlienak, Tribian und Prosecco. Eine sogenannte „Weinreise“ dürfte in Dalmatien ihre Bedenken haben, denn die Zahl der Est-est-Orte würde sich leicht ins Maßlose steigern. Wer sich informieren will, mag das verführerische Wein-Verzeichnis bei Petter (70 Varietäten) nachlesen. —

Soll ich auch von unserer Schiffsgesellschaft künden? Sie spielt in Dalmatien meist keine kleine Rolle.

Von Spalato fuhr ein Mönch (böses Omen!) mit uns, welcher fortwährend sprach; man konnte von ihm sagen: er kam vom Hundertsten ins Tausende. Noch ärger schwatzte ein später aufsteigender Geistlicher. Schweigsamer war ein Jesuit, welcher von seinem siebenjährigen

Aufenthalt in Zentral-Amerika erzählte. Die lustige Gesellschaft suchte ihn in die Enge zu treiben, indem man behauptete, der Jesuitenorden verfolge revolutionäre Tendenzen. Freilich, erwiderte er, aber nur im Kampfe gegen den Teufel und die Sünde. Er versuchte auch englisch zu reden, und sogar in indianischer Sprache, deren Schnalzlaute er vortrefflich nachahmte. Ich meinte, das wären ja wahre kissing sounds. Darüber wurde er ganz rot.

Ein Dalmatiner belehrte mich, daß kruh kroatisch Brot bedeute (unser Krume?) und daß Wiener Würstchen hier Luganighe hießen.

Auch eine Dame war auf unserm Schiff, die Frau eines Marineleutnants aus Berlin. Sie fahre — so erzählte sie — stets ihrem Manne nach, so zum Beispiel gegenwärtig nach Corfu. Sie trug sich ganz marinerisch, zierte sich mit denselben Zeichen wie ihr Mann, und hatte sogar auf ihrem Trauringe einen Anker abgebildet. Sie lese viel, sagte sie, kenne verschiedene Sprachen, ohne sie zu sprechen, halte aber die meisten Bücher für „verdreht“. Schmerzen verfangen bei ihr nicht; sie wäre über alles, also auch über diese hinaus. Selbst Zahnweh überwinde sie, indem sie sich total betrinke. Wenn der Rausch vorbei, seien auch die Zahnschmerzen verschwunden.

Auch eine zweite Dame war mit uns, in Trauer, aus Ragusa, von jenem unnachahmlichen Anstande, wie er vornehmen Italienerinnen eigen ist.

Zuletzt nenne ich einen jungen Griechen aus Ithaka, welcher für ein Handlungshaus in Triest reiste. Er

hieß Melingò und wurde mir später ein freundlicher Reisegenosse in der Umgegend von Ragusa.

Alle diese Menschen bildeten eine eigentümliche Staffage in den an unserem Schiff vorüber ziehenden Landschaftsbildern.

* * *

Brazza ist die größte und fruchtbarste aller dalmatinischen Inseln, vierzig Kilometer lang und sieben bis vierzehn Kilometer breit. Im Osten reicht sie mit dem Kap San Martino nahe an Makarska auf dem Festlande, im Westen mit der Punta Zorzi (venetianisch für Giorgio) an die „Enge der drei Häfen“, welche sie von Solta trennt. Alle Schiffe müssen diese „Stretta“ passieren, denn durch sie geht die Fahrt von Spalato nach Lesina.

Ich sprach schon von der Wasserarmut der Insel; sie besitzt keine Schlundquellen, sondern nur natürliche Wasserbehälter, die hier Lokve heißen, ein slawisches Wort, im deutschen, einst slawischen Norden Luk genannt. Aber dafür ist die Insel überreich an Wein und Öl, auch an vorzüglichem Gestein. Auch der Diokletianspalast ist aus den Steinbrüchen zwischen Scrip und Pliska erbaut. Dieses Brazza ist ein gewaltiger, nach Süden durchweg steil abfallender und unten vom Meergischt und Salzschaum zerfressener Felsklotz, welcher im San Vito bis 778 Meter aufsteigt.

Nach der christlichen Sage ist auch die heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, welche in Ibsens „Kaiser und Galiläer“ eine so eigentümliche Beleuchtung erhalten hat, auf Brazza geboren.

Aber schon nimmt das nahe, hochragende Lésina unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, während weiter Lissa auftaucht, auch Sant Andrea und vielleicht auch der Pomo, welcher jedoch von den Operngläsern der Reisenden meist eben so umsonst gesucht wird, wie die noch viel fernere Insel Pelagosa im Süden.

Lesina ist uralter, klassischer Boden. Die Griechen nannten sie Brachia oder Pharos, die Römer Pharia, die Slawen Hvar. Alle diese Namen deuten auf einen Leuchtturm (Pharus) hin, welcher auf der Westspitze der Insel, an welcher die Wasserstraße vorübergeht, gestanden haben wird; wahrscheinlich ein höchst primitives Feuer, kaum anders, als wie die Fischer es an der Spitze ihrer Barken haben, wenn sie auf den nächtlichen Fischfang ausfahren; ein Feuer, welches die bösen Brüder anzündeten, als sie ihre Schwester Margherita Spolletano, die „dalmatinische Hero“, in die Tiefe des Meeres beim Scoglio Sant Andrea lockten. Sie schwamm nächtlich, durch ein Licht geführt, zu ihrem Geliebten. Ihre Brüder führten sie, auf der Rückkehr, durch das Feuer ihrer Barke solange irre, bis sie ermattet in die Tiefe sank.

Heyse hat die Sage in einem schönen Gedicht poetisch verwertet, welches schon vor etwa fünfzig Jahren in einer Sammlung unter dem Titel: „Hermen“ erschienen ist.

An Stelle des antiken Pharos ist nun ein moderner Leuchtturm, genannt Vodnjak, getreten, welcher auf dem Scoglio Golešnik, der letzten Insel der von 27 Personen bewohnten „Schiffsteerer“, vor Lesina sein warnendes Feuer fünfzig Kilometer weit in die Runde sendet.

Die Wasserstraße von Brazza nach Lesina führt zwischen dieser Insel und den „Spalmadori“, das sind die Schiffsteerer, hindurch in den geschützten Hafen der gleichnamigen Stadt.

Ein großes Bild steigt vor uns auf. Ein mächtiges, steiles und zerklüftetes Kalkgebirge, an seinem Fuße die Stadt, deren Mauern jedoch auf beiden Seiten gleichsam den Berg hinaufkriechen, um weiter oben einen von einem Fort gekrönten Hügel zu erreichen. Dieses Fort Spagnuolo (88 m) legte bereits Karl V. an; es folgte dann das Fort San Nicolò (233 m) und die noch höher gelegene Velika Glava (der „Großkopf“).

Wie in Dalmatien überall, dachte einst jeder Ort in erster Reihe an seine Sicherung. Hier war sie allerdings doppelt notwendig, da Lesina einst venetianische Flottenstation und Arsenal war.

Was uns aber in erster Reihe bezaubert, ist nicht sowohl die großartige und malerische Lage der Stadt, als die herrliche Vegetation, die uns in Form von Palmen, Agaven und Zypressen zum ersten Male den vollen Süden erschließt. Lesina liegt, gänzlich geschützt gegen die Bora, gleichsam am Busen des von der Mittagssonne erwärmten Gebirges. Diesem unvergleichlichen Klima entspricht der Reichtum der Pflanzenwelt; auch hat man seit einiger Zeit bereits die sanitäre Bedeutung des Ortes erkannt und ein Kurhôtel erbaut, darin man den Winter über nicht so zu frieren braucht, wie in Abbazia oder in Lussin piccolo. Neben der alten Loggia mit den sieben Rundbogen gibt es sogar einen Kursalon. Die durch die Verlegung

der Flotte im Jahre 1767 heruntergekommene Stadt atmet wieder auf. Das alte Arsenal ist freilich jetzt Artilleriemagazin (im obern Stock das Theater), ebenso dienen die alten Fóndachi, Getreidespeicher, jetzt militärischen Zwecken. Vom Dominikanerkloster aus dem 14. Jahrhundert steht nur noch der Turm; aber was will das alles sagen gegen diese wunderbare Natur, wenn man auf dem Kai im Westen, genannt Fábbrica, oder östlich, auf der „ägyptischen Promenade“, zu dem Franziskanerkloster wandelt, dessen riesengroße Zypresse (*Cupressus horizontalis*) man schon vom Schiffe aus erblickt. Und damit auch die Kunst nicht unvertreten sei, befindet sich in dem Refektorium dieses Klosters ein Abendmahl von Matteo Roselli (1578—1650), einem Florentiner Maler, welcher, auf einer Seereise erkrankt, hier Pflege fand und aus Dankbarkeit das Bild malte.

Ähnlich findet man heutzutage die Hôtels auf Capri von Bildern, oft der größten Meister, geschmückt, welche in gleicher Weise eine freundliche Aufnahme in ihren jungen Jahren vergalten. Für manches dieser al fresco auf die Wand gemalten Bilder würden Museen jetzt gern das Hundertfache von dem bezahlen, was jene jungen Künstler einst dem nachsichtigen Wirt schuldeten.

Die Mauern der Stadt, zinnengekrönt und mit Umgang versehen, erinnerten mich an ähnliche der Maurenburg bei Malaga; aber noch auffallender war die Ähnlichkeit der Türme mit denen in Wisby; auch sie sind nach innen hin ganz offen und gleichen riesengroßen, den Belagerern trotzig entgegengehaltenen Schilden.

Alle diese Mauern sind rings umgeben von einem undurchdringlichen Kranz von Agaven, und nicht ohne Grund; denn einst legte man diese Aloepflanzungen absichtlich an, um als Schutzwache gegen einen andringenden Feind zu dienen. Es waren natürliche Verhaue.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß Lesina auch ein meteorologisches Observatorium besitzt; sowie daß ein großes Haus oben im Osten einem Redakteur des Sydney Herald gehört, welcher nach Australien von hier ausgewandert war und später wieder in seine Heimat zurückkehrte. Denn selten bleibt ein reich gewordener Dalmatiner in der Fremde, sie kehren im Alter mit ihren Schätzen fast immer in die ersehnte Heimat zurück. Namentlich gilt dieses von den Schiffskapitänen, nachdem sie die weitesten Meere durchfahren haben. Ferner möchte die Tatsache interessieren, daß viele der vorzüglichen Steinarbeiten am Reichstagsgebäude in Berlin und dem Rathause in Hamburg den hiesigen Steinbrüchen entstammen.

Es ist eine gewaltige „Schusterahle“, dieses 68 Kilometer lange Lesina; ich glaube jedoch, daß sein Name mit einer Ahle nichts zu tun hat, vielmehr von Les herkommt, welches in slawischen Sprachen Holz oder Wald bedeutet. Freilich steht dieser Deutung die heutige Waldarmut des Landes entgegen. Ebense dunkel ist die Erklärung der „Schiffsteerer“. Vielleicht ist es nichts als eine witzige Bezeichnung der Schiffer, welche an diesen Klippen so leicht „geteert“ wurden, wie man ja auch in anderer Lage von einem gehörig „eingeseift“ werden spricht.

Wer sich längere Zeit auf Lesina aufhält, wird nicht unterlassen, das schön gelegene *Cittavecchia*, das alte *Pharus*, an der Nordküste der Insel, zu besuchen, welches schon 221 v. Chr. zerstört, aber wieder aufgebaut wurde; ferner *Verboška* mit Bildern von Paolo Veronese (Geburt Jesu), G. Alabardi (Himmelfahrt) und Tizian (S. Lorenzo) in der Lorenzkirche. Für die Echtheit des letzten Bildes spricht eine Notiz im bischöflichen Archiv: Pagato al maestro Tiziano Vecelli 1000 Ducati. Auch *Gelsa* (Jelša) liegt sehr schön inmitten üppigster Vegetation. Es ist die Heimat der *Opanken* (Bundschuhe). Von S. Domenico besteigt man den Berg S. Nicolo (626 m) und besichtigt eine Stalaktitenhöhle. Weit entfernt im Osten liegt der Hafen S. Giorgio (Sučurac), in dessen Tiefe eine vor 1½ Jahrhunderten versenkte große Zahl antiker Urnen, bei ruhiger See, sichtbar wird.

Näheres findet man in Petermanns dalmatinischem Führer, Wien 1899.

Lissa.

Wir hatten bei der Überfahrt nach Lissa starken Wind und eine bewegte, tiefblaue See, denn hier wehrt nicht länger eine große Insel dem Einbruch der Wogen. Doch dauerte die Fahrt nicht lange. Zwei Forts bewachen den Eingang von Norden her (Lissa war seit 1849 österreichische Flottenstation), dann wendet man sich westlich in den eigentlichen, von hohen Bergen umgebenen, geräumigen Hafen. Eine günstigere Lage für eine große Flottenstation als das weit ins Meer vorgeschobene Lissa, ist kaum denkbar; dennoch hat man es später als Kriegshafen aufgegeben, weil die Insel an Wasser Mangel leidet. So ist denn Pola in Istrien an seine Stelle getreten.

Die Engländer erkannten die Bedeutung von Lissa sehr gut, als sie im Anfang des 19. Jahrhunderts hier eine Flottenstation anlegten, um die Länder am adriatischen Meere von dort aus mit ihren Waren zu versehen und der von Napoleon angeordneten Kontinental-sperre mit Erfolg zu begegnen. Es kam hier sogar zu einer Seeschlacht am 12. März 1811 zwischen einer französischen Flotte unter Dubourdieu und einer englischen unter Hoste, in welcher die letztere Siegerin blieb.

Noch berühmter geworden ist die größere Schlacht am 20. Juli 1866 zwischen der österreichischen Flotte unter Tegetthoff, einem geborenen Steiermärker, und der italienischen unter Persano, welche mit dem Abzuge dieser nach Ancona endigte, nachdem sie zwei ihrer größten Schlachtschiffe verloren hatte. Der *Rè d'Italia* wurde in der Schlacht selbst in den Grund gebohrt, der *Palestro* flog bei dem Rückzuge in die Luft. Wie fast in allen uns bekannten Seeschlachten, siegte auch hier die kleinere, tapfere Flotte über die der Zahl nach größere, schlechter geführte.

Lissa ist eine herrliche, äußerst fruchtbare „Insel“ — denn das ist die Bedeutung von dem alten *Is*, *Issa*, *Gissa*; auch Lesbos hieß einst so —, welche von dem *Valle grande* in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt wird. An ihrem Ostende liegt der Hauptort Lissa, auch *Sovra Lissa*, slawisch *Vis*, genannt, an ihrem Westende *Komisa*. Es fehlt hier kaum einer der vielen dalmatinischen Fruchtbäume, am reichsten aber ist sie an Brotfruchtbäumen (*Karuben*); auch steht der Weinbau auf einer hohen Stufe (jährlich 60 000 Hektoliter). Trotz dieses natürlichen Reichtums legen sich die Bewohner am liebsten auf die Fischerei. In neuerer Zeit ist der Anbau der *Chrysanthemen*, deren Blüten, wie schon früher bemerkt, zu Insektenpulver vermahlen werden, sehr gewinnbringend geworden.

Das Gebirge ist hier, wie überall in Dalmatien, kahl und unfruchtbar. Von der Kapelle *San Cosmo*, oberhalb Lissas, und mehr noch von dem 585 Meter hohen

Berge Hum — eine häufig vorkommende slawische Bezeichnung für einen Berggipfel — erblickt man selbst den Monte Gargáno, den „Sporn“ an dem italienischen Stiefel.

Ich benutzte meinen Aufenthalt in Lissa, um zu dem Friedhofe auf der Halbinsel im Nordosten zu wandern. Auf diesem Wege fand ich eine an eine Gartenmauer gelehnte antike männliche Gewandstatue von Marmor, zwar ohne Kopf und Arme, aber sonst vortrefflich erhalten. Man hatte sie beim Baggern aus der Tiefe des Hafens herausgeholt. Wie ich später erfuhr, war der zu der Statue gehörige Kopf des Kaisers Domitian hier schon früher aufgefunden und nach Wien gebracht worden. Auch gab es noch andere antike Fragmente, doch ohne besondere Bedeutung.

Auf dem Friedhofe befinden sich zwei österreichische Denkmäler, eines für die am 18. und 19. Juli 1866 gefallenen Kanoniere, als die Italiener, von Ancona unerwartet angelangt, Lissa beschossen; und ein anderes, bestehend aus einem auf hohem Sockel ruhenden Löwen, für die in der Seeschlacht am folgenden Tage Gebliebenen. Auf diesem stellt ein Relief in Marmor den Augenblick dar, da der „Rè d'Italia“ unterging und die Schlacht am heftigsten wütete. Das Löwendenkmal ist umgeben von Ketten, aus verschossenen italienischen Kugeln gegossen; die vier Kanonen an den Ecken sind österreichische Originale.

An beiden Denkmälern sind die Inschriften deutsch; denn die österreichische Flotte, bis 1849 mit italienischer Kommandosprache, ist längst germanisiert. Die ge-

fallenen Kanoniere waren ebenfalls deutsche, aber die Seesoldaten ohne jede Ausnahme slawische. In der Tat bezieht die österreichische Marine fast ihre gesamte Besatzung aus dem ‚Küstenlande‘, Istrien und Dalmatien.

Auch den 1812 in einem Seetreffen bei Venedig verwundeten Engländern ist auf der Ostseite des Hafens ein Denkmal errichtet; dieses habe ich jedoch nicht besucht.

An der Ostspitze des Hafens, auf dem Scoglio Hoste, befindet sich ein großer Leuchtturm, der die Einfahrt bezeichnet und erhellt.

Das römische Lissa stand auf der Nordseite des Hafens, also auf dem Wege zu den Friedhöfen. Das heutige hat sich auf der Südseite ausgedehnt und besteht aus drei Teilen: in der Mitte Luka („Hafen“), westlich Kut, und östlich Banda („Ufer“) piccola. Bei Kut ist der englische Friedhof.

* * *

Es lohnt, Lissa als Standquartier zu verschiedenen Ausflügen zu wählen, teils nach dem Scoglio Ravnik im Süden mit einer schönen Grotte, teils nach dem Fischerstädtchen Komisa und von hier zur Blauen Grotte auf Busi.

Der „flache“ Scoglio Ravnik liegt bei der Punta Manego im Süden von Lissa. Nach Petter (I, 163) bildet die dortige Grotte ein Gewölbe von etwa 12 m im Durchmesser. Der Boden ist ein paar Meter hoch mit Wasser bedeckt, so daß man mit einem Kahn hineinfahren kann. Die Decke gleicht einer gemauerten

Kuppel, in welche die Menschen jedoch eine Öffnung gebrochen haben, so daß das Tageslicht, wie beim Pantheon in Rom, die Grotte magisch erhellt und selbst die kleinsten Gegenstände auf dem sandigen Grunde erkennen läßt. Das Farbenspiel der Stalaktiten und eine Nische im Hintergrunde erhöhen die malerische Wirkung. Gegen das Meer hin öffnet sich die Grotte in zwei torartigen, durch einen Mittelpfeiler verbundenen Bogen. — Es gibt hier noch eine zweite Kalksteingrotte beim Hafen Manego, zu welcher man bei der Kirche Madonna dell'Assunta, mit vielen Votivgegenständen, vorbei gelangt.

Eine dritte, weit berühmtere Grotte befindet sich westlich von Lissa auf der etwa acht Kilometer von Komisa entfernten Insel Busi, ein Wort, das nicht aus dem slawischen Biševo entstanden ist, sondern im Venetianischen „Löcher“ (buchi) bedeutet. Die Insel ist nämlich reich an Grotten, in welche man zum Teil direkt vom Meere aus gelangen kann. Die größte, erst in neuerer Zeit entdeckte und von Becker beschriebene ist die sogenannte blaue, eine Konkurrentin der gleichnamigen auf Capri, jedoch schwerer zu erreichen, da man dahin nur in einem Boot von Komisa aus gelangen kann. Die Bewohner nennen sie nach einem vorspringenden Felsen, darunter sie liegt, Spelonca del Ballon.

Die unheimliche Einfahrt in die Grotte findet an der innersten Stelle einer Bucht („Valle“) an der Nordostseite der Insel statt. Während man aber zur Grotte auf Capri nur durch einen äußerst engen Gang gelangen kann, ist hier die Einfahrt so weit und hoch, daß selbst

ein mit zehn bis zwölf Mann besetztes Boot bei ruhiger See ungehindert passieren kann. Das Felsentor hat eine Breite von zweiundeinhalb Meter, während seine Höhe über dem fünf Meter tiefen Wasser einundeinhalb Meter beträgt.

Man befindet sich in einem schnurgeraden, von schroffen Wänden eingefassten Kanale, in der ersten Hälfte in tiefe Dunkelheit eingehüllt, welche einem allmählich wachsenden, gedämpften Dämmerlicht weicht, sodaß man den Raum nach Höhe und Breite gut zu unterscheiden vermag. Das am Anfange dunkelblaugrüne Wasser erscheint immer mehr azurblau, bei zunehmend leuchtender Kraft.

Dieses an sich schon wunderbare Schauspiel ist aber nur die Einleitung zu der kommenden überraschenden Szenerie.

Wenn nämlich das Boot am hintersten Rande des noch immer dunklen Kanals nach rechts umbiegt, befindet man sich plötzlich in einem weiten, hohen, von einer zauberhaft schimmernden Flut erfüllten Raume, darin alles Sichtbare von einem seltsamen Lichte erhellt wird; wie in der blauen Grotte auf Capri, durch eine submarine Beleuchtung bewirkt, indem die Wassermasse, welche sich unter dem Felsen noch weiter ausdehnt, ihr Licht durch ein unterseeisches Tor von zehn Meter Breite und achtzehn Meter Höhe empfängt. Der Eindruck auf den Beschauer ist vielleicht ein um so größerer, als die Grotte nach oben hin sich in tiefe Dunkelheit verliert, während die blaue durchsichtige Flut alles in ein glänzendes Silberweiß taucht und selbst

das Gestein unter dem Wasser in diesem Silberglanze erscheint.

Das Becken der Grotte mißt 31 Meter in der Länge und zwischen 15 und 17 Meter in der Breite. Die Tiefe des Wassers wechselt zwischen 16 und 18 Metern. Der Messung ihrer Höhe stellen sich große Schwierigkeiten entgegen. Da sie sich im Dunkel verliert, fehlt an ihr das wunderbare Reflexlicht der blauen Grotte auf Capri.

Die Grotte auf Busi wird bis jetzt nur erst von einzelnen Personen besucht. Auch in Capri war es noch so vor etwa fünfzig Jahren. Vor kurzem aber zählte ich in ihrem beschränkten Raume zu gleicher Zeit 27 der kleinen Nachen, mit etwa doppelt so vielen Reisenden, welche ein Dampfboot von Neapel hierher gebracht hatte!

Ob auch einst für Busi eine solche Zeit kommen wird?

Die Insel ist nicht ein unbewohnter Scoglio, wie manche wähnen; sie zählt etwa 150 Bewohner in 50 zerstreut liegenden Häusern, welche slawisch reden und sich vom Wein- und Obstbau, von der Schaf- und Bienenzucht, und insbesondere vom Fischfange nähren. Ihre dem Heiligen Silvester geweihte Kirche steht fast in der Mitte der Insel, deren höchste Erhebung 240 Meter beträgt.

Wie mir erzählt wurde, trug sich auch einst der unglückliche Erzherzog Ferdinand Max mit dem Gedanken, sich auf dieser so weit in das Meer vorgeschobenen Insel eine Villa zu erbauen. Er gab später

der alten Abtei auf Lacroma den Vorzug, wo weder er, noch sein Besitznachfolger, der Kronprinz Rudolf, das ersehnte Glück finden sollten.

Es liegt nun einmal in der Menschennatur tiefbegründet der Wunsch, sich aus dem lauten Gewühle in eine ferne Einöde zurückzuziehen. Wem etwa Busi noch zu nahe liegen sollte, mag den weitabgelegenen, nur von achtzehn Personen bewohnten Scoglio Sant'Andrea wählen, wo er schönen Marmor zu seinem Buen Retiro findet; oder das benachbarte Melisello (slawisch Brusnik), welches aus eruptivem Gestein (Porphyr) besteht; oder den 96 Meter hohen, seiner Form nach an das Matterhorn erinnernden Scoglio Pomo (Jabuko), welchen Professor Jiruš in Prag im Mai 1883 wissenschaftlich erforscht hat. Auch dieser „Apfel“ ist einst durch vulkanische Kraft in die Höhe getrieben worden.

Nach Pelagosa (slawisch Palagruža) gar wird sich kaum ein Tourist verirren. Es liegt mit seinem Scoglio Cajola 70 Kilometer von Lissa entfernt und nur 55 von der apulischen Küste, sodaß die Inselgruppe ebensogut zu Italien gehören könnte. Es befindet sich hier auf 91 Meter Basis ein bis 116 Meter aufsteigender Leuchtturm, zugleich eine meteorologische Station, welche von zwei Turmwärtern mit ihren Familien bedient wird. Bei Scirocco spritzt der Salzschaum des Meeres bis zu der Laterne des Turmes hinauf.

Alle diese Scoglien haben nur ungeeignete Landungsplätze und nur Zisternenwasser (Pomo weder das eine noch das andere), sodaß sie leicht zu einem Gefängnis

werden können. Kommen aber ungünstige Winde dazu, welche namentlich im Frühling rasch wechseln, so bleiben sie überhaupt unerreichbar.

(Vergl. Groller von Mildensee, Die Inselgruppe Pelagosa, in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, 1896.)

* * *

Wer von Lissa aus, durch das Valle grande reitend, nur Komisa (slawisch *Komiža*) besuchen will, wird seine Aufmerksamkeit in erster Reihe dem dortigen Fischfange zuwenden, welcher durch ein vom venetianischen Provveditore Dandolo erlassenes, noch heute giltiges „Regolamento della Pesca“ vom 15. April 1808, geordnet ist.

Auch Komisa hat eine Banda grande und piccola, mit gutem Hafen, dessen Einfahrt der Turm Accom verteidigt. Man findet hier einen eigentümlichen, ziegel-mehlfarbigem Quarzsand, genannt Saldame, welcher zum Putzen und auch zur Glasfabrikation dient. Auch die Pflanzenwelt spendet reichlich ihren Segen. Die Hauptsache aber bleibt der Fischfang. Es ist hier ähnlich wie in Norwegen, wo auch der Ackerbau an den Küsten nicht aufkommen kann, weil der leicht zu erringende Ertrag des Meeres lohnender ist.

Der Fischfang*) erfolgt hier (ebenfalls wie im Norden) durch ein großes Netz (Tratta) und durch ein

*) Petar Hektorović aus Cittavecchia auf Lesina (1487 bis 1572) schrieb 1556 ein Werk über den Fischfang: *Ribanje*, welches noch 1846 in Zara neu aufgelegt wurde.

kleines (Voinga oder Vojge). Jenes ist ein langes, unten mit Bleiröhren besetztes Schleppnetz, um damit Sardellen zu fischen, welche von einem Kahne mit Leuchttfeuer (*Barca illuminatrice*) aus an die „Sardellen posta“ gelockt werden. An der Spitze des Kahnes steht der Capo oder Illuminaro. Man zieht das Netz demnächst zusammen und fängt so 50—200 000 Sardellen in einem Zuge. Am Lande legt man die Sardellen (*Clupea sardina*) sofort in Fäßchen von 2000 bis 2300 Stück, im Gewicht von 60 Kilo (*Peso grosso*), worauf 24 bis 25 Kilo Seesalz gehen.

Man fängt in dem Trattanetz auch Makrelen (*Scombri*) und den Inchiò (*Encraulis encrasicholus* Cuv.), das heißt den Tintenfisch (slawisch Liganj).

Die Voinghe sind 16 Meter lange und 13 Meter breite Netze, die man im offenen Meere auslegt, unten mit Bleistücken versehen, während oben leere Fäßchen und Korkholz sie schwimmend erhalten. Nach drei bis vier Stunden nimmt man sie heraus, auch die Fische, welche sich in den Maschen verfangen haben. So fängt man bis 50 000 Sardellen auf einmal.

Jede Voinga kostet 2000 Kronen, jede Tratta 4000 Kronen.

Man zählt in Komisa etwa 120 Voinghen und 200 Barken zum Fischfang.

Der beste Fischfang geschieht in den Scoglii von Sant Andrea, Melisello u. a. Er beginnt stets in der vierten Nacht nach Eintritt des Vollmondes und dauert bis zum Eintritt des ersten Viertels zwanzig Nächte hindurch.

Die eingesalzenen Sardellen werden meist von Handelsleuten aus Rovigno abgeholt.

Am Fischfange nehmen auch viele Barken vom Festlande teil; denn in Dalmatien sind Jagd und Fischfang jedermann gestattet.

Ich bemerke noch, daß auch der Fang in einer Barca illuminatrice, mit einem Capo illuminaro an der Spitze, „al strascio“ stattfindet, das heißt mit einer Harpune, ebenfalls ganz wie in Norwegen. Die Harpune, eine Art Dreizack, heißt Fossina. Die Fischer sagen, die Delphine trieben dabei, als eine Art Jagdhunde, die Fische dem Leuchtfeuer zu.

Die Meerkatzen (Gatti di Mare, *Squalus canicula*, *catullus*) werden gern gefangen wegen ihrer raspelartigen Haut, welche, auf einem Brett aufgespannt und getrocknet, in den Haushaltungen zum Abreiben von Tischen und Bänken gebraucht wird, auch den Tischlern zum Abschleifen von Holzwaren dient. Sie werden fast einen Meter lang.

Der Drachenkopf (*Scarpaena porcus* und *Scrofa*) wird Skorpionsfisch genannt, weil er auf der Rückenflosse scharfe, spitze Stacheln hat, deren Gift bei Verwundungen großen Schmerz erregt. Dasselbe wird vom Taubenfisch (*Raja pastinaca*) und vom Froschfisch (*Trachinus draco*) gesagt. Die Fischer legen auf die Wunde vom ersten Fisch als Heilmittel die Galle des Fisches selbst, bei den beiden anderen die weiße Galle des Tintenfisches.

Der Sampiero (pesce di San Pietro) hat auf beiden Seiten zwei augenförmige Flecken, weil

der Apostel Petrus ihn auf seinem Fischzuge dort berührte.

Der Hai (*Squalus* oder *Hexanchus griseus*) wird bis 280 Kilo schwer und heißt *pesce manzo* (Ochsenfisch), weil sein Auge dem eines Ochsen gleicht.

Der Seeigel (*Rizzo di mar*) wird den Badenden leicht gefährlich, da beim Auftreten seine Stacheln in das Fleisch dringen und abbrechen. Sie sind wie Glas und verursachen schmerzhaftes Geschwür. Man zieht zum Schutz dagegen Sandalen von Holz mit einem Ledervorschuh an.

So viel von dem Fischfange bei Lissa.

Von Lissa nach Ragusa.

Die Seeschlacht zwischen den Engländern und Franzosen im Jahre 1811 fand bei Porto Figher auf der Südostseite von Lissa statt, die zwischen den Österreichern und Italienern 1866 auf der Nordostseite der Insel. Ein Marineoffizier erzählte mir später in Pola, daß die Verwirrung bei den Italienern damals sehr groß gewesen sei. Als ein österreichisches Schiff und ein italienisches dicht nebeneinander geraten wären und man auf jenem von diesem eine volle Ladung erhalten hätte, welche notwendig eine große Wirkung verursachen müssen, wäre man, nach Verziehung des Pulverrauches, erstaunt gewesen, nicht den geringsten Schaden zu bemerken. Der Feind habe nämlich versäumt, Kugeln in die Geschütze zu laden! So hätte es denn bei dem Knall und Rauch sein Bewenden gehabt.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß unser Wirt in Neapel, namens Labriola, sich auch auf einem italienischen Kriegsschiffe in der Schlacht bei Lissa befunden hatte, doch uns hartnäckig jede weitere Auskunft verweigerte. Es gibt keine Namen, welche selbst die gebildetsten Italiener so aufbringen, als die drei:

Custozza, Novara und Lissa. Dabei blicken sie aber immer noch nach Österreich als ihrem Erbfeinde, und verlangen die „Erlösung“ von Trient und Triest! Ein Italiener in Rom sagte mir einst, sie wären sehr zufrieden damit, daß Österreich den Hafen von Pola so vortrefflich ausbaue, es geschehe ja doch nur — für sie.

Ich bemerkte darauf: „Lissa“ wäre auch ein sehr schöner Kriegshafen, worauf er schwieg.

Der Admiral Persano wurde nach der verlorenen Schlacht von Lissa vor das Kriegsgericht gestellt und verurteilt, dem Admiral Tegetthoff errichtete man das große Siegesdenkmal am Nordbahnhof in Wien und ein Standbild in Pola.

Derselbe Offizier aus Pola erzählte mir von diesem großen Seehelden eine kleine Anekdote. Als ihm in der Seeschlacht bei Helgoland, gegen die Dänen, gemeldet wurde, der „Schwarzenberg“ brenne, befahl er nichts als:

„Löschen und weiter kämpfen!“

Es läßt sich nicht leugnen, noch immer gilt, auch für uns „Deutschländer“, der alte Wahlspruch:

Aller Ehren Ist Oesterreich Voll.

* * *

Wir verließen den Hafen von Lissa nachmittags, um am späten Abend Ragusa zu erreichen. Es sollte aber anders kommen. Nach etwa zwei Stunden erblickten wir südlich von Lissa noch einmal Busi, auch den Scoglio von Sant Andrea. Zur Linken blieb uns Lesina und zur Rechten tauchte die bergige Kürzola auf.

Es kam ein herrlicher Sonnenuntergang, der Himmel erschien safrangelb, darin die Venus und etwas höher der Jupiter wie Brillanten funkelten.

Dann ward es Abend. Aber schon stand der Mond am Himmel und beleuchtete die tiefschwarze See, auf welcher seine steten Strahlen uns in Form eines Fächers folgten. Wir fuhren mit starkem Winde, sodaß drei Segel aufgezogen wurden. Nun glitten wir rasch und unfühlbar dahin, als hätten wir Windstille. Auf beiden Seiten flammten Leuchttürme auf, mit und ohne Blinkfeuer, und wiesen uns den Weg in den engen Kanal zwischen der Insel Kurzola und der Halbinsel Sabioncello. Die gewaltigen Berge auf Kurzola bildeten im Schatten des Mondes nur eine einzige schwarze Wand, aber die beleuchtete Küste von Sabioncello mit dem Monte Vípica (907 m) erschien grau und geisterhaft, gleich einer Wolke.

Wir waren nach dem Abendessen auf das Deck gekommen, wo ein Serbe unsern beiden Damen vom Kolo-(Rund-)Tanze erzählte, welchen er zugleich leise sang und auch tanzte. Ich ging auf dem stillen Schiffe auf und ab, immer von dem verhüllten Ruder hinten bis zur Spitze, wo zwei Morlaken eben das Focksegel einzogen, und gab mich ganz dem Zauber der warmen Oktobernacht hin. Nirgends eine Wacht, überhaupt ein Mensch von der Besatzung. Selbst auf der Kommando-
brücke nichts, was sich geregt hätte. Der Wind hatte nachgelassen, aber das Meer ging noch in hohen Wellen, welche im Mondlichte ganz schwarz erschienen.

Da höre ich aus der Tiefe der See ein paar Schreie, eine Art lauten Wimmerns, wie von kreischenden Seevögeln.

Mein erster Gedanke war: wir haben eine Fischerbarke überfahren! Mein zweiter: Mann über Bord!

Ich stürze nach der Spitze zu und rufe laut: Mann über Bord!

Nun erhebt sich eine plötzliche Bewegung. Die Leute eilen herbei. Man ruft: die beiden Morlaken am Bugspriet! Wildes Durcheinander auf dem Schiff. Auf der Kommandobrücke rührt sich noch nichts. Die Maschine wird nicht gestoppt, noch weniger Gegendampf gegeben.

Die Klagelaute unten sind verhallt.

Endlich erscheint auch der Kapitän. Er fragt nach der Unglücksstelle, befiehlt, anstatt rückwärts zu steuern, was ich erwartete, in einem Bogen dorthin zu fahren, ein Boot hinabzulassen.

So vergehen zehn kostbare Minuten.

Wir kommen zu der angeblichen Unglücksstelle, wo nichts zu schauen als das schwarze Gewoge des Meeres und der glitzernde Mondschein auf der schwarzen Flut.

Mittlerweile fragt man nach den Verunglückten. Der eine, heißt es, ist etwa vierzig Jahre alt und Familienvater. Er hat schwere Stiefel angehabt und muß längst versunken sein. Der andere, ein junger Mensch von sechsundzwanzig Jahren, war barfuß und kann schwimmen. Vielleicht gelingt es ihm, die nahe Küste von Kurzola zu erreichen. Erblickten wir doch vor uns in drei Kilometer Entfernung das Leuchtfeuer das Stadt.

Wie ist das Unglück geschehen? Die Beiden wollten das Segel am Klüwerbaum reffen, standen auf einem locker gespannten Tau. Dieses brach. So stürzten sie ins Meer.

Endlich wird ein Boot hinabgelassen und vom Steuermann und vier Mann bestiegen, der erstere am Steuer, die andern rudernd. Man fährt unsicher hin und her. Das Boot kommt zurück, erhält eine Laterne, sucht weiter. Es gleicht einem Leuchtkäfer, der bald sein Licht ausstrahlt, bald sich verdunkelt. Es steigt und fällt mit den Wellen.

Ein zweites Boot, mit dem zweiten Steuermann als Führer, wird hinabgelassen, ebenfalls mit einer Laterne.

Der Kapitän ruft von der Kommandobrücke: *la lanterna alla terra!*

Sie sollen nach der Landseite hin den Verunglückten leuchten.

Nun schwimmen die beiden Böte hierhin und dorthin, bald zusammen in einer Richtung, bald sich trennend und nach verschiedenen Seiten spähend.

Zuweilen ist das eine oder andere Boot im Dunkel verschwunden. Dann taucht es im Mondlicht wieder auf. —

Auf dem Schiff war es die ganze Zeit über totenstill. Nur zuweilen hörte man die Kommandorufe des Kapitäns, ein: *ferma, avanti oder indietro.*

Tief unten aber war es längst still geworden. — —

Soll ich auch von uns armen Passagieren sprechen?

Wir schwiegen und schwiegen, starrten und starrten in die unheimliche Flut und suchten mit den Augen, wo nichts mehr zu finden war.

So verging eine qualvolle Stunde und noch eine zweite, eine wahre Ewigkeit für uns.

Die Damen auf unserm Schiff wollten anfangs schier den Verstand verlieren. Die deutsche Marineoffiziersfrau schrie nur immer: „mein Mann, mein Mann“, als läge er unten im Meere; die vornehme Ragusäerin sank ohnmächtig dem Serben in die Arme und brauchte lange Zeit, um sich wieder aufzurichten.

Ich ging endlich in meine Kabine und verfiel in eine Art Totenschlaf.

* * *

Ich erwachte morgens in Gravosa, einem der schönsten Häfen, die ich je gesehen. Rings grüne Höhen mit unzähligen Zypressen; am Ufer eine Häuserreihe, gerade am Landungsplatz eine große, von einer Mauer umgebene Platane, zu welcher zwei Stufen führten, um auf einer Steinbank auszuruhen.

Der Kapitän ersuchte uns Passagiere, bevor wir das Schiff verließen, noch einen Bericht zu unterschreiben, welchen er über den Unglücksfall der letzten Nacht aufgesetzt hatte. Daraus entnahm ich, daß man das Suchen auf der Unglücksstelle bis Mitternacht fortgesetzt, doch nichts gefunden habe; daß er in Kurzola der Sanitätsbehörde sofort Anzeige gemacht, diese es für ratsam erklärt, die Reise fortzusetzen, aber auch ihrerseits sofort eine starkbemannte Barke nach der Unglücksstelle abgesandt habe.

Ich fragte den Kapitän, ob man in Kurzola wirklich noch gehofft habe, die Verunglückten zu finden? Er

erwiderte: „Wohl kaum. Aber was tut man nicht, um einem Vorwurfe zu entgehen, und“ — fügte er lächelnd hinzu: „per osservare le formalità!“ Dann ernster: „Wir Seemänner sind auf solche Schicksalsschläge gefaßt.“

Aus dem Bericht entnahm ich ferner, daß die beiden Verunglückten capo-volto, das ist kopfüber, in das Meer gestürzt und so ertrunken seien.

Sonderbarerweise hatte ich nur kurze Zeit vorher auf einem Leichenstein in Lissa das gleiche traurige capo-volto gelesen.

Man mag an der sturmmumwetterten dalmatischen Küste an dergleichen Unglücksfälle mehr gewöhnt sein als wir Inländer es waren.

Es lag nahe, daß wir die Frage aufstellten, ob man dem Unglück nicht etwa hätte vorbeugen können. In dieser Beziehung lag die Sache nicht günstig für die Verwaltung und die Schiffsführung. Denn einmal: beschäftigen die Gesellschaften auf ihren Schiffen, der Kostenersparnis halber, vorzugsweise nicht ausgebildete Matrosen, sondern bloße morlakische Arbeiter, welche von der Seefahrt wenig verstehen, also auch deren Gefahren nicht zu würdigen vermögen. Sodann bestand der Hauptfehler darin, daß das Schiff, trotz des lauten Rufes: „Mann über Bord!“ noch zwei Minuten — in diesem Falle eine Ewigkeit! — weiter fuhr, anstatt sofort Gegendampf zu geben und nach der Unglücksstelle zurückzukehren. Auch dann fehlte man noch ein zweites Mal, indem man in großem Bogen jene Stelle aufsuchte, die bei der bewegten See doch in keiner Weise erkennbar geblieben war. Auch das Herablassen erst eines,

dann eines anderen Bootes dauerte so lange, daß man es füglich hätte ganz unterlassen können. Auf dem Schiff selbst war kein Rettungsgürtel zur Hand; erst nachträglich fanden wir hinten auf einer Bank, wohl verwahrt, eine Rettungsleine. Während der ganzen Fahrt von Lissa hatten wir keinen Mann auf Wache gesehen. Als das Unglück eintrat, war das Schiff wie ausgestorben; die Leute befanden sich alle in den Kajüten, wahrscheinlich beim Abendessen. Ja, ich bin sogar überzeugt, ohne meinen lauten Ruf: „Mann über Bord!“ hätte man die Verunglückten erst in Kurzola vermißt.

In dieser Darstellung mag kein direkter Vorwurf gegen eine bestimmte Person gefunden werden. Es liegt in der Natur des Menschen, sich der Sorglosigkeit hinzugeben, und selbst da, wo er sich von Gefahren umrungen weiß. Das Leben wäre sonst eine zu schwere Last. Auch ist jeder Seemann mehr oder weniger ein Fatalist, woran sich auch der Reisende gewöhnen muß.

Aber wer wollte es dem Kapitän übel deuten, wenn er alles tat, „um den Formalitäten zu genügen“; und so unterschrieben wir seinen Bericht, ohne eine Einwendung zu erheben.

Kurzola.

Eine der kleinsten, aber interessantesten Städte Dalmatiens, welche die Lloyd dampfer meist nur bei Nacht anlaufen, ist Kurzola. Es liegt auf der Nordseite der vierzig Kilometer langen gleichnamigen Insel, an dem ebenso genannten Kanale, welchen man die Dardanellen Dalmatiens nennen könnte, gegenüber dem Dörfchen Orebič auf der Halbinsel Sabioncello. Hier muß alles vorbei, was zu Schiff „hinauf“ nach Ragusa, oder „hinab“ nach Lesina und Spalato strebt; denn es gibt außerdem nur den weiten westlichen Umweg um Lagosta und durch zahllose Schären, welche das Meer zu einem sehr „unreinen“ machen. Freilich hat man sich schon lange mit dem Gedanken getragen, die niedrige Landenge von Stagno, welche Sabioncello mit dem Festlande verbindet, zu durchstechen und dadurch dieses zu einer Insel zu machen, um so einen neuen Schiffahrtsweg aus dem Canale di Narenta im Norden nach dem Süden zu eröffnen, aber alle solche Pläne scheitern hier noch immer an der „res angusta domi“.

Sabioncello, slawisch Pelješac, früher la Punta di Stagno genannt, ist 52 Kilometer lang und 7 bis 22 Kilometer breit; die Endspitze im Norden ganz flach;

aber im Monte Vipera (früher San Elia), geradeüber von Kurzola, steigt das Gebirge bis 961 Meter auf. Wie bei vielen Inseln in Dalmatien, laufen auch hier zwei Gebirge auf den beiden Seiten am Meere hin, während sich zwischen ihnen eine fruchtbare Talsenkung befindet, darin das Dorf Kuna liegt. Die Frauen von Orebič sind berühmt, weniger wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Kleidung, die in einem kurzen Mieder, blauen Wollrock mit Tuchstreifen besteht, während Hals und Brust mit goldenen Ketten geschmückt werden. Die Hauptsache aber ist ein mit künstlichen Blumen und Flitterwerk unglaublich hoch ausgestatteter, runder Strohhut (Kohl beschreibt ihn genauer), ein wahrer „Huracho“ (Hurrah), wie ihn schon vor fünf Jahrhunderten die spanischen Gesänge vom Cid charakterisierten. Früher präsentierten sich die Mädchen mit einem solchen Hute gelegentlich auch auf den Dampfschiffen, um von den Reisenden den Zoll der Bewunderung zu erheben. Jetzt tragen sie nur noch moderne Hüte, deren Umfang freilich auch oft an einen Huracho erinnert.

Kurzola (slawisch Korčul, oder Karkar) hieß bei den Griechen Korkyra melaina, bei den Römern nigra, zum Unterschiede von Korfu; wahrscheinlich von den Pinusarten maritima und pinaster, deren Holz noch jetzt vorzugsweise als Kienholz beim Fischfange verwendet wird. Auch der Erdbeerstrauch (*Arbutus unedo*) ist hier sehr häufig und man zieht aus seiner Frucht einen sehr geschätzten Branntwein. Die Zugvögel warten hier gern den „Borin“, den liebenswürdigen Sohn der unliebenswürdigen Bora, ab, auch werden sie — nament-

lich die Grasmücken (beccafichi, *Sylvia hortensis*) — mit Leimruten gefangen, indem man sie durch ein Geräusch anlockt, welches mit den blasenähnlichen Bälgen des Blasenstrauches (*Colutra arborescens*) hervorgebracht wird. Man schüttet etwas Hirse in die Blasen, bindet diese an einen Stock und schüttelt sie. (Petter I, S. 90.)

Halb mythisch geworden ist der Schakal (*Canis aureus*, der „Goldwolf“ der Alten), welcher auf Kurzola, Sabioncello und Giupana (Šipan) vorkommen und sich von Trauben, Feigen und Melonen nähren soll. Hier könnte ein Jäger dem Naturforscher zuhülfe kommen.

Die Stadt Kurzola gewährt einen ungemein male-
rischen Anblick. Sie ist mit Mauern und Türmen vom
Jahre 1420 umgeben, welche aber zum Teil in Trümmern
liegen, und so klein, daß man sie in einer Viertelstunde
umwandern kann. Über ihr thront das von den Eng-
ländern angelegte Fort Biagio. Ihr Inneres bildet
wiederum ein Labyrinth enger Gassen. Die in ihrer
Mitte befindliche Markuskirche hat an ihrem Portal
je zwei Säulen, jede aus vier Säulen zusammengesetzt,
wie man sie auch in der Kirche des heiligen Zeno in
Verona wiederfindet. Sie mögen wohl vom Tempel
Salomonis (3 Könige, Kap. 7, V. 15, 22; Chronik, Kap. 3,
V. 15, 17) hergenommene Symbole sein, welche man
im Mittelalter gern an Bauwerken anbrachte. Auch be-
sitzt die Kirche ein schönes Altarbild von Tintoretto,
den Apostel Markus und die Heiligen Bartholomäus
und Hieronymus darstellend. Im Giebel der Kirche be-
findet sich eine weibliche Büste, welcher das Volk die
Bezeichnung einer Gemahlin Diokletians gegeben hat.

Kurzola hat zwei Häfen, den einen im Norden und den anderen im Süden der Landzunge, darauf es steht. Noch weiter südlich ist der Hafen Pidocchio, was „Laus“ bedeutet, in welchem sich einst die venetianischen Seesoldaten vor ihrer Landung reinigen mußten.

Die Stadt litt ungemein durch die Pest im Jahre 1558. Sie kam seitdem immer mehr in Verfall und bot noch vor sechzig Jahren das Bild einer gänzlich herabgekommenen Gemeinde dar. Erst in neuerer Zeit ist sie wieder im Aufschwunge begriffen.

Der königsberger botanische Reisende Wilhelm Ebel, welcher sie im Jahre 1840 besuchte, schildert den damaligen traurigen Eindruck höchst malerisch.

„Nur ein kleiner Teil von Kurzola schien bewohnt. Große palastähnliche Gebäude, die Spuren ehemaliger Herrlichkeit, standen leer, mit offenen Türen, und nur hier und da guckten Neugierige aus einzelnen Luken oder düsteren Fenstern auf uns herab. Unter dem Schutze steinerner Treppen waren an einzelnen Orten Feuer angezündet gewesen, wovon die berußten Seitenmauern und einzelne übrig gelassene Kohlen Kunde gaben. Nur zu deutlich bezeugte diese Öde die Spuren der furchtbaren Pest, welche in dieser Stadt im Jahre 1558 gewüthet hat.“

„Wie tot indessen immerhin das Innere der Stadt aussah, so war es trotzdem doch so malerisch, wie ich selten ähnliches gefunden habe. Gerade diese alten, verfallenen Paläste, aus deren Mauern das schöne Antirrhinum und der Kappernstrauch (*Capparis spinosa*) üppig hervorwachsen; aus deren weiten Fenstern Wein-

ranken sich herauswanden, die stellenweise ganze Wände überzogen; wo größere und kleinere Feigenbäume, teils aus den unbedachten, dem Himmel geöffneten Stockwerken zu den Ausgängen hinaus über die Straßen ihre schönen Blätter ausbreiteten, teils von der Straße emporschossen, ihre Zweige über diese selbst und in die naheliegenden Fenster hineinsandten: gerade sie gewährten unzählige Ansichten, welche für den Pinsel des Malers reichen Stoff zu Bildern dargeboten hätten.“

Ebels Reisewerk erschien 1842—44 in Königsberg unter dem Titel: „Zwölf Tage auf Montenegro“. Der erste Teil enthält den Reisebericht mit einer Ansicht von Cetinje, der zweite die „Botanischen Bemerkungen“ nebst vier Tafeln Abbildungen und einem „Elenchus plantarum dalmaticarum“.

Auch bei Kurzola knüpft sich die Erinnerung an eine große Seeschlacht im Jahre 1298 zwischen den Venetianern und Genuesen, den beiden größten Seemächten und Handelskonkurrenten des Mittelalters. Die Venetianer unterlagen; der Doge Dandolo wurde gefangen und mit ihm der große Chinareisende Marco Polo, der Humboldt des dreizehnten Jahrhunderts. Dandolo stieß sich bei der Einfahrt in den Hafen von Genua den Hirnschädel an der Schiffswand ein; Marco Polo schrieb während seiner vierjährigen Gefangenschaft sein berühmtes, Jahrhunderte lang verketztes Reisewerk, welches ihm den Titel eines „Ser Millione“, das heißt eines Lügners und Aufschneiders, einbrachte.

Ragusa.

„Ein großer Name, ein kleiner Ort.“

Der bloße Name dieser einstigen kleinen Republik gibt uns zu denken auf. Ursprünglich hieß sie Lavve, Lavvi, griechisch $\lambda\alpha\upsilon$, $\lambda\alpha\upsilon\varsigma$, was Abgrund, Klippe bedeutet; ein altes, auch im rheinischen „Lei“ vorkommendes, arisches Wort. Der echte Ragusäer benennt so noch jetzt die westliche, hoch aufsteigende Hälfte seiner Stadt, während er die östliche Hälfte Pelin (Wermuth) heißt. Später trat der Name Dubrownik (türkisch Paprownik) auf, was an Wald (Dubrova) anklingt. Aber auch die Namen Lausa, Labucedà, und ein Rausa, Rhacusa, Rhacusium, daraus sich dann schließlich Ragusa entwickelt hat, wurden im Laufe der Jahrhunderte beliebig gebraucht. Diesem letzten Namen liegt die slawische Wurzel rog oder rag zugrunde, was Horn bedeutet. In der That thronte das alte eigentliche Ragusa auf dem kurzen Berghorn, welches nach Süden steil zum Meere abfällt, nach Norden hin aber sich sanfter abdacht. Danach führt die Stadt den ursprünglichen Namen Lausa und den späteren Ragusa mit Recht, während für Dubrownik eine natürliche Grundlage fehlt; es sei denn, daß der

Berg Lavve einst auch mit Bäumen (altslaw. dubr, Baum) bestanden gewesen, was nicht unmöglich ist; denn auch der jetzt kahle Monte Sergio erscheint auf einem Stadtplane von 1200 bewaldet.

Ein kleiner Ort, ein großer Name, so sagte einst Seume von Upsala.

Ich erinnere mich eines Bildes von Ragusa aus meiner frühesten Jugend und einer Geschichte von Kämpfen mit den Türken, von Siegen und Verlusten; seitdem stand Ragusa in meiner Erinnerung groß und herrlich da, wie etwa Athen oder das schweizerische Zürich oder Genf.

Es wird kaum einen Reisenden geben, der, von Gravosa im Norden, auf der unsagbar schönen, an Sorrent erinnernden Straße fahrend oder wandernd, sich nicht voller Erwartung und mit einer an Ehrerbietung grenzenden Empfindung dieser merkwürdigen Stadt näherte, die, nach einem oft gebrauchten Ausspruche, noch immer dasteht, wie ein Ritter in seinem ungeheuren Panzer. Die Bewohner Ragusas, im wesentlichen Handelsleute, waren nie kriegerisch, noch weniger tollkühn; ihr ganzes Denken ging nur dahin, wie sie, umgeben von lauter gierigen Feinden, ihr kleines Nest sicherten. Daher dieser ungeheure Mauerkranz, wie ihn keine zweite Stadt der Erde besitzt, zu dessen Lobe die einzige Notiz genügt, daß, als bei dem Erdbeben im Jahre 1667 in wenigen Augenblicken fast die ganze Stadt in Trümmer sank, die Mauern nicht die geringsten Sprünge zeigten und so dastanden, als ob überhaupt nichts geschehen wäre.

Nähert man sich der Porta Pille, durch welche man die Stadt von Westen her betritt — diese hat nur noch ein zweites Tor, die Porta Ploče im Osten — so erblickt man erstaunt zur Rechten das gewaltige, auf einem weit ins Meer vorgeschobenen Felsen erbaute Fort San Lorenzo, einen Komplex verschiedener Mauern und Türme, zur Linken aber den Turm Minčetta, eigentlich eine mächtige Rundbastion, welche ursprünglich die Familie Mence (Menčetić) hat aufführen lassen; später (1464) auf Kosten des Senats erneuert; ein ungeheures Bauwerk, das mich an die stärksten mittelalterlichen Bollwerke in Europa erinnerte.

Durch das Pilletor eintretend erblickt man sofort den ganz Ragusa in zwei Hälften teilenden Stradone (slawisch in Placa verändert) mit der Porta Ploče an seinem östlichen Ende. Groß ist die Entfernung nicht. Wie sämtliche Städte in Dalmatien nimmt auch Ragusa nur einen sehr kleinen Raum ein. Aber diese große Straße ist darum sehr merkwürdig, weil sie ursprünglich ein Kanal war, in welchen die Schiffe vom Hafen Cassone im Osten einfuhren, um an den beiderseitigen Riven, anzulegen. Ja er mündete sogar in dem Festungsgraben, welcher die Stadt im Westen von dem festen Lande trennt, so daß das älteste Ragusa (der heutige südliche Teil) ganz von Wasser umgeben war. Noch jetzt nennt der Ragusäer die Häuser auf der Südseite des Stradone: „diesseits“ gelegen, die gegenüber aber „jenseits“.

Der Kanal wurde ausgefüllt und zu einer Straße, auf welcher die schöne Welt „stradonierte“. Denn im

Laufe der Zeit hatte man auch die nördliche Hälfte („jenseits“) bebaut und mit Mauern umgeben, welche sich an dem (jetzt die Stadt beherrschenden) Monte Sergio, oder Imperiale, hinaufzogen, so daß nunmehr Ragusa gleichsam eine doppelte, vom Stradone durchschnitene Stadt wurde, und es auch seitdem geblieben ist. Sie bildet in jeder Beziehung einen Gegensatz zu einem römischen, noch im Diokletianspalast festgehaltenen, Kastrumplane, welcher stets ein Viereck mit vier sich kreuzenden Hauptstraßen und vier Tore verlangt.

Betritt man den Stradone von Westen, so hat man sofort den Onofrio-Röhrbrunnen, welcher mit seiner Backofenform an den Orient erinnert. Da uns fast alle ragusäischen Dokumente (zum Theil lateinisch, doch meist in serbischer Sprache geführt) erhalten geblieben, wissen wir sogar, was dieser Brunnen einst gekostet hat. Aber das Erdbeben von 1667, das größte Ereignis in der Geschichte von Ragusa, zerstörte ihn zum Theil. Wie noch jetzt in der Mitte, so standen damals an jeder Röhre zwei Säulen, darüber sich eine Marmorkuppel mit Statuen wölbte. Säulen und Statuen sind verloren gegangen, aber eine Inschrift verewigt den Namen des Erbauers, welcher hier unter der Form eines Röhrbrunnens den großen Wasserbehälter für den Aquädukt aus den Quellen des Gionchetto-(Žumet-)Tales anlegte. Es ist der Baumeister Onofrio di Lacava welchen die Königin Johanna II. 1430 von Neapel nach Ragusa geschickt hatte. Die fast sechs Kilometer lange Wasserleitung aber erblickt man an dem Berge Sergio im Osten.

Dem Brunnen gegenüber ist das Kloster der Franziskaner (*fratres minores*, slawisch *mala braća*) mit einem schönen Kreuzgange, in dessen Mitte Orangen- und Buchsbäume, Evonymus und Eukalyptus ihre ganze Pracht entfalten. Sehr interessant sind in den Bögen die gekuppelten achtseitigen Säulen, mit Kapitälern gebildet von Tierköpfen, nebst andern schönen Formen.

In wenigen Minuten hat man den Stradone durchschritten; die Häuser an ihm stehen, wegen der Erdbeben, alle von einander getrennt, bilden also, wie es die Römer nannten, lauter „Inseln“. Rechts gestatten ein paar Nebenstraßen auf die etwa sechzig Meter hohe, gänzlich bebaute Höhe im Westen, zu welcher schließlich steile Treppen führen, zu gelangen. Dieser Teil der Stadt ist der alte und aristokratische, während zu dem neueren im Osten viele enge Gäßchen mit Treppentufen die Verbindung herstellen.

Am östlichen Ende des Stradone steht an der früheren Piazza, jetzt Poljana genannt, die Dogana (*Divona*), einst Münze und Vergnügungsort des ragusäischen Adels und verschiedener Vereine, mit dem Heiligen Biagio an der Front. Das Volk nennt sie Sponza. Höchst malerisch ist hier ferner der Uhrturm (*Zvonik*) und der Brunnen bei der Hauptwache (*Stražarnica*), wo wasserholende Mädchen und trinkende Tauben stets reizende, oft gemalte Bilder darbieten; ferner eine Rolandssäule, daran eine am Flaggenstock stark hervortretende Figur mit Schild und Schwert — nach dem Volksglauben ein Seeräuber *Spucenta*, welchen

Orlando gefangen nahm — 1825 durch einen Sturm umgeworfen („*simulacrum aquilonis procella collapsum*“), 1878 wieder aufgerichtet. Auch zeigt man im Gemeindehause noch die Fahne, welche hier einst bei festlichen Gelegenheiten gehißt wurde.

Die San Biagio (Sveti Vlaho-) Kirche von 1715 bewahrt die in Silber getriebene Statue des Heiligen, welcher im Jahre 972, bei Absetzung des heiligen Sergius, zum Schutzheiligen Ragusas ernannt wurde, weil er vor einem Überfall durch die Venetianer gewarnt hatte. Diese nannten dafür die ragusäische Flagge S. B., das heißt *sette bandieri*, weil man immer sieben Flaggen, zum Zwecke der Täuschung, in Bereitschaft habe. —

Wir wenden, zur Abwechslung, lieber unsere Aufmerksamkeit den ragusäischen Sackträgern zu, welche in stets hüpfendem Gange durch die nahe Porta Ploče zum Hafen und zurück eilen, namentlich wenn sie Säcke mit Mehl tragen und dann selber ganz eingemehlt erscheinen. Ihre Tracht ist eine rein türkische: blaue Jacke und Weste, großer roter, zuweilen grüner Gürtel, weite Hosen; auf dem Kopf ein Fez oder Barett, immer aber ein leerer, hinten herabhängender Sack als Kapuze; alle mit einem Schnurrbart, sonst rasiert. Auch schreien sie stets, man weiß nicht weshalb.

Interessant ist ferner das Leben auf dem nahen Obst- und Gemüsemarkt, wo man sich von dem Reichtum der ragusäischen Pflanzenwelt überzeugen mag. Ein schwedischer Freund kaufte hier vor kurzem von einer der Händlerinnen eine sehr wertvolle Tabaks-

dose mit dem Porträt von Napoleon und der Kaiserin Luise. Sie stammte offenbar aus der Zeit von 1806 bis 1813, als die Franzosen Dalmatien besetzt hatten und Marmont, der „Herzog von Ragusa“, hier ein wohlthätiges Regiment führte.

Weit das interessanteste Gebäude in Ragusa — nächst den Mauern — ist der Rektorenpalast, der Dvor „Hof“, das alte Regierungsgebäude der Republik, mit der schönen Vorhalle, deren fünf Säulen mit figurenreichen korinthischen Kapitälern aus Kurzola stammen und ein oberes, venetianisches Stockwerk tragen. Zwei mächtige Torflügel mit großen bronzenen Türklopfern gestatten den Eintritt in einen von Arkaden umgebenen Hof. Hier befindet sich das Denkmal des Schiffsreeders Michael Prazzato (Miho Pracat), von der Insel Mezzo, ihm errichtet, weil er einst der Republik sein großes, in Mexico erworbenes Vermögen hinterlassen hatte. Das Erdbeben von 1667 nahm es bedeutend mit, wie noch die Inschrift besagt: *collapsa maximo terremotu a. 1667, erecta qua superstes a. 1785*. Das Denkmal besteht jetzt nur aus einer Bronzestatue. Der Kopf ist auf der linken Seite und hinten stark eingedrückt. Dafür tritt die Partie um das linke Ohr heraus, als ob es angeschwollen wäre. Die Inschrift am Piedestal lautet: *Michaeli Prazzatto benemerito civi ex S C 1638*.

Es ist nicht mehr ganz die alte, ursprüngliche Statue, nur „*qua superstes*, soweit vorhanden“. Wie die Untersuchung ergeben hat, besteht sie aus einem massiven Holzblock, welcher mit Bronzeblech überzogen worden.

Prazzato hatte, wie man erzählt, schon dreimal sein ganzes Vermögen verloren, als er eines Tages einer Spinne zusah, welche versuchte, eine Wand hinaufzuklettern und dreimal hinabfiel, das vierte Mal aber ihre Absicht erreichte. Dies ermutigte ihn, sein Glück noch einmal zu versuchen und es gelang. Sein Vermächtnis an Ragusa betrug 200 000 Golddukaten (à 80 Franken). Sein Testament ist noch vorhanden. Es heißt darin wörtlich: *Lasso alla Signoria di Rauga Genovine d'oro dugento mila che s'attrovano di mia ragione nel Domo di S. Giorgio di Genova.* —

In der Kirche von Mezzo zeigt man noch die Schiffsfahge des Kapitäns Prazzato. Hieraus mag die Sage entstanden sein von einem hier vorhandenen Handtuche, welches dieser sich für eine große Leistung von Kaiser Karl dem Fünften als ein gnädiges Geschenk ausgebeten haben soll. Die ragusäischen Schiffskapitäne, welche einst schon die Schlacht bei Aktium zu Gunsten des Augustus entschieden hatten, standen im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert in engster Verbindung mit den spanischen Königen. Sie waren mit bei dem Zuge Karls V. nach Tunis und bei der von Philipp II. gegen England ausgesandten Armada. Auch sie werden vielleicht nach dem Grundsatz ge- handelt haben: *siamo Veneziani poi Cristiani*, oder nach dem Goetheschen:

Krieg, Handel und Piraterie

Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Das Testament Prazzatos ist interessant auch dadurch, daß er sein Vermögen nicht etwa im verhaßten

Venedig, sondern in Genua deponiert hatte (nel Domo di S. Giorgio di Genova). — —

So viel vom Rektorenpalast. Neben ihm befindet sich das Gemeindehaus (Opčina), ein schönes Werk des schon in Spalato genannten Baumeisters Perišić. Es enthält ragusäische Erinnerungen, antike Funde und Münzen. Daneben steht das kleine Theater, beide von 1862.

* * *

Es dürfte interessieren, einiges über die Staatsverfassung der einstigen Republik Ragusa zu erfahren. Ausführlicher bei Petermann a. a. O., S. 458.

Ursprünglich war alle Macht bei dem gesamten Volke gewesen. Die Erstarkung des Adels führte jedoch bald die Umwandlung in eine aristokratische Republik, nach Art Venedigs, herbei. An Stelle des Volkes trat der Große Rat (Consilium majus, véliko vijeće), bestehend aus allen, nicht wegen mangelnden Verstandes oder schlechter Aufführung ausgeschlossenen, zwanzig, später achtzehn Jahre alten Edelleuten (Vlastela), welche indem Cerkalo (libro d'oro, specchio, Spiegel) eingetragen waren. Er wählte die 45 Mitglieder des Großen Senats (Consilium rogatorum), welche über 40 Jahre zählen mußten. Dieser bildete zugleich die Appellationsinstanz für die 12 Conti (Bezirkshauptleute); waren auch die Richter für angeklagte Nobili. Aus ihm ging durch Wahl der Kleine Senat (Consilium minus, Malo vijeće) hervor, bestehend aus 10, später 7 Mitgliedern, welcher

seinerseits den Rektor (Knes) wählte. Dieser Rektor wurde seit 1358 stets nur für einen Monat ernannt. Er spielte etwa die Rolle des venetianischen Dogen, indem er im wesentlichen nur repräsentierte. Er trug einen Mantel (Toga) von rotem Samt, welchem auf der linken Seite eine schwarzsamte Binde (Stolone) angeheftet war, dazu rote Strümpfe und Schuhe — wie die byzantinischen Kaiser — und später, im 17. und 18. Jahrhundert, eine mächtige Lockenperücke. Solche waren noch 1830 hier vorhanden und dienten im Karneval zu allerlei Mummenschanz. Er durfte seinen Palast nur in Amtsangelegenheiten verlassen, dann immer gefolgt vom Kleinen Rat und der sogenannten Cancelleria, vor ihm aber schritten, mit einer Musikbande, 24 rotgekleidete Palastdiener, Zdari genannt, einher. Sein Amt, sowie das der Senatoren war nur ein Ehrenamt. Die sonstigen Beamten wurden besoldet.

Das Finanzwesen stand unter 3 Tresorieri di S. Maria, kontrolliert von 5 Ragioni.

Polizei. Sechs Gospari noči („Nachtherren“) gingen nachts herum, um Feuerbrünste, Morde, Diebstähle und Unordnung aller Art zu hindern oder zu entdecken. Auch sahen sie auf zeitigen Schluß der Tore und der Schenken. Ihre Patrouillen bestanden aus den Bürgern der Stadt, welche der Reihe nach eintraten. Ähnliche „Nachtherren“ gab es in Venedig. In Shakespeares Othello (Akt 1) werden sie herbeigerufen.

Es gab eine Gesundheitsbehörde (Zdravohranitelj), Mühlen- und Wasseraufseher (Nadziratelji mlinica i vode) und eine Marktpolizei (Pravnici, giusti-

zieri). Die Dizdari (Kastellane) hatten die Aufsicht über die Bauten, Befestigungen, Pflasterung der Straßen und anderes. Zur Bewachung der Festungen hatten sie zwei Scharen Stadtwache und eine Schar Grenzsoldaten (Krajsnici). Ferner gab es die Barabanten, eine Volkswehr aus den Dörfern, welche ihr Wachthaus im Vorhofe des Palastes hatten.

Gerichtsverfahren. Sowohl die Zivil- als auch die Kriminalgerichte bestanden aus sechs Richtern. Das Verfahren war mündlich und öffentlich. Wer einen Prozeß gewonnen hatte, mußte schwören, daß er keinerlei Betrug angewendet habe, und daß er in seinem Gewissen von seinem Recht vollkommen überzeugt sei. Dieser Schwur lag den Ragusäern so sehr am Herzen, daß viele vorher in Rom und anderen Orten, wo berühmte Rechtsanstalten waren, ein Gutachten einholten.

Es gab verschiedene Rechtsbücher, das älteste stammt vom Jahre 1272.

* * *

Auch der Dom, der S. Maria Maggiore (Gospa) geweiht, wurde durch das gedachte Erdbeben von 1667 gänzlich zerstört. Die Sage nennt Richard Löwenherz als seinen Gründer. Der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1713.

Hier sind einige Bilder von hohem Interesse: Eine Himmelfahrt der Maria, von Tizian, am Hochaltar, ein Christuskopf von Pordenone, ein Ecce Homo von Andrea del Sarto und eine Heilige Familie vom ältern

Palma. Alle diese Originale übertrifft jedoch eine schöne Kopie der Madonna della Sedia auf Holz.

Der Dom bewahrt auch das Herz des großen Mathematikers und Astronomen Rugjer Bošković (geb. in Ragusa 1711, † in Mailand 1787). Sein Vorgänger war der ebenso berühmte Mathematiker Marino Ghetaldi (geb. in Ragusa 1566, † 1624), von welchem Paolo Sarpi sagte: „Ein Engel feiner Sitte, aber ein Teufel in der Mathematik.“ Er reiste mit seinem Freunde Marino Gozze sechs Jahre in Italien, Frankreich, England und Deutschland und schrieb mehrere gelehrte lateinische Werke. In Ragusa lebte er in der jetzigen Villa Sarraca, um mit dem Brennspiegel und Teleskop Beobachtungen anzustellen. Sein Wahlspruch war: *malim scire quam nosci, discere quam docere*; „besser wissen als genannt werden, besser lernen als lehren“.

Ich begnüge mich, diese wissenschaftlichen Heroen zu nennen, gerade so, wie ich den großen de Dominis in Spalato nur nebenbei erwähnt habe. —

Es gibt wohl kaum eine zweite Republik, die so reich an Gelehrten und Schriftstellern wäre, wie es einst Ragusa gewesen. Es scheint fast, als ob dort Jahrhunderte hindurch eine Art gelehrter und literarischer Schreibseligkeit geherrscht habe. Ein bloßes Verzeichnis jener Schriften würde viele Bogen füllen. Nur an wirklichen Dichtern ist Ragusa stets arm gewesen, gerade so, wie das ihm sehr verwandte Genf. Zwar haben sie ihrem Dichter Gundulić (italienisch Gondola) in neuerer Zeit ein Denkmal gesetzt, aber auch dieser fromm-moralisierende Dichter ist über die engen Grenzen

seiner Heimat hinaus kaum bekannt geworden. Sein sich an Tasso anlehnendes Epos „Osman“ schildert den Sieg des polnischen Kronprinzen Vladislav über den Sultan Osman II. und dessen Ermordung durch die auf-rührerischen Janitscharen (1622). Mehr gelobt wird sein lyrisches Gedicht: „Suze sina razmetnoga“, das heißt: die Tränen des verlorenen Sohnes. Sein Drama „Dubravka“ bildet einen Lobgesang auf die Freiheit Ragusas.

Die vier Reliefs an Gundulićs Statue (von Ivan Rendić) stellen dar: den König Ladislaus, Ragusas Frei-heit, den heiligen Blasius, das Christenheer segnend, und Kizlar Aga, ein im „Osman“ besungenes Mädchen raubend. Gundulić lebte in Ragusa von 1588 bis 1638. Sein Grabmal befindet sich in der früher genannten Franzis-kaner-Kirche am Piletore.

Den Südslawen, welche auf dem Gebiete des Volks-gesanges Hervorragendes geleistet haben, scheint die Kunstpoesie überhaupt fern zu liegen. Wohl haben die Slovenen, Kroaten und Serben ihren Genien zweiten und dritten Ranges stolze Denkmäler gesetzt, aber der Fremde lächelt über diese Größen, von welchen man nichts weiß, als was ihre Mitbürger der literarischen Welt verkünden. Bei den Südslawen bildet die dichtende Volksseele den Ersatz für die fehlende Kunstpoesie. Auch die Gelegenheitsdichtung findet ihre Vertreter. So über-reichte der Vládika Peter II. von Montenegro seinem erstaunten Gaste, dem König Friedrich August von Sachsen (1838), ein aus dem Stegreife gefertigtes Ge-dicht in serbischer Sprache, welches die Talvj, die

Herausgeberin der schon von Goethe hochgepriesenen serbischen Volkslieder, übersetzen konnte. Ausführlich berichtet über diese Königsreise Dr. Bartol. Biasoletto in der „Relazione del viaggio fatto nella primavera dell'anno 1838 della Maestà del Re Federico Augusto di Sassonia nell' Istria, Dalmazia e Montenegro“. Trieste 1841.

Peter II. war überhaupt der erste Vladika von Montenegro, welcher die Bedeutung einer Literatur kannte und selber literarisch tätig war. Er richtete in Cetinje eine Druckerei ein, gab einen historisch-literarischen Almanach „Gerlica“ (die Turteltaube) heraus und ließ seinen „Pustinja“ (der Einsiedler) drucken. Sein Drama „Gorski vienac“ (der Bergkranz), übersetzt von Kirste, Wien 1886, und „Stjepan mali“ (der kleine Stephan) erschienen, jenes 1847 in Wien, dieses 1851 in Agram; seine Sammlung cernagorischer Volkslieder in Belgrad unter dem Titel „Ogledalo“ (der Spiegel). Er war 1812 geboren, Vladika seit 1830 und starb 1851.

Auch seine Dichtungen gehen sämtlich über das bloß dilettantische nicht hinaus. Und so ist es bei den Südslawen überall. Fast alle ihre Dichter geben statt der Einfachheit einen seltsamen Schwulst. So singt zum Beispiel Petrus Diffnico von Žibenik (Sebenico): „Hier falle kein Hagel, die Kerka liefere Aale, deren Fleisch das Fieber nicht böseartig mache; oberhalb ihrer großen Katarakte finde sich die berühmte Forelle, welche sich von Gold nähre. Das Meer wimmele von Fischen; auf seinen Klippen wachsen Korallenäste. Hier falle Manna im Honigtau herunter. Die Gebärende durchschneide unerschrocken die Schnur ihres eigenen Kindes. Leute mit

gespaltener Hirnschale lebten hier noch Jahr und Tag.“ Freilich liegt in Dalmatien die Übertreibung in der Luft. Schon Plinius erzählt (Lib. VII, cap. 48) von einem Illyriker Dando, welcher fünfhundert Jahre gelebt habe. Die Südslawen sollten sich mit ihren einfachen Volksliedern, auf welche sie mit Recht stolz sind, begnügen und die Einsicht und die Bescheidenheit besitzen, sich als eine Nation geistig zweiten Ranges zu fühlen und sich an die höher begabten Nationen, die Deutschen und Italiener, anzulehnen. Indem sie sich als gleichberechtigt aufspielen, verzichten sie auf das Geschenk einer reichen Literatur. Sie fühlen sich jedoch glücklich in der Hoffnung, einmal auch ihrerseits etwas zu bedeuten.

Es gibt in Dalmatien keinen größeren Irrtum als die Ausmerzung des italienischen Elementes, das heißt der höheren geistigen Bildung überhaupt. Aber die Geschichte wird auch darüber hinweggehen. — —

In Ragusa, welches seiner Mehrheit nach von römisch-katholischen Bürgern bewohnt wird, gewinnt das serbische, das heißt das griechisch-katholische, Element durch Zuzug der ländlichen Bewohner immer mehr Raum. Ein Ausdruck davon ist die große schöne Serbische Kirche, welche in der Barbarastraße, im Mittelpunkte der Stadt, auf der Stelle von Gundulić Geburtshaus, 1877 von Perišić erbaut und an Sonntagen gedrängt voll von Betenden ist, welche sämtlich stets stehend dem Gottesdienste vor dem mit Bildern bemalten Ikonostas, der „Bilderwand“, beiwohnen. Der Eindruck war auf uns ein durchaus günstiger. Es fand fortwährend ein Gesang statt, abwechselnd zwischen dem

nicht sichtbaren Geistlichen hinter der Bilderwand und der Gemeinde. Zuletzt trat der Geistliche durch die Mitteltüre des Ikonostas mit dem geweihten Brote heraus. Ein jeder schritt an ihn heran, küßte seine Hand und empfing ein Stückchen Brot, welches er sofort genoß.

Ich hatte dabei Gelegenheit, die interessanten Volkstrachten und namentlich den reichen Goldschmuck der Frauen zu bewundern.

Die Männer tragen auf dem Kopf einen Fez oder einen Turban, genannt Saruk (türkisch Peschkir), oder auch eine wollene Mütze; über dem Hemde eine weit übergeschlagene, goldgestickte Weste, nach Art eines Brusttuches; ferner eine Jacke mit Ärmeln, darüber noch eine Weste ohne Ärmel; alles offen. Pluderhosen (fast immer blau), die bis zum Knie reichen, und einen Gürtel. Weißwollene Gamaschen, geschlossen durch zahllose Haken und Ösen, oder Strümpfe mit Strumpfbändern. Für die Füße Bundschuhe (Opanken) oder Lederschuhe. Das Hemd wird am Halse durch zwei Knöpfe — meist zwei Gold- oder Silbermünzen — zusammen gehalten. An den Brustkleidungsstücken hängen oft noch große Gold- oder Silberknöpfe (Bommeln) von durchbrochener Arbeit.

Die Kleidung der Frauen ist noch mannigfaltiger als die der Männer. Auf dem Kopfe ein Tuch, so eng geknüpft wie auf ägyptischen Bildern, oder ein rotes Mützchen mit steifem Rand, von welchem ein weißes Tuch schleierartig über den Rücken fällt. Über dem sehr langen weißen Untergewand eine niederartige Weste; ein schwarzer oder weißwollener Rock und eine

Schürze, sehr schwer, selbst gewebt, mit bunten Teppichmustern. Dazu gestrickte weiße Strümpfe mit hübschen durchbrochenen Mustern und Lederschuhe. Die Säume des Hemdes, namentlich am Halse und an den Händen, haben bunte Stickereien von „Berliner“ Wolle.

Ungemein reich ist der Schmuck, bestehend in Broschen und Ohrgehängen von Gold und Perlen. Auf den Fingern haben sie viele und unglaublich große goldene Ringe.

Und die von uns in der Kirche so bewunderten Mädchen schleppten später in all ihrem Staat große Säcke mit Getreide heim, während die Männer stolz auf und ab paradierten. Denn das Weib ist bei dem Serben meist nicht mehr als die Sklavin des Mannes und oft nur ein menschliches Lasttier. Selbst in dem feingebildeten Ragusa, wo eine lange edle Kultur die Sitten ungemein gemildert hat, wo zum Beispiel die meisten Personen des Lesens und Schreibens kundig sind, herrscht im ganzen noch immer das alte Verhältnis, wenn auch nicht in den krassen Formen, wie in dem halbbarbarischen Montenegro.

Bewundernswert war die ganze Haltung des serbischen Publikums in der Kirche. Selbst in den Straßen, wo sich ein förmlicher Sonntagsmarkt entwickelt hatte, bewegten sich sowohl Männer als auch Frauen mit dem vollsten Anstande. Ich hörte nicht einmal den geringsten Scherz.

Was aber würde der heilige Franziskus von Assisi zu dieser Entwicklung sagen, er, der im Jahre 1220 zum einundzwanzigsten Male nach Ragusa gekommen,

auf die Frage des Senats, wie lange Ragusa bestehen würde, prophezeite: Ragusa werde nur so lange seinen Wohlstand behaupten, als es den akatholischen Gläubigen seine Tore verschließe!

Die erste griechische Kirche hier wurde 1780 in der Vorstadt Pille erbaut und von der russischen Kaiserin Katharina II. reichlich ausgestattet. Auch jetzt blickt hier alles nur nach Rußland. Für die Römisch-Katholischen haben sie sogar den Spottnamen Pjessiviri, was Hundegläubige bedeutet.

Schon Walther von der Vogelweide sagt: Es ist nichts ohne Haß. Doch reicht kein Haß an den von Andersgläubigen.

In betreff der griechisch-katholischen Geistlichen sagt Petter (I, 246): Sie dürfen als solche nicht heiraten, können aber nur geweiht werden, wenn sie bereits verhelicht sind. Wenn Witwer geworden, dürfen sie zu einer zweiten Ehe nicht schreiten. So wollen es die Satzungen des Nizäischen Konzils unter Konstantin dem Großen. Wer sich nicht beweiben will, muß Mönch, d. h. Kalugier werden, so genannt von *καλογερος*, der „gute Alte“.

Was aber die oben erwähnte literarische Schreibseligkeit der Dalmatiner und namentlich der Ragusäer betrifft, so möchte ich noch ein anderes Wort von Petter (I, 253) anführen.

„Der durch Sprache und Sitte dem Italiener verwandte Dalmatiner des Littorale liebt es, wie dieser, seine Gefühle in Sonetten, Oden und Kanzonen kundzugeben. Jeder, welcher glaubt, den Weihekuß der

Musen empfangen zu haben, greift bei einem feierlichen Anlaß in die Saiten. Man sucht solchen lyrischen Ergüssen die größtmögliche Publizität zu geben und klebt sie an Straßenecken an, legt sie auf die Tische der Kaffeehäuser und in die Aushängekästen der Kaufleute.“

In neuerer Zeit hat man sich allerdings eine wesentliche Beschränkung auferlegt, da der poetische Dilettantismus auch hier ein wenig in Verruf gekommen ist.

* * *

Aber schon zu lange haben wir in der eng eingeschlossenen Stadt verweilt, während draußen vor den Mauern und Toren uns eine große und herrliche Natur erwartet. Ich wanderte durch die Porta Ploče im Osten zu dem kleinen Hafen Cassone (slawisch Porat), in welchem jetzt nur Fischerbarken und kleine Küstenfahrzeuge ankern, um ihre Erzeugnisse zum Verkaufe anzubieten. Er ist der eigentliche Marktplatz von Ragusa. Auch geht von ihm aus ein Dampfschiff nach Bari in Italien. Drüber hinaus erblickt man die Waldinsel Lacroma und zur Linken das großartige Küstengelände, die Riviera Ragusas. Doch lohnt es noch vorher die Dominikanerkirche (Bijeli Fratri) zu besuchen, welche am ersten Seitenaltare links ein herrliches Motivbild der Familie Pozza von Tizian enthält, darstellend die betende Magdalena, links der Heilige Biagio mit dem Modell der Kirche, rechts Tobias mit dem Engel und der Donator. San Domenico war einst die Begräbniskirche des ragusäischen Adels, wie verschiedene Gedenktafeln in schwarzem Marmorrahmen

dartun. Früher bedeckten auch große Steinplatten mit Wappen und Inschriften den ganzen Boden der großen einschiffigen, flachgedeckten Basilika; man hat sie aber hinausgeworfen und durch neue, nichtssagende Marmorplatten ersetzt. Dazu kommt das monotone Weiß der Wände und das grelle Rot der Fenstervorhänge, um den Eindruck der Nüchternheit zu vervollständigen.

Ein wahres Juwel ist aber der zum Kloster gehörende Kreuzgang, dessen Bogen die reizendsten gotischen, halb orientalischen Füllungen, sowie reiche Säulen mit zierlichen Kapitälern haben. Sie erinnerten mich an ähnliche Muster in Batalha in Portugal. In der Mitte des Hofes befindet sich eine Zisterne mit einem Brunnen vom Jahre 1623, wie man sie auch anderswo auf einstigem venetianischen Gebiet erblickt: über dem Brunnen zwei jonische Säulen mit einem Balken und in dessen Mitte ein kleines Rad mit einer Kette, um den Eimer hinabzulassen. Der Hof selbst ist erfüllt von einer reichen Vegetation: Buchsbaum, Rosen, Kirschen, Orangen, Reben, welche sich in ganzer Pracht selbst über die Brunnensäulen ranken.

Weiter wandernd kommt man zu dem einstigen Rastrello, wo die pestverdächtigen Türken und die Ragusäer ihre Waren austauschten; sodann auf großer Straße zwischen Ölbäumen und Agaven, deren gewaltige Blütenstengel sechs bis sieben Meter hoch in die Luft ragen und der Landschaft eine Art mexikanischen Aussehens verleihen. Ich zählte solcher Blütenstengel gelegentlich zehn nebeneinander. Aber mit ihrer Entwicklung ist auch die ganze Kraft der Pflanze er-

schöpft. Ihre Blätter liegen glatt am Boden, als hätte man sie mit siedendem Wasser begossen, und die Pflanze selber stirbt ab.

Die Straße führt ziemlich hoch hinauf nach Trebinje, der Hauptstadt des alten Trebunien, wohin, an mir vorüber, gerade eine Militärpost mit aufgepflanzten Gewehren fuhr, während ein Transportwagen folgte. Man gelangt zu einer Fels Spitze und überschaut mit einem Blick die herrliche Riviera, die Stadt Ragusa und das Meer mit Lacroma, weiter im Norden Meleda, im Süden aber Alt-Ragusa mit seinen Schären. Steil und zerklüftet steigen die rötlichen Felsen wohl zweihundert Meter zum Strande hinab. Das Meer erscheint tiefblau, auf seichem Grunde in ein lichtetes, fast grünliches Blau übergehend, wie das alles schon Hildebrand gemalt hat.

Das weiter unten befindliche frühere Kloster San Giacomo liegt herrlich inmitten von Palmen, Agaven, Karuben, Feigenbäumen und Zypressen, hoch über dem Meere, während unten die nur zu Wasser zugängliche Grotte Spila Betina tief in den senkrechten Felsabsturz einschneidet. Sie ist so genannt nach dem Spitznamen „Bete“ des „Magiers“ Ghetaldi, welcher hier seine physikalischen Versuche anstellte.

Von San Giacomo aus ist Ragusa schon oft gemalt worden; aber den Zauber dieser Landschaft erschöpft kein Pinsel.

Immer ist diese Straße belebt. Es kamen viele Frauen und Mädchen — zum Teil sehr schön — jede mit einem Korbe auf dem Kopf, darüber gelegt ein

weißes Tuch, ein Regenschirm oder auch ein Wachlicht. Wagen mit großen Fässern rollten vorüber und erfüllten die Luft mit einem starken Weingeruch.

Ich kehrte nach Ragusa zurück, aber nicht bis zum Pločetore, sondern wählte den einsamen Weg draußen um die Mauer im Norden. Sie ist nicht so einfach aufgebaut, wie die um die Stadt Wisby im fernen Norden, sie besteht vielmehr aus einer doppelten Befestigung. Man steht draußen auf einem Glacis; dann folgt ein nicht sehr tiefer Graben. An diesem erhebt sich eine etwas schräge Steinmauer vor einem Gange, welcher in den deutschen Ordensschlössern Parcham genannt wird, begrenzt von einer zweiten Mauer, die senkrecht aufragt und die Höhe der unteren hat; dahinter schließlich ein Mauergang. In dieser Mauer befinden sich immer Türme, teils halbrunde, teils viereckige; schließlich an der Nordostecke der besonders starke Turm Mincetta (Menčetić).

Ich wanderte um diesen herum in die Vorstadt Pille, in welcher jede Straße (Úlica) zugleich ein Strombett ist, und zu dem Schieß- und Übungsplatz Bersalje, mit dem Amerling-Brunnen von Rendić, wo das die Südwestecke Ragusas bildende Fort San Lorenzo gewaltig aufragt. Wie es heißt, gelangt man in sein Inneres nur durch eine kleine Pforte von der Stadt aus. Man nennt es wohl das Gibraltar Ragusas.

In Petermanns Reiseführer befindet sich an Stelle aller dieser Befestigungen nur ein weißer Raum mit der Inschrift „Miri od Grada“, was Stadtmauern bedeutet. Denn Ragusa ist noch immer eine wohlbewachte, starke

Festung. Doch ist dem Publikum die Wanderung auf diesen Mauern gestattet.

* * *

Ein Serpentinweg von etwa einer Stunde führt auf den Monte Sergio im Norden von Ragusa, jetzt eingenommen von dem Forte Imperiale, während weiter südlich ein gleicher Weg zum Fort Žarkovica emporleitet, welches mit jenem einen hoch am Bergkamm gelegenen Schießplatz einschließt. Man befindet sich hier in einer Höhe von 412 Metern und hat den denkbar freiesten und weitesten Blick über die Stadt und das ganze ragusäische Gebiet, welches von dem Sutorinatale, an den Bocche im Süden, bis zu der zweiten türkischen Enklave Klek, nahe dem Delta der Narenta im Norden, reichte. Namentlich treten hier die Inseln im Nordwesten, besonders die große, herrlich geformte Meleda, hervor. Selbst wer den Meerbusen von Neapel mit seinen beiden Inseln Ischia und Capri in Erinnerung hat, wird staunend auf dieses gewaltige Panorama blicken.

Der Eintritt in die Festung, von deren Wällen man auch einen weiten Blick in das Land hinein, namentlich auf die Bosanka und die 909 Meter hohe Vlastica hat, wurde mir versagt, obwohl ein freundlicher Offizier durch das Telephon eine bejahende Antwort vom Platzkommando unten erbat. Doch genügte mir schon der Ausblick von dem hübschen Vorgärtchen. Außer mir war dort noch ein Händler anwesend, von welchem die Soldaten getrocknete Feigen kauften, indem sie

ihre Mützen durch die starkvergitterten Fenster streckten.

Auf halbem Wege lernte ich einen Soldaten kennen, welcher aus dem Neutrakomitat stammte und über den schweren Dienst klagte. Er war früher in Sarajewo gewesen und erzählte mir folgende Geschichte:

Man habe damals dort einen jungen Muhamedaner hingerichtet, welcher groß und von ungewöhnlicher männlicher Schönheit, das ganze weibliche Geschlecht, und nicht am wenigsten die vornehmen Damen, gleichsam am Gängelbände geführt habe, indem er ihnen gewahr sagt. Man habe ihn daher allgemein einen Chodscha genannt; auch sei angenommen worden, daß er sich dabei dieselben Freiheiten erlaubt habe, wie manche muhamedanische, im Geruche der Heiligkeit stehende Marabuhs, zu welchen zuweilen kinderlose Frauen wallfahrten. Indem er aber schließlich einem Serbenmädchen, welches er in sein Haus gelockt hatte, den Hals abgeschnitten, sei seiner Don-Juan-Laufbahn ein Ziel gesetzt worden.

Auch diese charakteristische Geschichte, sowie die Gemütlichkeit des Feigeneinkaufs durch die Soldaten, gehört zu einer dalmatischen Reise.

Für etwaige Reisenachfolger bemerke ich, daß man zum Forte Imperiale durch das Tor Ploče wandert, sodann längs der Mauer im Norden bis zu dem ersten Wege rechts, wo ein jüdischer Leichenstein, über den man schreitet, den Beginn des schmalen Fahrweges bezeichnet, welcher in 27 Windungen hinaufführt. Eine leichte, aber etwas einförmige Wanderung.

Als Ergänzung zu der soeben gedachten Gemüthlichkeit gehören die Bewohner im Tor Ploče. Hier hauste in einer Nische nördlich, wie in einer Theaterloge, mit Brettverschluss und kleinem Fenster, ein Schuhmacher; in einer anderen Nische südlich aber ein Scherenschleifer (arrotinojo), dieser ohne Verschluss. Passierten Leute, so flugen die Witze nur so hin und her, wie lustige Vögel. War das Fenster beim Schuhmacher geschlossen, so konnte man ihn für einen eingemauerten Heiligen halten, was er aber keinesfalls war.

* * *

Wer einen Blick von dem ältesten, hochgelegenen Ragusa auf das weite Meer im Süden werfen will, steigt vom Dom auf breiter, oben geteilter Treppe zu dem Jesuitenkloster hinauf, jetzt in ein Garnison-hospital (Vonička Bobnica) verwandelt, in dessen Hof, wie fast in allen Klöstern Dalmatiens, eine Zisterne vorzügliches Wasser spendet. Die dazu gehörige Kirche bietet, außer einigen malerischen Effekten, nicht viel. In der nahen Kaserne mit Verpflegungsmagazin sind aber große, in den Fels gehauene Getreideschachte zu sehen, ganz wie im Orient.

Den schönsten Spaziergang hat man im Westen vor dem Pilleto, indem man auf der großen Straße nach Gravosa (Gruž) wandelt, dem weitberühmten jetzigen Hafen von Ragusa, in dem alle größeren Dampfschiffe landen. Es hing von einer einzigen Stimme im ragusa'schen Senate ab, um die im Jahre 1296 vom Feinde stark mitgenommenen Stadt an diesen Hafen zu ver-

legen. Die Liebe zu der alten Heimat brachte den sehr begründeten Antrag zu Falle. Heutzutage bildet die ganze Landschaft vor dem Pilleter bis Gravosa eine einzige Villenvorstadt mit einer Vegetation, welche selbst in Dalmatien kaum ihres Gleichen hat. Mitten in dieser zauberhaften Natur liegt das große, 1897 eröffnete, einer Aktiengesellschaft gehörige Hôtel Imperiale, dessen Erbauer der Architekt L. Tischler ist.

Auf der Höhe des Weges befinden sich die römisch- und griechisch-katholischen Kirchhöfe, welche mit ihren zahllosen Zypressen Bildern von Böcklin gleichen. Bei dem ersteren sind die Inschriften gemischt lateinisch, italienisch und kroatisch, bei dem letzteren serbisch mit cyrillischen Buchstaben. In der schönen römischen Kapelle werden die Totenkränze mit breiten Bändern und goldenen Inschriften aufgehängt.

Es herrschte am achtzehnten Oktober in Ragusa ein so heizender Borasturm, daß kaum ein Schiff die Ausfahrt wagte. Mein freundlicher Genosse Melingó von Ithaka hatte gedacht nach Malfi und Cannosa zu fahren, mußte aber den Plan aufgeben, da es in dem Sturm unmöglich war, mit einer Fähre über die Ombla zu kommen. Dabei war es bitter kalt. In der Dogana setzten sie die doppelten Fenster ein. Die Offiziere im Kaffee zur Post sprachen davon, Brennholz für die Kanzleien anzuweisen, auch erzählten sie, daß man in den neugebauten Häusern bereits Kachelöfen setze und Fußböden von Holz lege.

Ich fragte sie, wie groß wohl die Kälte hier im letzten Winter gewesen sei. Sie antworteten: nicht unter

drei Graden. Aber die Bora mache sie äußerst empfindlich.

Wie viele Boratage es wohl im Jahre gebe?

Etwa siebenzig!

Um dem Sturme, dem „Totenwinde“, wie die Leute sagen, auszuweichen, wandte ich mich bei dem „Schießplatz“ Bersalje in das Tal Danče links, wo die Küste gewaltig zum Meere abstürzt. Verfolgt man den Weg weiter, so öffnet sich ein schönes fruchtbares Tal; sodann tritt höher die bekannte dalmatische wilde Vegetation auf: Wacholder, Sabina, Rosmarin und Myrte, weiter Seestrandkiefern, welche vom Seewinde geradeso landeinwärts gebogen sind, wie unsere Erlen und Kiefern an der Ostsee. Das Tal diene in Pest- und Erdbebenjahren wiederholt als Zufluchtsort.

Kurze Rast bei der auf der Höhe 1857 erbauten Kapelle des heiligen Blasius (Biagio); die Türe mit Eisenplatten beschlagen, die Fenster, obwohl ganz oben in der Mauer angebracht, aufs stärkste vergittert und mit Drahtfenstern versehen, zum Schutze gegen den Scirocco, wenn er mit den Wellen des Meeres tief unten die Steine bis in diese Höhe hinauf schleudert, was eben nicht selten geschieht.

Und stark ist er, dieser sonst „Vater der Armen“ genannte Wind. Am Hafendamm des Cassone steht auf einem gewaltigen Steinblock gar eingeschrieben:

Masso del peso di kilo 3152 sollevato dal fortunale del 25 Febrajo 1879.

Freilich ist der Fortunale ein böser Stiefbruder des milderen Scirocco.

Auf dem stark bewegten Meere erblickte ich nichts als eine Barke, welche mit gerefften Segeln an den Pettini, den „Kämmen“, vorüber fuhr, spitzen, verwitterten Scoglien, die an die Zähne eines Hais erinnerten.

Dieser Vergleich war an jenem Tage nicht unzeitgemäß, da die Polizeibehörde soeben bekannt gemacht hatte, daß sich bei Ragusa ein Hai gezeigt habe; weshalb sie auch das Baden in dem offenen Meere verbot.

* * *

Zwei Tage später wanderte ich in dem schönsten Wetter durch die Straßen der Vorstadt Pille, deren Villen einen ganz merkwürdigen Anblick darbieten durch ihre kolossalen Bauten und namentlich Gartenmauern, welche hier und da bis zwanzig Meter aussteigen und förmlichen Festungswerken gleichen. Man könnte sie Luxusmauern nennen, wenn in Ragusa nicht überall die Leute in Steinbauten förmlich schwelgten. Nicht bloß die Stadtmauern, auch die von San Domunico und beim Jesuitenkloster, sowie zahllose andere Bauten, alles spricht die Absicht aus, sich gegen jeden Angriff zu sichern, zugleich aber das stolze Bewußtsein des ungeheuren Reichtums an Steinmaterial. Während die ungarische Stadt Szegedin für jeden Pflasterstein siebenzig Kreuzer zahlen mußte, verschwenden die Bauern in Dalmatien hunderte der herrlichsten Hausteine an ihren Häusern. Bei den Villen stehen oft in den Gärten tausende von Kalkmarmorsäulen mit schönen Kapitälern um die Reben, oder auch bloß ein paar Stangen zu

tragen. Auf manchen sind die Straßenlaternen angebracht. Marmorne Tür- und Fenstereinfassungen, welche bei uns viele Hundert Mark kosten würden, besitzt fast jedes noch so unbedeutende Haus. Ist doch so gut wie jeder Dalmatiner ein Steinhauer, und das kostbare Material liegt überall zur Hand. Dafür ist alles Holzwerk hier um so erbärmlicher; die Dachsparren, die Balken in den Zimmern sind schwächlich und krumm, sodaß die Fußböden sich überall nach der Mitte zu neigen. Ich möchte niemandem raten, in solchen Räumen zu tanzen.

Ich fand noch manche dieser Villen, namentlich mehr aufwärts am Berge, in Trümmern liegen. Diese Ruinen stammen alle aus dem Jahre 1806 her, als die Russen unter Wiasemski, sowie sechs- bis siebentausend von ihren „schwarzen“ Bergen herabgestiegene Montenegriner, unter ihrem Vladika, Ragusa plünderten und die Villen in Breno, Pille, Gravosa und Ombla zerstörten. Ragusa erlitt damals in wenigen Tagen einen Verlust von fünfzehn Millionen Francs. Der ragusäische Dichter Cermanja beschwor dafür in einem lateinischen Gedicht die Rache des Himmels auf das Haupt der Zerstörer.

Höchst charakteristisch ist die folgende, an diese Verwüstung sich knüpfende Anekdote.

Stjepan Petrowitsch, ein Neffe des Vladika, war einst später aus Montenegro nach Ragusa zum Besuch gekommen. Als er nun einmal mit Doktor Kaznačić nach Gravosa ging, machte dieser ihn auf die vielen zerstörten Landhäuser in Pille aufmerksam, indem er sagte:

„Das alles haben Eure Landsleute getan, gesteht, es war eine Barbarei.“

Der junge Bergfalte betrachtete die Ruinen, seine Augen brannten, und er fragte:

„Warum haben sie die andern nicht auch zerstört?“

Es ist meist ein falscher Glanz, welcher auf den Freiheitskämpfen von Bergvölkern, wie der Tscherkessen und Montenegriner, ruht. Die letzteren darben, seitdem sie nicht mehr rauben können; gerade so, wie die schottischen Hochländer — durch einen Walter Scott ideal beleuchtet — im Wesentlichen doch nichts waren als großartige Viehdiebe. Durch die österreichische Besetzung von Bosnien und der Herzegowina ist den Montenegrinern das Handwerk gelegt, aber sie knurren dafür hinter der Gitterwand zahlreicher Befestigungen und werfen sehnsüchtige Blicke in die reiche Tiefe Dalmatiens.

Freilich haben gebildete Nationen, und namentlich die Schriftsteller, von jeher die Neigung gehabt, die Auswüchse ihrer Bildung, durch den Gegensatz natürlicher Verhältnisse bei sogenannten wilden Völkern, in ein ungünstiges Licht zu setzen und ihrer Zeit gleichsam einen beschämenden Spiegel vorzuhalten. In dieser Absicht schrieb einst Tacitus seine *Germania*.

Auch Montenegro ist immer, und wohl viel zu lange, von diesem Standpunkte aus beurteilt worden. Aber andererseits hat man dort auch längst aufgehört, auf seine trotzig Wildheit stolz zu sein. — —

Schließe ich lieber meinen Gang durch Pille mit der Aussicht oberhalb der berühmten Bella Vista, zuvörderst auf die Halbinsel Lapad und den Archipel im

Nordwesten, wo namentlich Meleda, weiter Lagosta, Cazza und Kurzola hervortreten, sowie näher die Inseln am Kalamotta-Kanale: erst Kalamotta selbst, sodann Mezzo und Giupana. Im Osten erblickte ich nichts als das graue Felsenmeer der Herzegowina, oberhalb des Ombla- und Gionchetto-Tales. Im Süden tauchten die Berge an den Bocche und die Montenegros auf, schon leicht mit Schnee gesprenkelt; weiter westlich der Schneeberg bei Alt-Ragusa und ein paar Scoglien; vorn das waldige Lacroma, einem schwarzen Fladen gleichend. Am Südhimmel stand eine ungeheure dunkle Wolke, aber das Meer, obwohl bewegt, erglänzte wie ein riesengroßer Brennspiegel, dessen Strahlen das Auge blendeten.

* * *

Ich wohnte beide Male in Ragusa in dem Hôtel Miramar beim Bersalje, offenbar einer alten Villa, deren hohe Zimmer mit herrlich gemalten, gewölbten Decken mir während eines mehrtägigen Unwohlseins eine wahrhaft künstlerische Unterhaltung bereiteten. Es öffnete sich über meinem Haupte sozusagen ein ganzer Olymp mit Göttergestalten und ein Paradies mit den schönsten Bäumen und Blumen. Leider ist dieses Hôtel später eingegangen.

Tief unten in dieser reizenden Casa, in einer Art dunklen Kellers, verkehrten die einfachsten Leute. Eines Abends im Mai, von einem Gange zurückkehrend, vernahm ich aus diesem Raume einen eigentümlichen Gesang. Ich trat näher und fand das ganze nur von einer Öllampe dürftig beleuchtete „Kellerloch“ angefüllt von Männern, welche mit der größten Aufmerksamkeit dem Vortrage des in Ragusa bekannten Guslari

Achazzi lauschten, eines erblindeten älteren Mannes, welcher den Tag über, einen Rosenkranz in den Händen, überall bettelte, am Abend aber als homerischer Rhapsode seine dankbaren Zuhörer durch den Vortrag serbischer Gedichte erfreute.

Ich trat ein und fühlte mich augenblicklich in einem gar seltsamen Zauberkreise. Der Blinde befand sich mitten in seinem Vortrage, auf einer Bank sitzend, die Augenhöhlen nach oben gerichtet, wie jener Homer im Museum Neapels. Zwischen seinen Knien hatte er eine Gusle, ein mandolinenartiges Instrument von Ahornholz, etwa siebenzig Zentimeter lang, der Deckel von Fischhaut, bespannt mit nur einer aus zwölf bis fünfzehn Pferdehaaren bestehenden — nicht gedrehten — Saite, nebst einem Wirbel am Halse. Diese Saite stark angezogen. Der Bogen geformt wie bei einem Cello. Die Töne durch Griffe mit der linken Hand variiert, doch ohne Griffbrett.

Das alles wäre nicht von besonderer Bedeutung gewesen; aber der Vortrag! Der „Guslari“ sang, für jede Silbe einen besondern Ton brauchend, zu seinem Instrument, auf dem immer nur eine und dieselbe kurze Melodie, im Umfange von etwa einer Oktave, welche aus ganzen und halben Tönen bestand, gespielt wurde. Sie erinnerte mich im Rhythmus und Tonfall sofort an den Gesang der venetianischen Gondoliere, welche ursprünglich ja Sklavonen waren. Bekanntlich bildet eine dieser Melodien das Grundmotiv in allen vier Sätzen der Tassosymphonie von Liszt. Indessen waltete hier in keiner Weise die absolute Melodie vor, sie war vielmehr nur der gleichberechtigte Ausdruck

des laut und verständlich gesprochenen Wortes, ich möchte sagen: ein in Form einer Melodie gesprochenes Rezitativ. Sogleich dachte ich an jene Stellen in den griechischen Dramen, wo die leidenschaftlich bewegten Personen aus dem rein gesprochenen Worte in eine Art Gesang verfallen; immer begleitet von dem einen oder andern einfachen Instrumente, um eine reichere Modulation herbeizuführen und die Wirkung des Vortrages zu verstärken.

Was mir aber am auffallendsten erschien, war die Einteilung des Vortrages. Es gab hier weder Sätze noch Takte, sondern nur Verszeilen. Bei jedem der fünf Fußigen trochäischen Verse setzte der Sänger, aus der Tiefe weit in die Höhe steigend, energisch ein, ließ dann aber Ton und Vortrag stark fallen. Nach jeder Verszeile machte er dann eine kleine Pause, das Instrument leise streichend. Ein Abschnitt wurde nicht bloß durch Schweigen, sondern dadurch bezeichnet, daß er bloß auf der Gusle spielte; etwa in der Art, wie man vor Jahren beim Choralgesange die einzelnen Abschnitte durch Zwischenspiele von einander schied. Bei diesem Vortrage wirkte jeder Vers gleichsam wie ein starkes Ausstoßen des Atems, während die Pause durch ein Atemholen ausgefüllt wurde. Bildlich ausgedrückt: es war wie das Anschlagen und Zurücklaufen einer Welle.

Ob gerade so auch einst die homerischen Gesänge vorgetragen worden sind?

Ich zweifle nicht daran. Die Form des Hexameters fordert einen solchen Vortrag ganz von selbst. Sie lesen, wie wir es von Jugend auf gewöhnt sind, ohne jede Trennung und Pause, ist ein Unding. Noch stärker

tritt dieser Widerspruch hervor bei dem Vortrage von Distichen, wo der Pentameter einen rein musikalischen Rhythmus hat, also auch einen solchen Vortrag verlangt.

Was aber den Inhalt der von dem Blinden vortragenen serbischen Gesänge betrifft, so blieb er mir unverständlich, doch schien er die Zuhörer äußerst zu interessieren, die aufmerksam und weit vorgebeugt nach dem Sänger blickten. Da ich wiederholt das Wort „Pascha“ vernahm, so mochte es sich um einen der vielen Kämpfe zwischen Serben und Türken handeln, wie sie in den von der Talvj übersetzten serbischen Gedichten dargestellt sind.

Wie ich später gehört habe, ist der Guslari Achazzi gestorben, aber es gibt in Dalmatien noch immer solche Rhapsoden, welche mit ihrer Gusle durch das Land ziehen und die Taten des Kraljević (Königsohnes) Marko verkünden. Ich bemerke schließlich, daß die Gusle „Gänschen“ bedeutet und daß es neben ihr noch eine kleine Mandoline (Musa genannt) mit drei Saiten gibt, welche man kneipt. Der bekannte Dudelsack heißt Diple oder Miesnica. Eine Sviroka (in Spalato Svirala) ist eine Doppelpfeife, bestehend aus zwei Röhren mit einem Mundstück — wie sie auf vielen griechischen Bildwerken vorkommt. Beide Pfeifen stimmen nicht zusammen, und das Tremolo, welches der Spieler damit hervorbringt, ist eine wahre Ohrenpein. (Petter.)

Unter Popjevke versteht man serbisch die in einem singenden Tone gesprochenen Lieder. Der Gesang zur Gusle aber heißt Pieva.

Zur Omblaquelle.

Die weit berühmte Ombla (altslawisch bedeutet ombl Wasser) ist eigentlich kein Strom, sondern ein etwa sechs Kilometer langer Fjord zwischen der Oštra Glavica (615 m) im Norden und dem Sergioberge im Süden. Das Wasser ist, von Westen ab gerechnet, anfangs stark gesalzen, dann bloß brackig und zuletzt süß. Der Fjord hat an seinem östlichen Ende keine Fortsetzung in einem Flußtale, endigt vielmehr an jähem Felswänden, bildet also das, was man in Norwegen ein Sacktal nennt. Während aber dort über die Felswände meist Bäche strömen, welche oft die großartigsten Wasserfälle bilden, quillt bei dem Omblatale der Strom aus der Tiefe der Felsen herauf. Dort kommen die Wasser von der Höhe des Gebirges aus ewigen Schnee-Fonnen, hier entsteigt die Flut einer unzugänglichen Karsthöhle. Die Ombla (slaw. Rijeka, im Altertum Arion) ist nämlich nichts anderes als ein Teil der mehrere Stunden entfernten Trebišnjica, welche, von dem Städtchen Trebinje in der Herzegowina kommend, hier nach langem, unterirdischem Laufe wieder mächtig zu Tage tritt.

Sie bildet keine bloße Schlundquelle, keinen Zvir oder Vrila, sondern tritt an das Tageslicht als ein

wahrer Strom, welcher etwa 120 Meter breit und nach seiner Geburt sofort schiffbar wird. Leider ist seinem Leben keine lange Dauer beschieden; er verliert sich nach kurzem Laufe in der Salzflut des Meeres und verschwindet beim Eintritt in die Bucht von Gravosa selbst dem Namen nach.

Die dichtenden Ragusäer, wie alle Dichter leicht zu Übertreibungen geneigt, haben dem starken, aber schnell vergehenden Strome ein hübsches Distichon gewidmet, welches wohl auch auf den Lebenslauf manches Menschen Anwendung finden könnte:

Danubio et Nilo non vilior Ombla fuisset,
Si modo progressus posset habere suos.

Kleiner nicht als der Nil und die Donau
wäre die Ombla,
Hätt' ein freundlich Geschick längeren
Lauf ihr vergönnt.

Berühmt ist sie wegen ihrer Aale und Austernbänke.

Man erreicht die Omblaquelle entweder zu Fuß in einstündiger Wanderung auf dem südlichen Ufer des Fjordes, oder zu Wasser in einer schon in Gravosa gemieteten Barke. Die Ufer sind stark besetzt mit Dörfern und Villen in reichster dalmatinischer Vegetation. Am Ende tritt zur Linken das hochgelegene Franziskanerkloster von Rožato hervor. Der „starke Strom“ (*corrente forte*, wie unsere Ruderer sagten) zeigt die Nähe der eigentlichen Ombla und zugleich süßes Wasser an.

Es ist ein gewaltiger Zirkus, in dem wir uns schließlich befinden. Überall starren uns kahle, zerrissene Kalkwände entgegen, jeden Ausweg in das Land versperrend,

außer nach Süden hin, wo das Gionchetto-Tal steil zum Massiv des Sergioberges aufsteigt. Namentlich treten die zerrissenen Felswände des Sokô-(„Falken“-) Berges oberhalb der Omblaqueelle mächtig hervor. Unten aber erfreut die herrlichste Pflanzenwelt: Öl- und Feigenbäume, Zypressen, Reben, Rosmarinhecken und Chrysanthemen.

Zwei große Gebäude von Stein, Mühlen mit sechs Mahlgängen, „unterschlächtig“ getrieben, haben sich den Strom dienstbar gemacht; ebenso das Pumpenwerk, welches — wie an den Kerkafällen — das Trinkwasser bergauf und um den Sergioberg herum, Ragusa zuführt. Ein Wehr oberhalb der Mühlen durchsetzt den Strom. Weiter folgt noch ein Steindamm mit drei Durchlässen, zuletzt die Ruine einer kleinen Kapelle.

Die Ombla wird gebildet durch einen gewaltigen Schlundfluß und drei kleine Quellen, sodaß man eigentlich nicht von einer Quelle reden kann. Doch vereinigen sich alle vier sehr bald. Am großartigsten ist der eigentliche Schlundwirbel (vril), den man leider nicht in unmittelbarer Nähe betrachten kann. Auch kennt man nicht seine Tiefe. Aber man hat den Eindruck von etwas Ungeheurem, weil Geheimnisvollem. So könnte der Styx aus der dunklen Tiefe des Tartarus aufwallen.

Das Wasser selbst ist kristallrein, erscheint jedoch grünlich gefärbt; die aufspritzenden Wellen und Wirbel glitzern silbern.

Wo der Fluß flach, ist der Grund ganz mit Pflanzen erfüllt, die einen tiefbraun, die andern unglaublich hellgrün, oft mehrere Fuß hoch, ganz vom Wasser

bedeckt und in der Strömung stets schwankend und sich wiegend.

Auch das Wehr ist in der ewig feuchten Luft mit ganz ähnlichen Pflanzen bekleidet.

Über dem Ganzen wölbt sich der tiefblaue Himmel; auch die Sonne spiegelt sich in der ruhigen Flut. Dazu eine seltsame Staffage von türkisch gekleideten Menschen in weiten blauen Hosen mit „Pas“, den roten Turban auf dem Kopfe; das Ganze malerisch und auch in den Farben von bewundernswerter Harmonie.

Lacroma.

An dieser schönen Waldinsel im Südosten von Ragusa, deren Form an Ithaka erinnert, soll einst im Jahre 1192 Richard Löwenherz bei seiner Rückkehr aus Palästina gelandet sein. Die Ragusäer, auch die Franzosen und Österreicher befestigten sie. Jetzt sind ihre Verteidigungswerke aufgelassen. In dem einstigen Benediktinerkloster hausen Dominikaner, welchen Kaiser Franz Joseph die Insel schenkte.

Es ist eine seltsame Unglücksstätte, dieses Lacroma. Im Jahre 1859 flog hier infolge einer Pulverexplosion die Kriegsbrigg Triton in die Luft; von der ganzen Besatzung wurde nur ein Matrose gerettet, welcher in Ketten im untersten Schiffsraum lag. Der Besitz der Insel galt für so geringen Wertes, daß sie für achttausend Gulden zum Verkaufe aus-geboten wurde.

Der Erzherzog Max Ferdinand ließ das verlassene Kloster später zu einer Wohnung für sich einrichten: er wurde als Kaiser in Mexiko erschossen.

Die Insel ging in den Besitz eines Privatmannes und von diesem in den des Kronprinzen Rudolph über. Sein

plötzlicher Tod am 30. Januar 1889 ist noch in aller Erinnerung.

Es wollte nun niemand mehr aus dem österreichischen Kaiserhause diese Insel, an welche sich so schreckliche Erinnerungen knüpften, übernehmen. So schenkte der Kaiser die Abtei den Dominikanern, um für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten. —

Ich war wenige Monate nach dem Tode des Kronprinzen Rudolph dort. Damals hauste auf dem Eilande ein freundlicher deutscher Kastellan aus dem österreichischen Schlesien, welcher einst ein Genosse des Kaisers Max in Mexiko gewesen war. Er befand sich schon seit elf Jahren hier und bewirtschaftete mit aller nur möglichen Sorgfalt sein kleines Reich. Selbst den wild wachsenden Hafer hatte er mähen und im Refektorium zum Trocknen ausbreiten lassen. Er sorgte haus herrlich für das Gesinde und seine Kühe, klagte aber über mangelnde Unterstützung bei Unterhaltung der schönen Anlagen. Vielleicht werde die Kronprinzessin Stephanie eine Änderung herbeiführen — meinte er —. Sie habe schon im März hier eintreffen wollen, doch sei das Unglück mit ihrem Gemahl dazwischen gekommen. Nun werde sie im September erwartet.

Wir schritten durch das alte Kloster, an dem ich neun Blitzableiter zählte, und den halb abgetragenen Hof, dessen Mauern von Kletterrosen und Passionsblumen ganz überzogen waren. Alles schwelgt hier in Blumen.

Das Ganze machte einen unsäglich melancholischen Eindruck. Es fehlte der Herr.

„Es war niemand darin, der sich wärmte und sonnte,
Weil der Herr nicht nach Hause finden konnte.“

(Ibsen, Peer Gynt.)

Immer folgte uns ein brauner, langhaariger Hund. Ach, und er verstärkte den traurigen Eindruck. Denn als wir in dem kleinen Hafen der Insel landeten, war er auf der Spitze des Dammes freudig auf- und abgesprungen, hatte mit dem Schwanze gewedelt und uns gleichsam mit sehnsuchtsvollen Blicken gemustert.

So ist er immer, sagte der Kastellan, wenn Fremde im Boot ankommen; er erwartet seinen Herrn, den Kronprinzen.

Als er seinen Irrtum erkannte, legte er sich traurig nieder. Dann folgte er uns ganz still durch die Klosterhallen, indem er uns oft wie scheu anblickte. Und er führte noch gar den Namen: Faust!

Das herrlichste auf Lacroma (angeblich ein Anagramm aus San Marco) ist seine Pflanzenwelt, welche hier ein doppeltes Reich besitzt. Der schöne Wald besteht aus schlanken Seestrandkiefern, unter ihm aber grünt und blüht ein zweiter prachtvoller Buschwald von Erdbeerbäumen (*Arbutus unedo*), Eriken, Myrten und Oleander, die selber oft hohe Bäume bilden. So fand ich *Erica arborea* (slaw. *Vris*) von fünf Meter Höhe. Wo aber der Seesturm freien Spielraum hat, waren Wald und Büsche wie geschoren.

Einige Statuen beleben die Anlagen; so ein Bronzeabguß des betenden Knaben aus dem Berliner Museum. Er streckt seine Arme gerade westwärts nach dem Meere hin, wo in der Ferne die Insel Meleda erscheint

und der Scoglio San Andrea. Auch Alt-Ragusa mit seinen Scogli Mrkan und Bobara leuchtet aus der blauen Flut auf.

Wandert man aus diesem Naturpark weiter nach Süden, so kommt man zu einer Art Karstplateau, welches kahl und zerrissen, auch schwellen- und würfelförmig geteilt ist, wie die bekannten Gletscherkäse.

Die nicht hohe Küste endet am Meere im Westen fast überall in einen steilen Abfall, dessen Ränder und Felsen allerlei Figuren und Grotten bilden, doch keinesfalls so bedeutende wie die auf Capri. Da entdeckt man den Arco naturale, unter welchem Erzherzog Max oft stundenlang gesessen haben soll; ferner das Mar morto in einem Karsttrichter, wo durch einen unterirdischen Kanal die Wellen hineinrauschen und wieder abfließen und zum Baden einladen. Ein besonders steiler Abfall unter dem Forthügel soll — der Sage nach — der „tarpejische Fels“ gewesen sein, von welchem die Ragusäer ihre Hochverräter und Kirchenräuber, in Säcke gesteckt, ins Meer stürzten. Oft aber wurden die Verbrecher — so erzählt Kohl — nachdem ihnen schon der Henker mit einem Strick das Maß für den Sack genommen hatte, begnadigt; und so sollen die gerichtlichen Phrasen entstanden sein: *Usque ad ostentationem funis*, „bis zum Zeigen des Stricks“, und das slawische: *omjeriteĝa*, „nehmt ihm das Maß“.

Vielleicht hat einst auch Tiberius so die Verbrecher begnadigt, nachdem sie zum Absturz bei seiner Jupitersvilla auf Capri geführt worden. Aber kein Tacitus oder

Sueton hat uns etwas davon überliefert. Denn an seine Gestalt hat sich, wie beim melancholischen Kaiser Diokletian, dauernd der Haß der Nachwelt geheftet, ein Polyp, welcher seinen einmal erfaßten Felsen nicht losläßt. —

In der Tat, wer melancholische Eindrücke liebt, gehe nach Lacroma.

In die Canali.

Unter den Canali versteht man ein großes Längental, südlich von Alt-Ragusa, welches sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnet, stark bewohnt ist, und südlich, nach Überschreitung einer mäßigen Höhe, in das Tal der Sutorina übergeht. Es kam schon früh unter die Herrschaft von Ragusa, dessen spätere Schicksale es teilte. Die Bildung von Längentälern ist allen Kalkgebirgen eigentümlich. Ebenso oft finden sich in ihnen auch vereinzelte Seen. Nicht selten wird aber das ganze Tal zu einem solchen. Letzteres ist bei den Canali der Fall. Indem ein Riegel von etwa 150 Meter Höhe das Tal von dem Meerbusen bei Alt-Ragusa trennt, mußte sich notwendig alles Wasser, welches von den das Tal begleitenden Bergen im Winter hinabfloß, vor diesem Riegel anstauen, also einen See (Jezero) bilden. Aber das Kalkgebirge ist nicht umsonst porös. Der See von Kopais in Griechenland hat seine Katabothren, durch welche das Wasser gelegentlich abfließt; der Zirknitzer See seine Karaloucen; auch der namenlose Poljensee der Canali, welcher im Winter die ganze Talmulde ausfüllt, fließt im Sommer, wenn die Zuflüsse schwächer werden, durch unterirdische „Kanäle“ ab und kommt

im Norden des gedachten Riegels in einer Karsthöhle, Jazovi genannt (von Jaz, Abgrund, Höhle), als Schlundquelle wieder zum Vorschein.

Die Bewohner des Canalitales hausen daher auch nirgends in der „Polje“, wie man einen solchen Seeboden oder der Überschwemmung ausgesetzten Talboden nennt, vielmehr nur auf den beiderseitigen Bergabhängen, gleichsam auf beiden Seeufern, bald tiefer, bald höher, sodaß die Dörfer hier oft ein „ober“ (gornji), oder „unter“ (donji) bei ihrem Namen haben.

Die ganze Nordseite des Tales (dieses läuft nach dalmatinischer Vorstellung von Westen nach Osten, eigentlich aber von Nordwesten nach Südosten) wird von einem hohen Gebirge eingenommen, dessen bedeutendste Erhebung der Schneeberg (1234 Meter) oberhalb Grudas bildet; die Südseite besteht aus einer Art Hügelland (Donja Gora), welches das Tal von dem Meere trennt, an diesem aber äußerst steil abstürzt. Es ist der am stärksten bewohnte und am besten kultivierte Teil der Canali. Auch die gegenüberliegende Nordseite besitzt Kulturen und Dörfer; in neuerer Zeit aber hat sie auch die Eisenbahn erhalten, welche von Ragusa erst tief hinein in die Herzegowina dringt, dann aber durch die Canali das Städtchen Castellnuovo an den Bocche erreicht.

Die Polje wird nur im Sommer, nach Ablauf der Wasser, als Feld, Wiese und Weide ausgenutzt, geradeso wie der viel berühmtere See von Zirknitz, welcher seinen Anwohnern überdies noch einen reichen Fischfang darbietet und daher der seltsamste dieser wechselnden Seen ist.

Der Vollständigkeit halber bemerke ich, daß die östliche Fortsetzung der Canali, nachdem man einen Paß überschritten hat, die fruchtbare Sutorina ist, einer jener beiden Landstreifen, deren Erhaltung im türkischen Besitze die Ragusäer im Frieden von Passarowitz (1718) durchsetzten, um nicht an das benachbarte Gebiet der ihnen verhaßten Venetianer zu grenzen. Die andere Enklave war Klek, nördlich an die Wurzel der Halbinsel Sabioncello (die damals bereits ragusäisch war) stoßend. Wie es heißt, verdankten sie diese Vergünstigung einem ihrer Landsleute, welcher bei dem englischen Gesandten damals als „Pandur“ im Dienste gestanden habe. Die Sutorina spielte noch in neuerer Zeit eine Rolle, als bei dem Aufstande in der Herzegowina (1875) die Türken hier die Landung von Truppen in Aussicht nahmen, wogegen Österreich sich energisch wehrte, da es die Bocche, in welche das Sutorinatal mündet, mit Recht als ein geschlossenes österreichisches Gewässer erachtete.

Seitdem aber die Herzegowina sich in österreichischen Händen befindet, gibt es keine „Sutorina-Frage“ mehr.

In diese Canali, welche slawisch Konavlji heißen, ging meine Fahrt am 19. Oktober mit meinem Ithaker Gefährten Melingó. Unser Kutscher war ein Steirer, welcher hier beim Militär gedient, schon seit fünfzehn Jahren in Ragusa gewohnt und sich verheiratet, seine Vergangenheit aber so gut wie vergessen und nichts dazu gelernt hatte; eine ganz internationale Figur.

Es herrschte eine starke Bora, welche mit ihren plötzlichen Stößen, wahren Sturzwinden, die Zypressen

tief beugten und das Meer in großen Aufruhr versetzten. Gelegentlich traten aber wieder Ruhepausen ein, wo es ganz still wurde. Ich zählte zwischen den einzelnen Stößen, die man Réfoli nennt, Pausen von sieben Minuten.

Die große Straße Marmont, welche bis zu den Bocche reicht, steigt und fällt abwechselnd, sodaß es eine Freude ist. Im ganzen erinnert sie an die von Castellamare nach Sorrent, doch mit dem Unterschiede, daß hier alles dalmatinisch, dort alles italienisch, ich möchte sagen: hier griechisch, dort lateinisch ist.

Links geht die Straße nach Trebinje ab, zu Orten, welche im Aufstande von 1875 viel genannt wurden, rechts in Windungen hinab nach Breno, welches mich an einen Ort gleichen Namens am Comersee erinnerte. Immer dieselbe dalmatinische Vegetation, welche zu schauen man jedoch nicht satt wird. Die meisten Feldchen waren mit Chrysanthemen bestellt.

In einer Landhandlung in Brano, wo es Brot und guten weißen Wein gab, hingen an den Wänden zwei englische Bilder von der Seeschlacht bei Lissa 1811, in der bekannten romantischen Art, aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, mit genauer Aufzählung der verschiedenen englischen und französischen Schiffe.

Man gelangt zu einer Kapelle der Gemeinde Obod mit großen Zypressen; die Straße steigt und es entwickelt sich ein wunderbares Panorama der ganzen großen Bucht von Ragusa, mit Lacroma, den Inseln im Westen, alles in den zartesten Tinten verschwimmend, während im Süden im scharfen Bogen

die Küste von Alt-Ragusa mit ihren Scoglien heraustritt.

Zu unserer Rechten, in schwindelnder Tiefe, hatten wir die wundervollsten Färbungen des Meeres: tiefblau die stürmenden Wogen; hellgrün die Flut über dem Sande; das Ufer bald ein felszerrissener Absturz, bald ein flacher, zum Baden geeigneter Kiesstrand. Hier befindet sich bei Tiha die sagenhafte Äskulapgrotte (Spila od Šipuna). Denn Epidauros war die Heimat jenes Heilgottes.

Die Straße zog sich weiter bergan. Man überschaute das Tal der Canali bis zum Schneeberge und weiter. Es kamen uns viele Canalesi entgegen, alle in ihrer male-
rischen Tracht; die Männer immer mit roten Gürteln (Pas), daran die mit einem Leder bedeckte Geldtasche. Sie gleicht der Patronentasche der Soldaten, doch steckt darin so ziemlich alles, was ein Mann hier braucht. Am auffallendsten aber waren die langen roten Mäntel (Kabanica) mit Kaputze (Kukuliica), welche, wie schon erwähnt, aus schmalen Streifen von grobem Tuch (Kaba) aus Salonich zusammengesetzt werden, sodaß sie gestreift erscheinen. Ich mußte immer an den Rotmantel Orbasan im Hauffschen Märchen denken. In der Tat ist etwas mehr Phantastisches und Räuber-
mäßiges als solch ein roter Mantel garnicht zu denken, zumal wenn dazu noch ein Turban kommt und ein Gürtel mit Pistolen und Messern, wie das hier oft der Fall war.

Da ich Salonich (Saloniki) nenne, will ich nicht unterlassen, nach der mir in Dalmatien von Handlungs-

reisenden gemachten Mitteilung zu erwähnen, daß dort weit der größte Teil der Einwohner (etwa 60 000) aus Juden besteht, welche unter den „katholischen Königen“ Ferdinand und Isabella aus Spanien vertrieben, in der Türkei freundliche Aufnahme fanden, jetzt in Salonich die meisten niedrigen Ämter bekleiden und unter sich nur spanisch reden; geradeso wie die meisten Juden in Rußland nur deutsch mit einander sprechen. Auch in Salonich soll es noch genug der „Meyer“ und „Levi“ geben, wie einst in Spanien.

Der Weg bog scharf nach rechts ab zu dem unten liegenden Alt-Ragusa, dem alten griechischen Epidaurus, der Mutterstadt des heutigen Ragusa. Eine nicht große Halbinsel springt in das Meer nach Westen vor mit einer nicht bedeutenden Höhe an ihrer Spitze; eine zweite parallele Halbinsel legt sich westlich wie ein Molo schützend davor; so entsteht ein schöner Hafen, an welchem die kleine Stadt sicher und geschützt daliegt. Aber nicht genug: noch zwei unbewohnte Scogli: Merkan und Bobara, beide langgestreckt wie jene beiden Halbinseln, bilden gleichsam zwei Wogenbrecher, welche den ersten Stoß des Meeres auffangen. Mehr, so scheint es, brauchte die Natur zur Sicherheit nicht zu tun. Nur scheinbar: ein zweiter Hafen auf der Ostseite der Stadt gewährt im Notfalle eine andere, noch bessere Zuflucht für bedrohte Schiffe.

Und diese so herrlich gelegene Stadt, welche noch dazu eine vorzügliche Verteidigung und Zuflucht in ihrem Burgberge besaß, wurde von den Bewohnern dennoch zu Gunsten des neuen Ragusa aufgegeben,

weil, nach einer Zerstörung der alten Stadt, die neue eine noch größere Sicherheit versprach. Vielleicht kam auch die Vernichtung durch ein Erdbeben hinzu, daran Dalmatien von je her reich war. Kurz, Epidaurus sank zu einer Provinzialstadt herab und darf auf keine Zukunft ferner rechnen. Wer aber ein denkbar stillstes Plätzchen kennen lernen, sich auch in die interessante Geschichte dieser einst griechischen Stadt versenken will, der gehe nach Alt-Ragusa.

Ich stieg den Burgberg hinauf, der ganz mit kleinen Feldchen voll Chrysanthemen (slawisch Osienáč, auch Buhač) bedeckt ist. Oben befindet sich eine weit-schauende Kapelle mit einem Friedhofe, welcher, wie in Dalmatien immer, von einer hohen Mauer umschlossen wird, sei's zum Schutz, sei's zum Trutz für die Toten.

Wandert man aber um den Hafen herum zu der Spitze der zweiten Halbinsel, darauf eine kleine Leuchte steht, so versinkt die Welt hinter uns. Man schaut auf das Meer und die Scoglien, auf Ragusa im Norden und die Berge im Osten, daran die Straße nach Trebinje hinläuft, weiß und so schnurgerade, als hätte ein Geometer sie gezogen. Über Lacroma erschien wie ein heller weißer Punkt die Kapelle des heiligen Blasius, welche ich ebenfalls in einem Borasturme besucht hatte. Am traumhaftsten aber war Meleda, von welcher Insel — wie schon bemerkt — neuerdings behauptet worden, es habe der Apostel Paulus einst an ihrem Felsgestade Schiffbruch gelitten, nicht aber an dem fernen Malta im Süden Siziliens.

Heulend blies der scharfe Levante um die ganz kahle, zerfressene, salzbesprengte Fels Spitze, auf welcher nicht einmal die dalmatinische Distel mehr gedieh. Das tiefblaue Meer war voll von tausend Schäfchen, welche weißglänzend alle nach Westen jagten, wo ein großer Dampfer soeben vorüber zog. Von Zeit zu Zeit stürmte ein besonders starker Windstoß über die erschreckten Wogen, riß den Schäfchen gleichsam die weiße Schaumwolle ab und löste sie in einen Nebel auf, den er dann wie eine Staubwolke über die Wellenköpfe dahintrieb. Nach Süden zu, im größern Schutze des Berglandes, aber verlor sich der Wellensturm in das unendliche Zittern und Flimmern des von der Sonne beschienenen Meeres, das „tremolar della marina“ Dantes.

Daß es hier nicht immer so stürme, zeigten die herrlichen Palmen, welche die Stadt schmücken. Auch mögen die Alt-Ragusäer ein freundliches Phäakenvölkchen sein, das sich um die Welt draußen wenig kümmert, denn ich zählte am Hafen, wo fast gar kein Verkehr stattfand, nicht weniger als sechs Kaffeehäuser.

Ferner besitzt Alt-Ragusa (die Bewohner sagen gern Epidauro) ein gutes Gasthaus zum Pappagallo (Papagei), darin ein gutes Mittagessen mit Wein ganze vierzig Kreuzer kostete.

Noch tut es mir leid, daß ich von einem betrunkenen Bauer nicht dessen prachtvolles Messer mit silberner Scheide kaufte, welches er mir für dreißig Gulden anbot, aber versäumt ist nun einmal versäumt. —

Wir fuhren weiter (stets im Trab) den hohen Riegel hinan, welcher die Canali gegen Alt-Ragusa hin absperrt.

Oben erreicht man wieder die von Ragusa kommende Marmontstraße und erblickt zum ersten Male über den Bocche die hohen, schneebedeckten Berge von Montenegro. Auf der Fahrt von etwa einer Meile begegneten uns viele Wagen, Reiter und Fußgänger, auch ein paar Gendarmen, welche uns wiederholt tief grüßten. Da solche in Dalmatien ungewöhnliche Höflichkeit uns auffiel, fragten wir unsern Kutscher nach dem Grunde dieser Erscheinung. Dieser, durch den Wein im „Papagei“ gesprächig geworden, erzählte uns nun das dort Gehörte, indem er sagte: „Die Gendarmen halten Sie beide für eine Gerichtskommission. In der letzten Nacht ist nämlich ein reicher Canalese, welcher in Amerika ein großes Vermögen erworben und, in die Heimat zurückgekehrt, dieses auf Zinsen ausgeliehen hatte, von einem seiner Schuldner erschossen worden. Man weiß noch nicht, wo und bei welcher Gelegenheit; dem Gläubiger ist aber eine Kugel in die Brust und wieder zum Rücken hinausgegangen. Wie es heißt, hat er den säumigen Schuldner wegen der rückständigen Zinsen gemahnt, dieser aber die Schuld überhaupt bestritten. Da nun der Herr mit den Gerichten drohte, hat er ihn „natürlich“ erschossen. Aber man wird den Mann wohl fassen, denn er steht in einem schlechten Rufe, in einem noch schlechteren als die Herzegowinzen. Auch hat man ihn in der Nähe der Tat gesehen, da er in einem Nachbarhause Rakia (Branntwein) gebrannt hat.“

Soweit unser Kutscher.

Wir sahen uns erstaunt an und schwiegen. Bei der Weiterfahrt kam wieder ein Gendarm, dieses Mal mit

einer älteren Frau. Die des Mörders? Oder war es bloß eine Zeugin?

Aber es schickte sich nicht, den Gendarm zu fragen. Vielleicht verstand er auch nicht italienisch. Wir schwiegen. —

So kamen wir nach Cilipi, wo Melingó hoffte, mit einem Landhändler Geschäfte zu machen. Dieser bestätigte sofort die soeben gehörten Ereignisse; denn es ist bekannt, daß in allen solchen Ländern mit primitiven Zuständen die Nachrichten sich blitzschnell verbreiten. In den Bergen Dalmatiens, und noch mehr in Montenegro, geschieht dies oft durch bloße laute Zurufe, aus Entfernungen, welche uns ganz unglaublich erscheinen. Schon Darius erfreute sich bei seinem Übergange über die Donau eines solchen Rufers, eines Ägypters.

Der Landhändler wollte sich auf einen Mehlhandel mit der Triestiner Dampfmühlengesellschaft, für welche Melingó reiste, nicht einlassen, aber er nahm diesen als alten Bekannten und mich, als dessen Reisegenossen, sehr freundlich auf und setzte uns einen vorzüglichen weißen Wein vor. Als ich die Bemerkung machte, daß dieser dem ähnlichen Cyperwein, welchen ich in Venedig im Spiegel-Café getrunken, gleichkomme, erwiderte er stolz, er glaube, sein Wein sei besser. Übrigens habe er heuer nur sechzig Liter von diesem Weine gewonnen, auch stehe dieser an Güte früheren Jahrgängen nach.

Da ich schon wußte, daß das Angebot einer Zahlung für den genossenen Wein eine schwere Beleidigung enthalten würde, so gedachte ich mich meiner

Verpflichtung zu entledigen, indem ich unsern Wirt fragte, ob er mir nicht ein Dutzend Flaschen von seinem Wein käuflich überlassen wolle. Ich merkte aber sofort, daß er innerlich auffuhr, und er sagte mit starker Stimme:

„Für meine Freunde und Gäste alles! Zum Verkaufe nichts!“

So reichten wir ihm denn die Hand und kehrten nach Ragusa zurück.

Nach Cannosa.

Die Slawen nennen den Ort Trsteno, was so viel wie „Klein-Triest“ bedeuten mag, der Name Cannosa hängt vielleicht mit dem bekannteren Canossa in den Apenninen der Aemilia zusammen; doch weiß ich es nicht.

In die Canali war es eine Landfahrt an einem stürmischen Oktobertage gewesen, nach Cannosa eine Kahnfahrt, welche ich an einem herrlichen Maientage mit meiner Frau antrat. Man kann die ganze Tour von Gravosa ab auch zu Wagen machen, muß dann aber über die an ihrer Einmündung dreihundert Meter breite Onbla (in Wahrheit hier kein Strom mehr, sondern ein Fjord) auf einer Fähre (Broderica) übersetzen.

Eine ganz traumhafte Fahrt.

Auf der Nordseite die auf- und abwogende Gebirgsküste des festen Landes, genannt Primorje (Küsten-
saum), mit tief einschneidenden Buchten und malerischen Dörfern, auf der Südseite die herrlichen „Hirschinseln“: Kalamotta, Mezzo und Giupana nebst zahlreichen Scogli, welche jedoch dann und wann ein „Meer-
auge“, das heißt einen Blick in das freie Meer darbieten. Überall die reichste Vegetation; darüber ein

wolkenloser Himmel und unter uns das saphirblaue Meer.

So fährt man in einundeinhalb bis zwei Stunden bis zu dem fast zu früh erreichten Ziele.

Unser Schiffer Vincenzo Kussia, ein schon älterer Mann, nebst seinem jüngern Genossen, verkürzte noch dazu den Weg durch allerlei Scherze, welche bald verschiedenen Ortschaften und Leuten galten, bald den vorübersegelnden Barken, zumal wenn sich geputzte Mädchen darauf befanden. Nieste ich etwa, so rief er, die Mütze abnehmend, ein freundliches „Živio“, was der Jüngere mit dem italienischen „Evviva“ erläuterte. Sahen sie sich aber beim Rudern im Stehen — abwechselnd mit dem im Sitzen — genötigt, uns den Rücken zuzukehren, so baten sie erst jedesmal mit einer Verbeugung um Entschuldigung: perdoni Lei!

So kamen wir an dem flach gelegenen Malfi (Zaton), dem hohen Val di Noce mit einer großen Platane („Nußbäume“ sollen dagegen hier schon selten sein), beide zur Rechten; sowie dem Ort Donje Čelo auf der Insel Calamotta zur Linken, vorüber, zu dem hochthronenden Trsteno, dessen ganz in prächtigen Baumgruppen versteckte Lage schon von weitem durch jene gewaltigen Kronen der beiden Platanen bezeichnet wird, welchen der Besuch der Fremden vorzüglich gilt. Wie fast überall an dieser Küste, fällt das Ufer steil zum Meere ab; doch hat man den vom Seewasser zerfressenen Felsen einen kleinen Hafen abgerungen, darin unsere Barke einen genügenden Platz fand. Er führt den hübschen Namen Serdupina.

Wir stiegen die Treppenstufen hinauf und befanden uns augenblicklich inmitten einer Vegetation, welche alles bis dahin Gesehene in den Schatten stellte: Granatbäume, Karuben, Zypressen, Feigenbäume, Reben, welche überall hinaufkletterten; dazu dunkelrote Rosen, einen wahren Teppich breitend über Häuser- und Gartenmauern. Und alles frisch und lebendig, wie nach einem warmen Regen. Denn von oben, ganz in der Nähe der großen Platanen, entspringt dem Boden eine kleine Schlundquelle und spendet ihren reichen Segen. „Der harte Fels“, wie Goethe das so herrlich ausdrückt, „schließt seinen Busen auf, mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.“ Und in diesem Pflanzenparadiese mitten inne liegt die berühmte Villa des Grafen Gozze, deren Eingang ein riesengroßer, immergrüner Eichbaum bezeichnet.

Etwas so unerhörtes von Schönheit hatten wir wohl noch nirgends, selbst in Sizilien nicht, gesehen. Es lag etwas förmlich berauschendes in dieser Luft.

Wir wollten in die Villa eintreten, aber unser alter Kussia meinte mit Recht: „erst die Platanen!“ Er dachte dabei wohl seinerseits an das einfache Wirtshaus dort oben, wo sie sich von ihrer schweren Arbeit ausruhen konnten, und an ein Glas Wein.

Also zu den Platanen! Sie stehen auf einem freien Dorfplatze, ohne irgend ein Gehege, wo stets auf verschiedenen Bänken die Leute ruhen, rauchen und sich dem süßen Nichtstun hingeben, welches wir Nordländer nicht kennen.

Die Platanen selbst, ein ganz ungeheurer Anblick; wohl das Herrlichste, was ich je von Bäumen gesehen;

ein Schauspiel, daneben alles verschwindet, was Menschengeist erdacht und Menschenhand gebildet hat. Eine einzige große Natur-Apotheose.

Es sind zwei Bäume, ein größerer und ein etwas kleinerer. Ihr Umfang in Mannshöhe über dem Erdboden beträgt etwa zwölf Meter, oder, um es populärer auszudrücken: den größeren Baum umklaffern sechs und ein halber Mensch, den kleineren sechs und ein viertel. Der Kronendurchmesser beträgt aber etwa achtzig Meter, sodaß viele hundert Menschen in ihrem Schatten ruhen könnten.

Beide Bäume machen den Eindruck der vollsten Jugendlichkeit. Es gibt an ihnen nirgends auch nur die kleinste trockene Spitze, ich möchte fast sagen: kein dürres Blatt. Ihr Alter ist unbekannt; aber sicher haben sie schon gestanden, als die Republik Ragusa begann in der Geschichte Dalmatiens eine Rolle zu spielen, also mindestens tausend Jahre.

Stamm und Äste zeigen in der sich stets loslösenden und erneuernden Rinde den echten Platanencharakter. Die Blätter erinnern an die des Bergahorns; sie sind dreifach geschlitzt; neben dem mittleren Blatt befindet sich auf jeder Seite noch je ein kleineres, und neben diesen erblickt man wieder je ein Blatt.

Das Merkwürdigste an diesen Bäumen sind aber die Zweige, welche nicht, wie sonst, die senkrechte Richtung anstreben, sondern fast im rechten Winkel von dem Hauptstamme abstehen, als wollten sie sich von ihm loslösen, dann sich aber mehr und mehr senken, ohne jedoch die Erde zu berühren.

Es sind, ihrer Größe nach, nicht Zweige, sondern wahre Stämme, von einem größeren Umfange als manche Bäume, deren Dicke man bewundert.

Da, wo man einen Ast abgeschnitten hat, bildet die überwachsene Rinde eine Art Knorren, oder eine schwarze Rose. Man möchte es ein Siegel nennen, so seltsam ist diese Gestaltung.

Keine Abbildung, und wäre sie die Arbeit eines großen Künstlers, vermöchte eine Vorstellung zu geben von diesen beiden Patriarchen, dem herrlichen Schatten, den sie ausbreiten, den durch ihre Äste und Blätter fallenden Sonnenlichtern, vor allem von dem feierlichen Schweigen, welches unter ihrem Dache waltet. Hier ist ein Dom, in welchem in Wahrheit die Gottheit wohnt. Gewiß tritt mancher von diesem Gottesbewußtsein erfüllte Fremde dann an die kleine, genau zwischen den beiden Bäumen befindliche Quelle und taucht seine Hand in das kalte Naß, um sich die Stirn damit zu netzen.

* * *

Unsere Ruderer hatten sich mittlerweile in der kleinen Osterie gütlich getan, wo, wie in Italien, der ganze Vorrat auf Brettern frei dalag, oder an der geschwärzten Decke hing. Auch wir erhielten einfache Speise, vor allem frisches Wasser, köstlichen Wein und schwarzen Kaffee. Es wurde uns wieder ganz homerisch zu Mute; denn es gehört nicht zu dem geringsten Zauber einer dalmatinischen Reise, daß man nur die Augen zu schließen braucht, um sich in eine Welt versetzt zu glauben, welche mehr als drei Jahrtausende hinter der

unsern zurückliegt. Was namentlich die Menschen hier betrifft, so leben und bewegen sie sich alle, als kämen sie soeben von einer Insel der Odyssee her: stets ruhig, heiter und gelassen, jeder mit offenen, klaren Augen, jeder voller sicherer Bewußtheit, jeder ein Mann für sich.

Als nun gar ein hoher, stattlicher, älterer Mann von draußen eintrat (einen Vorraum gab es nicht) und sich, ohne ein Wort zu sprechen, an einen der großen steinernen Tische setzte, und seinen großen Schnurrbart strich, da hätte ich ihn beinahe auf griechisch gefragt, ob er nicht etwa mit einem gewissen Odysseus bekannt sei. Er trug freilich nicht griechische, sondern morlakische Kleidung, und auf seinem großen schwarzgelockten Haupte erst eine leichte Mütze, darauf einen roten Fez und auf diesen noch einen Turban, ein wirkliches Tuch, welches er sich mehrere Male umgeschlungen hatte. Die Türken nennen es, wie schon erwähnt, ein Handtuch (Peschkir), manche halten jedoch dafür, es sei das Leichentuch, welches der echte Muselman jederzeit in Bereitschaft halten müsse. Die schwarzen Locken quollen ihm unter dem Fez hervor, am Hinterhaupte hingen ihm ein paar dicke Zöpfe herab, welche mit Perlenschnüren durchflochten waren. Seine Gürteltasche schien leer, aber an seiner Seite hing ein großer Handschar, welcher sich wohl schon an manchem Türkenhalse versucht haben mochte. Auf unsere, durch Kussia an ihn gerichtete Frage, ob dieses der Fall sei, bestritt er es zwar lächelnd, aber er erwähnte die „Hennen und Ziegen“, denen allein er den Hals abgeschnitten habe,

mit einem so seltsamen Ausdruck, daß wir ihm keinen rechten Glauben schenken mochten.

Ganz aber gewannen wir sein Herz, als wir ihm von unsern einfachen Speisen anboten; er wurde nicht müde, meiner Frau Kußhände zuzuwerfen; auf welche Eroberung sie nicht wenig stolz wurde. Ein Mann gab ihm Tabak und nun verklärte sich sein Gesicht, welches gefurcht war wie ein steiniges dalmatinisches Ackerland, und so aussah, als könne er überhaupt nicht lachen, vollständig. Denn nichts geht dem Herzegowiner — und er stammte von dort — über das duftende Nikotinkraut.

Freilich paßte der Tabak nicht in unsere Odyssee.

* * *

Am 28. April 1875 war, wie eine Marmortafel an einer großen Steinsäule verkündet, auch Kaiser Franz Joseph bei den Platanen. Fremde besuchen gern noch die nahe Villa des Grafen Vito de Gozze, welche vielleicht das äußerste ist, was eine große Natur und eine feinsinnige Kunst, in Verbindung miteinander, darzubieten imstande sind. Manche Villen in Italien mögen in einem größeren Stile angelegt sein, aber reicher an herrlichen Terrassen, Pflanzen, Grotten und reizenden Spielereien ist wohl kaum eine zweite in der Welt; es sei denn jene Villa Cook bei Cintra in Portugal, mit ihrem Blick über die unendliche Weite des atlantischen Ozeans. In Dalmatien hindern überall diese weite Schau die an sich freilich höchst malerischen Inseln, über welche man nur zuweilen hinwegzublicken vermag.

Hier waren einst schon Kaiser Franz und seine Gemahlin Karoline (1818) zum Besuche. In zwei Kastanienbäume schnitten Erzherzog Max und seine Gemahlin Charlotte (die nachmalige unglückliche Kaiserin von Mexiko) ihre Namen. Erzherzog Ludwig Salvator sammelte hier Studien für sein „Cannosa“. In einem Gedenkbuche hat sich die Kronprinzessin Stephanie eingetragen und auch, was mehr sagen will, Tegetthoff, der Sieger von Lissa. Man zeigt sogar einen Tisch, an welchem sich einst im Sommer die ragusäer Senatoren versammelten, zu einer Zeit, als die Gozzes wiederholt Rektoren waren. Damals soll freilich der Park in der heutigen Pracht noch nicht bestanden haben.

Das Geschlecht der Gozze ist uralt. Sie gehörten zu den Begründern des ragusäischen Patriziats im zehnten Jahrhundert; einer von ihnen begleitete nach der Niederlage bei Nikopolis (28. September 1396) den vor Sultan Bajazid geflohenen König Sigismund von Lacroma aus in dessen ungarische Heimat. Fast alle bekleideten hohe Ehrenämter.

Ob auch der venetianische Dichter Carlo Gozzi, dessen Turandot Schiller bearbeitet hat, zu diesem Geschlechte gehört, weiß ich nicht.

* *

Es gab eine herrliche Rückfahrt aus dem Hafen Serdupina nach Ragusa. Da ein starker Gegenwind die Ruderer nötigte, sich immer unter der zerrissenen roten Felsküste des Festlandes zu halten, hatten wir eine prachtvolle Schau auf wilde Abstürze und tiefe Grotten.

Sie machten uns gelegentlich darauf aufmerksam, daß das Chrysanthemum hier noch wild wachse, was sonst selten sei.

Wir freuten uns, im Interesse der schwer arbeitenden Leute, als wir nach langer Zeit in Gravosa landeten. Denn wenn es einen Schatten bei solchen Fahrten gibt, so ist es der Blick auf die sich abmühenden Ruderer, denen man ja doch nicht helfen kann.

Nach Cattaro.

Wieder ging es von Gravosa um die waldige Halbinsel Lapad im Westen herum, rechts die Ombla und den Scoglio Daža (oder Daksa) mit Leuchtfeuer lassend, in die wogende See. Das Schiff rollte stark, denn wir hatten „Mare vecchio“, d. h. altes, vom gestrigen Sturm aufgerührtes Meer; und wehe, wenn die Flut es an das Ufer triebe, wo es überall von roten, mächtigen Steilabfällen empfangen und in einem Nu zerschlagen würde. Ganz besonders gilt dieses von den Scoglien der Pettini, der „Kämme“, vor denen ein zweiter Leuchtturm warnt. Aber das unvergleichliche Panorama von Ragusa mit dem Forte Imperiale, Lacroma, der Bucht von Breno und Alt-Ragusa nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Slawen nennen diesen letzten Ort Cavtat, was aus dem lateinischen Civitas entstanden sein mag, doch wage ich nicht, es zu behaupten.

Von Alt-Ragusa ab hören die dalmatinischen Inseln und Scoglien vollkommen auf. Dafür tritt der Gebirgshintergrund der Herzegowina gewaltig hervor, namentlich der Schneeberg und der Orien (1895 Meter), und erinnert uns daran, daß wir uns dem großartigsten Teile des dalmatischen Landes, als dessen Mittelpunkt der

vielarmige Fjord der Bocche di Cattaro anzusehen ist, nähern. Streng genommen gehört dieser Landesteil nicht mehr zu Dalmatien, sondern hieß schon bei den Venetianern, welche die Bocche seit 1420 besaßen, Albanien, wird sogar amtlich noch jetzt oft so genannt; aber geographisch — und darauf kommt es ja doch dem Reisenden in erster Reihe an — besitzt auch dieses Land ganz den dalmatinischen Gebirgscharakter, nur in größerem Maßstabe und jedenfalls von einer selbst für Dalmatien ungewöhnlichen Wildheit.

Das mächtige Bergland erscheint um so größer, als wir im Vordergrund ein bloßes Hügelland haben, hinter welchem sich die „Canali“ verbergen. Die Höhen sind meist mit Buschwald bestanden, aber man hat aus diesem oft lange, von oben nach unten laufende Streifen herausgeschnitten, wie Riemen aus einer Haut.

Die Halbinsel Molonta (italienisch Melolonta, „Malkäfer“) nenne ich nur wegen ihres wohlklingenden Namens, denn es steht dort bloß ein einsames Finanzhaus, d. h. eine Wohnung der Zollwächter; aber an den Berg Orien, welchen wir bis Montenegro hin erblicken werden, Mitte Oktober bereits mit Schnee bedeckt, will ich doch die linguistische Bemerkung knüpfen, daß dieser Name gleich ist dem norwegischen, oft vorkommenden Horjen oder Harjen, und auch den Stamm in Horung bildet, indem er — wie das slawische Gor, Hor — einfach hoher Berg, Höhe, bedeutet. Im Deutschen kommt dieser Name nur noch in dem Worte „hehr“, hoch, vor. —

Nach einer zweistündigen Fahrt wird die Küste plötzlich flach, sodaß man über sie tief in die Bocche hineinblickt. Das Land schickt gleichsam eine lange Zunge nach Süden aus, auf deren erhöhter Spitze, Punta d'Ostro („Südspitze“) genannt, ein Leuchtturm mit einer meteorologischen Station steht; aber auch ein altes Fort von Stein und ein neues von 1897 mit Panzerturm von Eisen. Zugleich erblicken wir auf dem Scoglio Rondoni ein zweites Fort, welches nach einem österreichischen General Mamula benannt wird, von Steinmauern gebildet, welche heutzutage den Geschossen nicht mehr zu widerstehen vermögen und daher wertlos sind. So sagte uns ein Oberst vom Geniekorps in Wien, welcher nach Cattaro reiste, um die dortigen Befestigungen zu inspizieren. Nur Eisen und Erdwälle vermögen den Kugeln noch Widerstand zu leisten.

Punta d'Ostro mit Fort Mamula und der Punta d'Arza im Süden bezeichnen die Einfahrt in die Boka Katorska, wie die Slawen sagen, den Sinus Rhizonicus der Römer. Die „Mäuler“ oder Engen von Cattaro sind kein Alpensee, auch keine bloße Meeresbucht, vielmehr ein ausgesprochener Fjord, welcher an manche in Norwegen, z. B. den Hardanger- oder Romsdalsfjord, erinnert; er bildet durchaus keinen in das Massiv des Berglandes eindringenden, mehr oder weniger geraden Spalt, sondern besteht aus lauter Kesseln, welche miteinander durch Engen (daher der Plural Bocche) verbunden sind.

Die erste Bocca ist bereits genannt. Sie bezeichnet die Einfahrt in einen nicht großen, daher namenlosen

Kessel, welcher seine Grenze findet an der Punta Kobila (zugleich Spitze der Sutorina) und der Punta Luštica. Beide zusammen bilden die zweite Enge. Sogleich öffnet sich der herrliche Kessel der Bai (slaw. Zaton) von Topla, mit dem Städtchen Castell Nuovo (slaw. Erzeg Novi); eine Landschaft allerersten Ranges, sei es, daß unser Blick auf dem Orte selbst mit seinen in Ruinen liegenden Mauern und Ports, oder auf der herrlichen Riviera weilt, wo der dalmatinische Süden seine ganze Pracht entfaltet. Über dieser üppigen Uferlandschaft steigt aber das kahle zerrissene Kalkgebirge in erdrückender Größe auf. Ganz unvergleichlich ist ein Spaziergang von Castell Nuovo östlich über das griechische Kloster Sabina (San Saba) nach dem stillen Zelenik („Strauchwerk“), dem gegenwärtigen Endpunkte der von Ragusa führenden Eisenbahn.

Dieser zweite Kessel sieht sich im Osten geschlossen durch den Kanal von Kombur. Seinen Charakter möchte ich als idyllisch-heroisch bezeichnen. Im Winter schützt gegen Norden das hohe Gebirge (ein Hochland, keine Kette), von Westen her sendet das Meer im Sommer seinen feuchten, kühlenden Hauch; recht im Gegensatz zu dem tief im Innern liegenden Cattaro, wo die Bora alles erkaltet und der heiße Ostro die Luft austrocknet.

Mit den Bocche betritt der Reisende das Gebiet der griechisch-katholischen Serben. Die römisch-katholischen Kroaten haben in Ragusa aufgehört, und mit ihnen das italienische Element und die abendländische Kultur. Ich möchte sagen: Europa. Was uns in Kastell

Nuovo empfängt, ist: Wildheit, Montenegro, der griechische Orient.

Es stiegen hier verschiedene Personen auf, eine ganze Reihe von Theaterfiguren: ein Pope in seinem Ornat, ein griechischer Mönch, ein ganz schwarz gekleideter Katholik aus Dobrota; verschiedene Griechen in den buntesten Gewändern, darunter einer von Kopf bis zu Fuß ganz rot gekleidet; eine alte Jüdin mit zwei Affen. Meine größte Aufmerksamkeit erregten aber zwei Kriwoschianer in schweren Ketten, welche von zwei Gendarmen nach Cattaro gebracht wurden.

Was haben denn diese Leute getan? fragte ich sie.

Der eine von den Gendarmen zeigte lächelnd zwei Reihen weißer Zähne und sagte: „Getan? Er hat sich geheiligt.“

Also das Gebot der Blutrache befolgt, — sagte ich zu mir und fragte nicht weiter. Es ist von jeher so gewesen. Der Mord gilt hier als Gebot.

Schon Strabo nennt Dalmatien ein wegen der Wildheit und Raubgier seiner Bewohner berüchtigtes Land.

Nach dem französischen Schriftsteller Vialla de Sommières schnitten vor hundert Jahren die Montenegriner auch den Österreichern die Köpfe ab. Zwei hartbedrängte Schützen warfen sich zur Erde und stellten sich tot. Die Montenegriner schnitten aber sofort dem nächsten den Kopf ab. Als der andere sah, daß es nichts helfe, sich tot zu stellen, sprang er auf und stürzte sich kopflings von dem steilen Felsen hinab. Auch die Franzosen wurden von ihnen so behandelt. Bei der Belagerung von Castell Nuovo belustigten sich

vier Montenegriner mit Kegelschieben, wobei sie die Köpfe von vier Franzosen als Bälle brauchten und dann und wann ausriefen: „ei seht doch, wie herrlich diese Franzosenköpfe rollen!“ — Doch geschah das vor hundert Jahren.

Man erblickt vor der Enge von Kombur die Berge von Montenegro, namentlich den Lovćen, und bereitet sich so langsam auf die Zukunft, das heißt auf Montenegro, vor.

Der im Norden von schönen Kulturen begleiteten Enge von Kombur folgt der dritte große Kessel, die Bucht (Zalijev) von Teodo (Tivat). Längs ihrem ganzen Nordufer läuft eine große Straße mit Telegraph, welche jedoch bei Andrić, gegenüber von Lepetane, endigt. Hier beginnt eine neue Enge, die vierte, genannt Le Catene, die „Ketten“, von nur einem Viertelkilometer Breite, sodaß König Ludwig von Ungarn sie 1381 gegen die Venetianer wirklich mit Ketten sperren konnte. An den Ufern erblickt man die hier „Muren“ genannten Kulturterrassen, aber im Süden auch zwei Sperrforts.

Wir haben nunmehr, weil immer tiefer in das Bergmassiv eingedrungen, die beiden letzten und bei weitem großartigsten Kessel der Bocche erreicht. Es ist, als öffnete sich hier mit einem Schlage eine ganz neue Welt.

Doch werfen wir vorher noch einen Blick auf die Jacht „Sibyl“ des Fürsten von Montenegro, deren Flagge: blau, weiß, rot durch Aufziehen der österreichischen gegrüßt wurde. Auch gab es (auf unserer Rückfahrt) bei Lepetane ein großes Kanonenschießen, als Abschiedsgruß für fünf junge Leute, welche nach Amerika auswanderten. Zugleich wurde am Strande und aus allen

Fenstern mit Tüchern gewinkt, sodaß ich mich nach Schweden versetzt glaubte, wo das Tücherschwenken ebenso zu den abgehenden Dampfschiffen gehört, wie hier die zahlreichen Möven (Cocali) welche wie weiße Flocken das Schiff umflattern.

Sowie man aus dem Catene (Verige) gleichsam ins Freie kommt, tritt uns sofort der mächtige Casson-Berg (873 m) steil entgegen, als wollte er jedes weitere Vorschreiten hemmen; aber zugleich öffnet sich links der Kessel der Bucht von Risano und rechts der noch größere des Golfs von Cattaro. Der erstere wird in seinem weiteren Verlaufe immer breiter, der letztere immer schmaler.

Schon Constantinus Porphyrogenitus sagt von diesem und der Stadt Cattaro (einst Ascrivium oder Dekateron genannt), die Enge beider hervorhebend:

Urbs Dekatera lingua Romanorum significat locum angustatum et percussum, quoniam mare ingreditur, tanquam lingua coangustata.

Das charakteristische beider Kessel sind die ungeheuren Gebirge, welcher auf jeder Seite kahl und zerrissen aufragen, wie etwa der Absturz des Watzmanns am Königsee. Da dieser Fjord keine hohen Wellen schlägt, fehlt das sonst in Dalmatien überall vorhandene rote, von den Wogen ausgewaschene steile Felsufer; dafür läuft längs dem Strande ein grüner, üppiger Ufersaum, an welchem sich die Menschen angesiedelt haben. Doch nicht überall. Es gibt auch weite Strecken, wo das kahle Gebirge mit seinen Felswänden unmittelbar in den Fjord abstürzt und kaum

Raum für einen schmalen Fußweg gestattet. Die größeren Orte, wie Risano, Perasto, Orahovac und andere, stehen entweder auf einer Art Muhre (Geröllablagerung), oder sie sind zwischen Fjord und Berg eingeklemmt und auf den denkbar geringsten Raum beschränkt. Nur auf der Westseite des Golfs von Cattaro, der einzig grünen an diesem Fjord, stehen ein paar Ansiedelungen hoch oben auf einer Terrasse, so das malerische Stolivo, dessen Zusatz donji (unter) und gornji (ober) seine Lage genügend bezeichnet.

Den beiden Kesseln von Risano und Cattaro fehlt jeder Ausblick in ein Nebental oder sonst in die Weite. Die Felswände reihen sich ohne Unterbrechung an einander, nur gegliedert in Vorsprünge und Einbuchtungen, immer aber mauerartig abweisend. Zwischen diesen Felswänden rast die Bora noch ganz anders als der Föhn im See von Uri, welchen Schiller mit einem an seinen Eisenstäben rüttelnden Raubtier vergleicht.

Ich bin durch diesen Fjord viermal gefahren. Immer war die Szenerie erhaben und neu, sei's, daß im Frühling die Kanarienvögel aus den offenen Fenstern in Perasto schmetterten, oder aus Stolivo ein Klavier (Glasovir sagen die Serben) erklang; oder im Herbst, bei starker Bora, die auf dem Schiffe eingesperrten Hühner ihrem Korbe entsprangen und ins aufgeregte Meer flatterten, wo sie noch eine Weile mit erhobenen Flügeln dahinschwammen. Was hier aber besonders auffällt, ist der Mangel alles Lebens auf diesem Gewässer. Man mag stundenlang fahren, aber man erblickt keine Barke, kaum einen Nachen. Der einst hier blühende Bau von

Segelschiffen hat aufgehört, weil sie mit den Dampfschiffen nicht wetteifern können. Diese rauchenden Ungetüme haben die lustigen Segler vernichtet; auch die Fische, sagen die Leute. Früher fuhren zahllose Segelschiffe, geführt von wettergebräunten Kapitänen, durch die Adria und das ganze Mittelmeer, in den Orient und bis nach England, überall ansprechend und ihre Dienste anbietend. Hatten die Kapitäne genug Geld erworben, oder ein gewisses Alter erreicht, so setzten sie sich in Perasto, in Stolivo, Dobrota oder Mula zur Ruhe, bauten sich ein schönes Haus und pflanzten einen Flaggenstock davor. Das alles hat nun aufgehört. Die Voraussetzung für dieses herrliche Leben war das Segelschiff. Nun gehen sie, wenn sie eine Zeitlang auf den Schiffen des Lloyd, oder sonstwo gedient haben, nicht mehr in die Stille ihrer Heimat; sie ziehen das geräuschvolle Triest vor, wo es Gesellschaft gibt und die Genüsse verfeinerter Kultur. Ihre Häuser aber an den Bocche liegen in Trümmern, ihre Orangenbäume verwildern; ja es kommt vor, daß niemand da ist, welcher deren goldgelbe Früchte einsammelt. Auch kurz vor Cattaro steht in einer unzugänglichen Höhle am Berge Pestinograd (1072 m) schon seit vielen Jahren ein Orangenbaum, welcher alljährlich blüht und tausende von Früchten trägt, aber sie sind für einen Sterblichen unerreichbar.

„Es ist ein Elend,“ sagte der Kapitän des Dampfschiffes zu mir. „Dazu kommt der verhaßte Militärdienst, welchem sich die jungen Leute durch Auswanderung entziehen. Wir sind an die Freiheit gewöhnt wie Falken,

in dem Regierungskäfig verkommen wir. Uns fehlt die Luft der freien Berge.“

Es wäre ganz vergeblich, in einem solchen Falle, wo ein Bergvolk in die spanischen Stiefeln der Zivilisation eingeschnürt wird, von einer historischen Notwendigkeit zu sprechen. Der Lebende erblickt in ihr nichts als die Härte eines unverdienten Geschicks. Wäre nicht in Europa unter den Mächten der stille Krieg mitten im Frieden das Maßgebende in ihrer Politik, man könnte diese Bergbewohner, diese berühmten Kriwoschianer zum Beispiel, auf ihren wüsten, fast unzugänglichen Felseinöden, wo das Leben ein einziger Hunger, die Luft aber rein und gesund ist, hausen lassen, das heißt sie einfach ignorieren, wie es einst die Venetianer taten. Aber der moderne Staat braucht Menschenmaterial für seine stehenden Heere, er kann dieses nicht entbehren.

Die Kriwoschianer, oberhalb Risanos, wollten von einem solchen Dienste nichts wissen. Sie standen im Jahre 1869 auf und nötigten ihre Unterdrücker zu einem schimpflichen Frieden. Dadurch übermütig geworden, versuchten sie es im Jahre 1882 von neuem und unterlagen. Denn nunmehr wußte man, wie solchen halsstarrigen Menschen beizukommen: man verbrannte ihre strohgedeckten Steinhütten und verwüstete ihre Ackerstückchen. Zu diesem Zwecke hatte man nicht deutsche Regimenter auserwählt, weil diese nicht rücksichtslos genug gewesen wären, sondern slawische, denen man das beste zutrauen konnte. In der Tat hausten sie wie die Barbaren. Die Engländer haben im Burenkriege sich später daran ein Beispiel genommen.

So erzählte mir ein österreichischer Offizier in Cattaro.

Seitdem ist die Kriwoschie eine Einöde, aber auf ihren Höhen ragen ein paar stolze Festungen auf. *Solitudinem faciunt, pacem appellant.* „Man schafft eine Wüste und nennt es Frieden.“ (Tacitus.)

Fährt man von Perasto nach Cattaro, so wird jedem Fremden eine lange weiße Linie auffallen, welche an dem Gebirge zur Linken in etwa tausend Meter Höhe hinläuft; es ist die Militärstraße, die Verbindung zwischen den vielen Blockhäusern, welche dicht an der montenegrinischen Grenze zum Schutze gegen den „getreuen“ Nachbar errichtet sind. In diesen Blockhäusern liegen das ganze Jahre hindurch Besatzungen, immer gleichsam auf der Kriegswacht, im Sommer von der großen Hitze in der Felsöde leidend, im Winter oft drei und mehr Wochen durch Schneemassen von dem Verkehr mit der schönen Welt tief unten abgeschnitten. Auf dieser Höhe soll es zwanzig solcher Blockhäuser geben. Sie bilden eine Art Wildzaun gegen die Montenegriner, welche von ihrer traurigen Lage auf der steinigen, unfruchtbaren und oft wasserlosen Höhe von Njeguš mit gierigen Blicken in die herrliche Tiefe schauen, wo es Wärme, Brot, Tabak, Wein und Salz gibt. Schon vor fünfzig Jahren sagte Frau Ida von Düringsfeld in ihrem „Dalmatien“: „Wie der Geist im arabischen Märchen auf den Schultern eines gewissen Unglücklichen, so lastet Montenegro auf dem Nacken von Cattaro.“ Und das hat sich bis jetzt wenig geändert. Montenegro ist und bleibt ein hungriges Land, trotz seines Insektenpulvers und trotz der Subsidien, welche die europäischen Mächte, unter

verschiedenen Formen, dem Vládika zahlen. Aber der Kamm schwillt den Bewohnern immer mehr, seitdem eine Tochter der schwarzen Berge auf dem Königsthron von Italien sitzt. Die Bocche den Montenegrinern, Albanien den Italienern lautet jetzt die Losung. Als ob es kein Österreich mehr gebe! Diesem aber bleibt nichts anderes übrig, als neue Festungen zu erbauen. Leider hat man einst die Grenze nicht auf der eigentlichen Kammhöhe (der Vetta), sondern tiefer unten gezogen, sodaß der „Wildzaun“ von oben beherrscht wird und gelegentlich durchbrochen werden kann.

* * *

Für Leser, welche meinen Spuren folgen wollen, bemerke ich, daß man von Risano die vielgenannte Kri-vošije durchwandern und den gewaltigen Orien besteigen mag. Doch sieht man sich fast ganz auf die Gastfreundschaft der Bewohner und der meist sehr gefälligen Mitglieder des Militärs, der Gendarmerie und der Finanzwachen angewiesen, denen die Ankunft eines Fremden eine wünschenswerte Unterbrechung ihres höchst einsamen Daseins bereitet. Am meisten wird den Fremden die Tatsache überraschen, daß der Wald hier noch bis 1600 Meter hinaufreicht. Er besteht meist aus Schwarzkiefern, Edeltannen und Buchen, diesen sonst in Dalmatien seltenen Bäumen.

In Risano selbst findet man wohl in einem Privathause Unterkunft. Man macht von hier einen Spaziergang westlich zum Šopot, der „rauschende“, welcher nach starkem Regen als mächtiger Wasserfall, fünfzehn

Meter hoch, ins Meer stürzt. Gleich darauf ist aber die Höhle, daraus er kommt, wieder vollkommen trocken, und man kann mehrere hundert Schritt weit in diese hineingehen.

* * *

Perasto wird überragt von dem Fort Santa Croce, mit dem Orte selbst durch die beiden am Berge aufsteigenden Mauern verbunden. Es befindet sich hier das Mausoleum des hier auch geborenen Bischofs Zmajević von Antivári, welcher einst die Auswanderung der katholischen „Albanesen“ nach dem Borgo Erizzo bei Zara ins Werk setzte. (Vergl. S. 66.)

Im Gemeindehause und in der Kirche bewahrt man noch einige Trophäen auf; so die Fahne, welche die Perastiner eroberten, als sie am 16. Mai 1654 einen Angriff von 6400 Türken abschlugen; ferner ein ihnen von Zriny, einem geborenen Dalmatiner, geschenktes Schwert und die ihnen von Venedig verliehene Standarte, welche nach dem Falle der Republik unter rührenden Zeremonien unter dem Hochaltar der Kirche begraben wurde.

* * *

Nächst den gewaltigen Bergen ziehen bei Perasto die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich die Scogli San Giorgio und Madonna dello Scalpello („Meißel“); der erstere im ruinosen Zustande, der letztere mit einer Wallfahrtskirche, voll von Votivbildern und Geschenken, wie sie die Schiffer gern darbringen. Das Rührende bei diesem seit 1452 geweihten Inselchen

besteht darin, daß die Bocchesen ihm viele Jahre hindurch ganze Schiffsladungen von Steinen zugeführt haben, um seinen unbedeutenden Umfang zu vergrößern; ja daß noch jetzt an jedem 22. Juli eine mit Steinen beladene Gemeindebarke von Perasto nach dem Scoglio fährt. So hat er denn schon eine Länge von 119 Meter und eine Breite von 34 Meter erlangt und trägt außer der Kirche noch ein am Hauptfesttage, dem 15. August, vielbesuchtes Kaffeehaus auf seinem flachen Rücken. Ich bemerke dabei, daß dieses Fest der Himmelfahrt der Maria („Madonna grande“) gilt, während am 8. September deren Geburt („Madonna piccola“) gefeiert wird. In der Zeit zwischen diesen beiden Festen fällt meist der erste Regen: „entre le due Madonne cade la pioggia.“ (Vergl. Francesco Conte Visković, Storia di Perasto. Zara 1898.)

Cattaro.

Es ist eine Eigentümlichkeit Dalmatiens, begründet durch seine verschiedenen Küstenbildungen, daß dort keine Stadt der andern gleicht. Zara liegt frei auf einer flachen Halbinsel, Spalato breit entwickelt, am flachen Seestrande, Traù eingeeignet auf einer Halbinsel, Lesina angeschmiegt an das Gebirge, Ragusa flach zwischen zwei Höhen. Cattaro nimmt, was seine geographische Lage betrifft, ungefähr die Stellung ein wie Flüelen am See von Uri, in topographischer Hinsicht aber gleicht es den andern kleinen Städten an den Bocche, die sich alle an dem engsten Strande, auf einer Art kleinem Flußdelta, angesiedelt haben und sich sofort an das kahl und kraß aufsteigende Kalkgebirge anlehnen, auf dessen mittlerer Höhe stets ein kleines Fort, ein wahres Adlernest, die Wacht hält. In Cattaro wird diese Lage noch besonders dadurch begünstigt, daß sein Bergdreieck, dessen Spitze das Fort Giovanni bildet, im Norden von der Schlucht des Wildbachs Skurda, im Süden von einer andern Einsenkung begrenzt wird, schließlich oben gar noch durch eine Kluft von dem Bergmassiv Montenegros getrennt ist, sodaß man

es als einen gleichsam freistehenden Bergkegel ansehen darf.

Unmittelbar am Fuß dieses Kegels liegt das Städtchen Cattaro. Ich kenne seinen Umfang nicht den Maßen nach, aber soviel scheint mir doch anzunehmen, daß es ebenfalls den Platz im Diokletianspalast kaum ausfüllen möchte; zum großen Schmerz der Einwohner, welche diese Hauptstadt von ganz „österreichisch Albanien“ nicht bloß für eine schöne Stadt halten — wie ich es wiederholt gefragt worden bin —, sondern auch für eine große und reiche Stadt.

Sie ist von hohen Mauern umgeben, welche mich wieder an die des Diokletianspalastes erinnerten, diese vielleicht sogar zum Muster genommen haben — denn in Dalmatien läßt sich eine einzige architektonische Kette von der Römerzeit bis zur Gegenwart verfolgen —, und sie sind alle von einem reichen Pflanzengewebe übersponnen, das seinesgleichen sucht. Ihre militärische Bedeutung hat aufgehört, aber sie dienen weiter als eine reiche, male-
rische Dekoration, wie sie keine andere Stadt in Dalmatien besitzt.

Vor der Hauptmauer im Westen, wo sich auch der Haupteingang des Seetores befindet, hat sich im Laufe der Zeit, durch Aufschüttung, eine Riva gebildet, die nunmehr zum Hauptplatze von Cattaro geworden ist; wo sich am Abend das Publikum versammelt und, zumal wenn ein Dampfboot — die einzige Verbindung mit „Europa“ — erwartet wird, den ganzen mit Palmen und Agaven, auch einer Kaiserbüste, geschmückten Raum anfüllt. Hier fiel am 13. August 1860 Fürst Danilo II. dem

Racheakt eines Montenegriners zum Opfer. Hier befindet sich auch das Café Doimi, das einzige in Cattaro, viel besucht von den zahlreichen Offizieren der Garnison, welche um das „Biljar“ eine tiefe Furche in den Holzboden getreten haben, sodaß man über ein Loch sogar hat ein Brett nageln müssen. Die Wiener Zeitungen kommen dort aber erst nach fünf Tagen an; mittlerweile muß man sich mit dem Telegraphen begnügen.

Außer der von der Riva in die Stadt führenden Porta Marina, über welcher stets die Soldaten vom hohen Mauergange hinabblicken, besitzt die Stadt nur noch zwei: die Porta Fiumara im Norden und die Porta Gordicchio (Gordić) im Süden. Nach dem Berge zu ist die Stadt offen. Bei Tage ist jede Kommunikation frei — bergan jedoch nur bis zur Kirche der Madonna della Salute — am Abend dagegen werden alle Tore entweder ganz, oder doch für Wagen geschlossen; denn Cattaro ist eine starke Festung; auch fühlt man, oft von Schildwachen angerufen, auf Schritt und Tritt, daß man hier in einer Art Kriegszustand lebt. Die düstere Wetterwolke oben am Gebirge aber heißt: der „Schwarze Berg“.

Wandert man nördlich zum „Flußtor“ hinaus, so überrascht sofort eine durch einen Schlundbach getriebene Mühle. Auch weiterhin gibt es solche Quellen, welche wahrscheinlich nichts anderes sind als das Wasser des oben im Geröll des Gebirges versickernden Wildbachs Skurda.

Wir hatten in der Nacht einen starken Sturm mit Regen gehabt. Auch jetzt, am folgenden Vormittage,

kam er durch die Schlucht des Skurda mit gewaltigen zeitweisen Stößen herab, welche ich nur mit Mühe zu überwinden vermochte. Ob nicht einst ebenso die Kanonenkugeln von der nahen montenegrinischen Grenze oben hinab pfeifen werden? Zurzeit ist freilich daran nicht zu denken.

Auf dem Flußdelta des Skurda hat man einen schönen, von Maulbeerbäumen umgebenen Exerzierplatz angelegt, auch einen Garnisonsgarten. Am meisten interessiert uns aber wohl ein kleiner Platz, der alte Montenegriner-Markt, wo früher ausschließlich der Verkehr mit diesem gefährlichen Nachbar stattfand, nachdem die Leute zuvor ihre Waffen in einem besondern Hause abgelegt hatten. Ich hatte mehrere dieser uns so interessanten Leute schon am Abend vorher kennen gelernt. So einen sehr gebildeten Herrn, welcher auf dem Dampfboote sich halb als Europäer getragen und auch so benommen hatte. Bald nach der Ankunft fand ich ihn als — „Montenegriner“ wieder, mit blauen Hosen und langem, weißem Rock, darüber eine äußerst reiche Goldbrokat-Weste; auf dem Kopf aber die eigentümliche Studentenmütze (Cereviskappe), über die Schulter die Struka (Plaid) geworfen. Er gehörte zur montenegrinischen Aristokratie und kehrte — nun national umgekleidet — nach Hause zurück.

Weniger fein waren am Abend jene armen Weiber gekleidet (fast nur im langen weißen Hemd, mit schwarzer Brustschürze), welche in Sturm und Regen durch die tiefenden Gassen der Stadt liefen und ihre Waren in den Häusern — meist vergeblich — zum Verkaufe an-

boten; die einen ein Bündelchen Reiser, die andern ein paar Früchte, oder einen Truthahn im Arm, welcher in seiner hilflosen Nässe noch viel erbärmlicher aussah als seine Trägerin.

Und diese selben Frauen gingen vielleicht noch an demselben Abend die sechsundsechzig Windungen des Skurdaweges hinauf in ihre doppelt kalte, arme Heimat! Denn:

„Tief versteckten die Götter bis heut’

uns Menschen die Nahrung.“ (Hesiod.)

Aber die Männer zu schauen, diese Nichtstuer, welche oft zu Pferde sitzen, während ihre Weiber beladen neben ihnen hertrotten, immer aber herrlich gekleidet auftreten, das ist für das Auge eines Künstlers ein wahrer Hochgenuß. Es sind alles auffallend große und höchst elastische Gestalten, mit hohen Schultern, wie die alten Ägypter sie hatten, und mit einem ganz eigentümlichen Gange, wie wenn sie gewohnt wären auf den Fußspitzen zu gehen. (Manche unserer Militärs karikieren diesen Gang.) Und in der Tat sind sie von Jugend auf daran gewöhnt, da sie vorzugsweise auf den Spitzen und Kanten ihres Felsgesteins mehr laufen und springen als gehen.

Auch der Ausdruck ihres Gesichts, namentlich der Augen, ist ein ganz eigentümlicher. Ich mußte immer an junge Adler denken. So mögen die Griechen vor Troja ausgesehen haben. Dagegen unsere jungen Leute in den Städten mit den matten Augen und den tief herabhängenden Schultern!

Der Montenegriner hat — was man bei uns nur noch von den Pferden sagt — im höchsten Maße — Rasse.

Und das alles soll und — leider — wird er einst der europäischen Zivilisation zum Opfer bringen, vielleicht dem größten Moloch, welchen die Welt gesehen hat.

Wie auf der Nordseite Cattaros die Schlundquellen des Skurda-Wildbachs, so entspringt auf der Südseite vor dem Gordicchio-Tore, aber schon am Meere, neben der Stadtmauer, ein gleicher Quell, eine wahre Vrullia. Sein eigentlicher Ursprung ist unbekannt. Er schien mir zwei Zentren zu haben, von denen er immer aufwallt, wie die wachsende Vrullia des Schillerschen Tauchers. Immer stiegen mit den Wassern solche Schlammfetzen auf, wie sie sich im süßen Wasser zu bilden pflegen, deren botanische Untersuchung von großem Interesse wäre. Denn sind sie von Natur grün, so müssen sie sich notwendig unter dem Einflusse des Sonnenlichtes gebildet haben; man könnte also auch dem wahren Tagesursprunge des Schlundquells nachforschen. Mir fiel beim Anblick dieses ewig auffallenden Stromes ein, wie zutreffend die Norweger einen solchen Quell „et Opkommende“, d. h. „ein Aufkommendes“ nennen.

Die Stadt Cattaro besitzt außer diesen Naturerscheinungen nicht viel von Interesse. Was zuvörderst ihren Namen betrifft, so hat dieser mit dem griechischen katharein, reinigen, nichts zu tun, sondern kommt von dem slawischen Kotor her. Auch die Landschaft südlich von Zara heißt so. Ihres besondern Klimas will ich ebenfalls gedenken: im Winter kalt, bei nur fünf Stunden Sonnenschein, im Sommer so heiß, daß das Thermometer Réaumur bis 29 Grad im Schatten zeigt. Man erzählt, daß dann ein auf den nackten Fels ge-

legtes Ei von der Sonne in acht Minuten hart werde! Dieser innerste Busen verhält sich zum Adriatischen Meere wie das Rote Meer zum Indischen Ozean. Dort Stickluft, hier Meeresfrische.

Die Straßen der Stadt zeichnen sich durch große Sauberkeit aus. Von Gebäuden ist nur zu nennen: der Uhrturm, vor welchem ein römischer Altar und der Denkstein eines Mädchens und ihres Lehrers stehn, beides aus jener Zeit, da Cattaro noch Ascrivium hieß. Sonst sind römische Denkmäler hier sehr selten. Vor einiger Zeit entdeckte man jedoch die Halle eines alten römischen Tempels bei Perčanj, auf der Westseite der eigentlichen Bucht von Cattaro. Die Kathedrale, im Jahre 809 als Rundbau errichtet, wurde im elften Jahrhundert — vielleicht nach einem der auch hier häufigen Erdbeben — als dreischiffige Basilika umgebaut. Sie hat zwei, von der Kirche fast getrennte, oben abgestumpfte Türme. Zwischen beiden betritt man das Innere, dessen Hauptschiff je vier Pfeiler hat; zwischen je zwei Pfeilern aber steht eine, durch je einen Rundbogen mit diesen verbundene Säule. Die Säulen sind korinthisch und von verschiedenem Material gearbeitet, stammen wahrscheinlich also von einem antiken Tempel her, vielleicht von Salona oder Spalato.

Die Kirche bewahrt den Körper des heiligen Trifon, des Schutzheiligen der Stadt, und den Kopf des heiligen Grisogonus, des einstigen Schutzheiligen von Zara, dessen Körper im übrigen dort ruht. (Vergl. S. 71.)

Zu Ehren des heiligen Trifon veranstaltete einst die Bruderschaft der Marinerezza, zu welcher alle bocche-

sischen Seeleute gehörten, ein großes, acht Tage lang dauerndes Fest, welches am 3. Februar in einer kirchlichen Feier seinen Abschluß fand. Die Franzosen hoben es auf. Aber noch heute wiederholt man das Fest in vereinzelter Aufzügen mit den alten Trachten und Waffen. (Vergl. P. Thiard v. Laforest, *Die Bocche di Cattaro*. 1898.)

Das alte Dominikanerkloster ist jetzt Militärhospital. Die Kirche der Madonna della Salute besucht man der schönen Aussicht halber. Man zeigt weiter oberhalb, unter dem Fort San Giovanni, einen Fels, welcher, um nicht hinunter auf die Stadt zu stürzen, mit Eisenklammern an dem Bergmassiv befestigt sein soll.

Cattaro ladet den Fremden nicht zum Verweilen ein, es ist eine Durchgangsstation. Entweder macht man von hier noch den Ausflug nach Montenegro, oder nach Budua und Spizza, den letzten albanesischen Besitzungen Österreichs, oder man kehrt nach Norden zurück.

Sie gehört zu den langweiligsten und am wenigsten beliebten der österreichischen Garnisonstädte, und das, obwohl die Zahl der stehenden Truppen hier, sowie in Trinità, der Festung Gorazda (auf dem Wege nach Montenegro) und in den zahllosen Blockhäusern eine ganz ungewöhnlich große ist. Aber man befindet sich wie in einem Bergkerker, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Die Gasthäuser sind unbedeutender als in den kleinen Städten Galiziens (dem sonstigen Grauen des Militärs). Kaum erhält man soviel, um auch nur erträglich satt zu werden. Ein Offizier aß abends ein Steinhuhn;

ich fragte den Kellner, ob ich nicht auch eins erhalten könne? — „Nein, da müssen Sie es erst, wie der Offizier, auf dem Markte kaufen; wir würden es Ihnen dann zubereiten,“ lautete die Antwort.

Am Offizierstische im Gasthause, präsiert von der höchsten Offiziersgattin, herrschte das unerträgliche Schweigen der Langeweile. „Wovon könnte man auch in Cattaro sprechen!“ Kommt kein Dampfschiff, so dringen bloße Gerüchte zu den Ohren dieser Gesellschaft, welche im Banne der „kleinen Garnison“ steht.

„Es sollen ja ein paar Matrosen verunglückt sein,“ hörte ich an jenem Tische jemand äußern, „bei Lissa, oder bei Fiume!“

Sie meinten jene Unglücklichen bei Kurzola, von denen ich erzählt habe.

Ich war so dreist, mich in das Gespräch zu mischen und von dem Falle kurz zu berichten. Als ich mich sodann auf mein Zimmer begab, folgte mir sofort der Kellner mit dem Fremdenbuche, um meinen Namen zu erfahren.

Man hatte ihn natürlich geschickt.

So bleibt denn die einzige Rettung für alle diese Verbannten das Café Doimi mit seinen ausgetretenen Dielen, welche mittlerweile wohl durch neue ersetzt sind.

Ein Maibesuch in Montenegro.

Die Reise von Cattaro nach Cetinje, der Hauptstadt Montenegros, ist heutzutage nichts anderes als eine Spazierfahrt von fünf bis sechs Stunden. Früher konnte man nur auf halsbrechenden Pfaden dahin gelangen. Dann kam die österreichische Regierung und baute den Reitweg, welcher auf der Ostseite des Forts San Giovanni am Berge Prašiste in sechsundsechzig Kehren direkt zur Grenze aufsteigt und noch jetzt von den Montenegrinern vorzugsweise benutzt wird, wenn sie in ihren weißen Röcken nach Cattaro hinabsteigen. In neuerer Zeit hat die Regierung jene großartige Straße herstellen lassen, welche auf der Westseite des Forts San Giovanni sich in das Tal nach Süden hinzieht, um auf der ersten Paßhöhe sich vierfach zu teilen. Geradeaus geht es durch die üppigen Fluren der Schupa (župa) nach Budua und dem im Berliner Frieden neu erworbenen Spizza, links in scharfer Wendung hinauf nach Montenegro. Ein dritter Weg führt rechts, nördlich nach dem Fort Vermač, und endlich der vierte steigt auf zu dem mächtigen Fort Gorazda, das, nach neuem System angelegt, diese ganze Land-

schaft wie ein König beherrscht. Erwähne ich noch ein drittes Fort, Trinità, auf der ersten Paßhöhe selbst, so erkennt man leicht, daß die Regierung in der That alles nur Denkbare getan hat, um sich den unbequemen montenegrinischen Nachbar, der sehnstüchtig auf die gesegneten Fluren der Bocche hinabblickt, vom Leibe zu halten. Hätte man diese Forts schon im Jahre 1806 gehabt, so würden viele Dutzend Häuser in der Bocche und in Ragusa nicht in Trümmern liegen, wie noch jetzt; die von den Schwarzen Bergen hinabgestiegenen Montenegriner hätten nicht brandschatzen und nicht mit den Köpfen der Franzosen Kegel spielen können, wie sie es in Castellnuovo getan haben.

Unsere Straße ist bis zu der Paßsperre von Trinità schon in einer großen Reihe von Kehren hinaufgestiegen, durch schöne Vignen mit Feigenbäumen und durch Eichenwälder, auf deren Boden viele deutsche Waldblumen blühten. Das war nun für uns seit Girgenti in Sizilien eine einzige Fahrt gewesen in den Frühling hinein, diesen Frühling, der oben in Montenegro, wie es hieß, nur erst im Werden sei. Von Trinità biegt die Straße gleichsam rückwärts nach Cattaro zu, um an den Felsabhängen des Lovćen in unzähligen Windungen die genügende Höhe und oben in einer einzigen geraden Linie den montenegrinischen Bergsattel zu erreichen. Bei dieser Fahrt wird man wie in einem Ballon hinaufgetragen. Unmerklich, aber stetig steigen wir in die immer klarere und kühlere Alpenluft, durch Buschwald, über Schlünde und an Schafweiden vorbei, auch an einem Gendarmerieposten, in dessen ein paar Quadrat-

schuh großem Gärtchen eben der Salat ins Blatt schießt, und mit uns steigt die ganze ungeheure Gebirgswelt der Bocche auf. Unmittelbar unter uns versinkt der tiefblaue Fjord. Das große, nach Korfu abgehende Dampfboot, dessen Kapitän — von oben kommend, die Hände voll von Vergißmeinnicht und Blumen — uns unten im Walde das letzte Lebewohl gesagt hatte, gleitet nur noch wie eine Wasserspinne über den Meeresspiegel; selbst das mächtige Fort San Giovanni vermögen wir kaum noch zu unterscheiden; aber die Ferne, die schneebedeckte Gora Bianca, wie man hier den Orien nennt, die Höhen der Kriwoschie und der Herzogowina, die Kessel der Bocche im Westen und der unendliche Meereshorizont liegen landkartenartig vor uns ausgebreitet. Was früher Höhe war, der Vermac, das Fort Gorazda, geht fast mit der Ebene der Schupa zusammen. Unmittelbar über uns müßten wir den großen Laubwald schauen, der am Halse des Lovčén eine Art Bergmulde einnimmt, aber die Steilheit der Felsen gestattet keinen Blick zur Höhe. Und nun begannen die Nebel zu brauen und um die Bergmassen zu ziehen; oft waren wir mitten in der nassen Wolke und erblickten nichts als die feuchten, im Halblichte matt glänzenden Felskanten; dann zerriß der Nebel wieder und von unten leuchtete in satter Farbenpracht das wunderbare Fjordbild und das weite Adriatische Meer herauf. Aus den lichten Regionen einer Odyssee waren wir langsam hinaufgekommen zu dem grauen Nifheim der Edda, aus dem vollen Süden in den eisgrauen Norden.

Die Montenegriner Grenze, welche noch tief unter dem Gebirgskamm, weit unten auf der dalmatinischen Seite läuft und nur im Fahrwege selbst durch ein paar Marmorplatten bezeichnet ist, war bereits überschritten; die Straße steigt nicht mehr, sie zieht sich in einer geraden Linie an der Brust des Stirovnik (1759 m), des westlichsten Gipfels des Lovćen, hin, und folgt nur gelegentlich der Einbiegung einer Schlucht. Aus einer großen Felshöhle flatterten ein paar Bergtauben. Ein Häuschen für Wegeeinräumer, die kleinen Fenster stark vergittert, beherbergte bereits Montenegriner. Hier mündet auch jener Fuß- oder Reitweg, der östlich vom Fort San Giovanni von Cattaro unmittelbar zu der Felsenburg von Montenegro führt.

Weiter erschienen ein paar Häuser, ich glaube eine Zollstätte, an der wir unbefragt vorüberfahren; eine Kapelle unter noch ganz kahlen Eichen; ein paar Ackerflecken, darin die Roggensaaten grünlich schimmerte; auch wohl ein paar Menschen, die uns neugierig, doch keineswegs zudringlich anschauten, und ein Brunnen mit Frauen. So sieht es in den nördlichsten Gegenden Lapplands aus. Rechts oben aber erschienen die schneebedeckten Abhänge des Lovćen, dessen Schmelzwasser unten in Cattaro in Schlundquellen zutage tritt, und ich schaute mich unwillkürlich nach den Herden von Renttieren um, welche im höchsten Norden Europas gern auf solchen Schneefeldern rasten.

So kamen wir nach dem ersten Dorfe Montenegros, Njeguš (900 m), einem der höchstgelegenen in diesem Gebirgslande, welches der regierenden Herrscherfamilie den

Namen gegeben hat und die Wiege der montenegrinischen Freiheit ist. Nirgends anders als von Njeguš ist jene Bewegung ausgegangen, die schließlich zu der Bildung des Staates Montenegro geführt hat; und da in der Welt die Freiheit nur eine seltene Ausnahme ist, wollen wir diesem kleinen grauen Gebirgsdorfe, dessen Häuser der Farbe nach ganz mit den einschließenden Felswänden harmonieren und dessen Bewohner nun den rotbraunen, undankbaren Boden so tätig mit der Hacke bearbeiten, unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Ich beneide den Menschen nicht, der an den Stätten der Urschweiz oder an Covadonga in Asturien teilnahmlos oder gar lächelnd vorübergeht. Die Urschweizer lebten einst auch nicht nach humanitären Gesichtspunkten, und wie die Scharen der Kastilianer hausten, zeigen uns einfach die Romanzen des Cid. Die Grausamkeiten, deren sich die Montenegriner schuldig machten, kommen zum größten Teile auf Rechnung der Türken, vielleicht des wildesten und rohesten Volks, das je in die Länder Europas eingefallen ist. Sie waren es, die damals die Sitte des Kopfab Schneidens mitbrachten, ja zu einem System erhoben, und wer will es den Montenegrinern verübeln, wenn sie einfach von dem Vergeltungsrecht Gebrauch machten! Njeguš liegt teils auf dem westlichen, teils auf dem östlichen Rande eines einstigen Seebeckens, doch schon auf Felsboden; die Mitte, also der alte Seegrund (Polje), wird von unzähligen kleinen Feldern eingenommen. Man erblickt überall mit glatten Steinen gepflasterte Tennen (Guna). Häuser und Felsen, Äcker und Arbeiter, alles geht — was man

in der Malerei so nennt — zusammen. Gleich bei der Einfahrt hat man rechts ein elegantes Haus mit gestickten Fenstergardinen, die Wohnung eines Generals, und Montenegro hat deren sieben; links aber die Schule, vor welcher die Jugend soeben übte und sprang, daß es eine Freude war. Unsre Jugend in den großen Städten hat kaum noch eine solche Lust, mindestens keine Unbefangenheit mehr, um so wohler tat der Anblick dieser frischen, starken und bescheidenen Generation. Selbst auf den Feldern tanzten die Jungen gelegentlich den Kolo (Rundtanz) und die Alten sahen schmunzelnd von ihrer Arbeit auf.

Sonst ist das hier ein traurig Leben. Die meisten Häuser zeigen noch ganz den Typus der alten Strohhütte (kuća u slama), die nichts ist als ein roher Steinkasten, gedeckt mit treppenartig übereinander gelegtem Stroh. Eine solche Hütte lehnt sich meist mit der Hinterwand an einen Felsen, vorn hat sie nichts als eine Tür und vielleicht noch ein paar Schießscharten, selten ein kleines Fenster. Bei allen diesen Häuschen fehlt der Schornstein; und das ist hier so sehr die Regel, daß selbst die feineren Häuser in Cetinje wohl verschiedene eiserne Röhren haben, die beliebig aus Dach und Wänden aufsteigen, aber keinen Rauchfang. Der Montenegriner kocht, sitzt und schläft auf der ungepflasterten Erde. Mit ihm haust hier, was er besitzt: seine Hühner, sein Hund, sein Schwein. Die Bedürfnislosigkeit läßt sich kaum weiter treiben. Übrigens hat Njeguš eine gute Osterie, in deren oberem Stockwerk die Bildnisse des Fürsten Nikola und des

russischen Kaisers hängen, auch ein guter Öldruck der Madonna della Sedia. Wird einem Fußgänger der Weg nach Cetinje zu lang, so kann er hier in einem freundlichen Zimmer übernachten und erhält alles, was ein bescheidenes Herz verlangt. Die Wirtin, welche italienisch und sogar etwas deutsch redete, stammte aus Spalato und wohnte seit dreißig Jahren hier, unzufrieden, wie es schien, mit ihrem Lose, obwohl ihre Tochter mit dem Kutscher des Fürsten verheiratet ist. Man brachte uns allerlei schöne goldgestickte Kleidungsstücke, nicht bloß zur Ansicht, sondern auch zum Verkaufe: eine Struka (Plaid), ein seidenes Hemd, eine goldgestickte Jacke und eine Tasche (Torba, Torbica). Nach einer neueren Verordnung des Fürsten dürfen die Montenegriner, welche oft ihr kleines Ackerstück für ein paar Gulden verkauften, bloß um sich mit Gold zu schmücken, keine neuen goldgestickten Kleider mehr tragen; nur das Auftragen solcher alten Gewänder ist gestattet. Dem Fürsten von Montenegro ist noch möglich, was in unsern großen Kulturstaaten undenkbar: den Luxus einzuschränken. Dazu trägt seine patriarchalische Stellung bei, seine Gewandtheit und ehrliche Diplomatie, seine unmittelbare Verbindung mit dem Volke, aus dessen Mitte er seine Gemahlin gewählt hat, seine Leutseligkeit und aufrichtige Gesinnung. Vielleicht findet kein Fürst in Europa so unbedingten Gehorsam, wie dieser Herr der verrufenen Schwarzen Berge. Wenn er im Hochsommer, wo es selbst in Cetinje zu heiß wird, — im Winter wohnt er in der Villa Topolica, in dem milden Antivari — hierher nach Njeguš kommt, bezieht er eine

Villa, sein Geburtshaus, die nichts ist, als ein anständiges Bauernhaus, mit einem Garten, in welchem nichts wächst, als ein paar Alpenpflanzen; aber er lebt mit diesen Bauern und die Bauern leben mit ihm; er kennt einen jeden persönlich und reicht einem jeden ebenso die Hand, wie der gewaltige Präsident im „Weißen Hause“ seinen souveränen Wählern.

Diese Villa liegt schon in der östlichen Hälfte des Dorfes Njeguš, durch welche die Straße nach Cetinje führt, die erst noch ein zweites kleineres Seebecken umzieht (hier blühten die ersten Kirschbäume), und dann in großen Kehren zu dem Paß (ždrjelo) von Krivaš (1274 m) aufsteigt. Auf diesem Wege entfaltet sich die Bergkette des Lovčen in ganzer Pracht; sie gibt dem Talkessel von Njeguš einen entschiedenen Alpencharakter, den das übrige Montenegro selten hat, und bildet so einen eigenartigen Übergang von der großen Fjord-Szenerie um Cattaro zu der Karstlandschaft im Osten Montenegros. Je weiter nach oben, um so mehr ist der Lovčen bewaldet, bis sich zuletzt der Laubwald in den Schneefeldern der höchsten Spitzen verliert. Aber der Wald prangte bereits in dem schönsten Frühlingsgrün, während sein Boden noch ganz mit Schnee bedeckt war — ein höchst sonderbarer Anblick, den man im Norden und selbst in den Alpen nicht kennt, wo kein Wald sich früher belaubt, als bis der Schnee auf seinem Grunde geschmolzen ist.

Hat man die Paßhöhe erreicht, so tritt vor unsern Blick die eigentliche montenegrinische Karstlandschaft in weitester Ausdehnung, von Niksič im Norden bis da-

hin, wo eine bläuliche Fläche das Becken des Skutari-Sees im Süden anzeigt — ein Gebirgsbild, wie ich niemals etwas Ähnliches gesehn; das Ganze grau in grau, wüst und formlos hingelagert, tallos und ungegliedert, als hätte eine Riesenfaust einen Brei umgerührt und derselbe wäre plötzlich erstarrt. Vielleicht am besten paßt für dieses landschaftliche Ungeheuer noch der Vergleich mit einem der Lavaströme, wie man sie am Ätna sieht, oder mit einer isländischen „Hraun“, d. h. einem „geronnenen“ Feuerstrome, nur alles in tausendfacher Vergrößerung. Ich dachte auch an die Mondoberfläche, wie sie uns die Photographie zeigt. Und dieses Etwas, das wir kaum begreifen, nennt sich Montenegro! Zwischen den scharfkantigen Felswellen (skopce), auf denen zu gehen einem europäischen Fuße unmöglich wäre, wo nur der mit den Opanken bekleidete Fuß der Montenegriner einen flüchtigen Halt findet — denn seine Bewegung ist ja, wie schon bemerkt, mehr ein Springen, als ein Schreiten — wächst ein dürftiges Eichen-gestrüpp, das im ganzen doch nur wie ein grünlicher Schimmel auf einem Käse erscheint. Zuweilen leuchtet unser Blick aber förmlich vor Freude auf, wenn auf dem kahlen Gestein ein ganzes Beet unsres Vergißmeinnicht wächst, von so tiefem, sattem Blau und von einer Größe, wie wir es gar nicht kennen. Anderswo überrascht uns die *Primula veris* und jenes dunkelblaue Perlblümchen, das eine der ersten Zierden unsres Frühlingsgartens ist. Doch das alles wächst hier wild und von Natur. Was der Mensch in dieser Gebirgswüste bietet: Ackerfleckchen in einem Karsttrichter, hie und da eine strohgedeckte

Hütte, zuweilen eine Gruppe solcher, die man kaum ein Dorf nennen kann, kaum ein gepflanzter Baum oder Strauch, zuweilen eine Herde langwolliger Schafe, kein Wanderer, geschweige Reiter oder Wagen; alles stumm und trübe: in der That, Seltsameres schauten wir nie.

Von dem Krivaš-Passe aus verändert die Straße ihre bis dahin östliche Richtung und leitet nun nach Süden, immer fallend, zu dem großen, schönen Talkessel von Cetinje, der wiederum nichts anderes ist, als ein verlassenes Seebecken. Noch größer und fruchtbarer, so sagte mir ein Montenegriner, wären die Talbecken von Niksić und Podgorica, diese im Berliner Frieden (1878) neuerworbenen Städtchen. Und es ist schwer zu sagen, warum alle diese Becken — jetzt wahre Oasen in der Karstwüste — nicht noch immer Seen sind. Denn alle sind fest von Bergen umschlossen und ein Abfluß nirgends erkennbar. Sollte das Klima von Montenegro einst weit nasser gewesen sein, sodaß die Abzugslöcher (die man am Zirknitzer See Karloucen nennt) das Wasser nicht aufzunehmen vermochten? Waren es also einst Winterseen, wie die vielen Poljen in Dalmatien?

Man erblickt das langgestreckte Cetinje mit seinen roten Dächern, am Ende des Seebeckens im Süden, schon lange bevor man es erreicht. Am Nordende liegt das Dorf Baice inmitten hübscher Gärten und Felder. Wir passieren eine kleine Kirche mit ihren tief in den Felsboden gehauenen Gräbern, wahren Grabkammern, und durchfahren der Länge nach das alte Seebecken, dessen dürftiger Kalkboden nur eine mäßige Ernte von Roggen oder Gerste und Kartoffeln verspricht. Schnur-

gerade läuft die Straße bis zu den ersten Häusern der Stadt, und ebenso gerade schließt sich an sie die städtische Hauptstraße Katunska Ulica, auf beiden Seiten mit niedrigen Häusern besetzt, an denen nur hie und da das Wappen einer großen europäischen Macht (Österreich, England, Frankreich, Türkei) daran erinnert, daß wir uns in einer Haupt- und Residenzstadt befinden. Rechts, so erklärt der Kutscher, ist der Konak des Fürsten, links das neue Theater. Gerade am Ende der langen Straße und uns fast den Weg versperrend, steht das Hôtel, in welchem wir eine überraschend gute, ja fast luxuriöse Aufnahme finden.

Es gibt hier sogar ein zweites Hôtel mit dem verlockenden Schilde „Rheinwein“. Wenn man, am Fenster jenes Hôtels stehend, das ganze Städtchen mit einem Blick überschaut, hat man rechts das neue Mädchenpensionat, das auf Kosten der Kaiserin von Rußland gegründet ist, und das Post- und Telegraphenamt, dessen Beamte keine andere als die serbische Sprache verstehen. So geschieht die Unterhaltung, wenn wir nach einer „Otvoreno Pisma“ (Postkarte) fragen, mehr durch Pantomimen und einzelne deutsch-italienische Brocken als durch Sprechen. Die montenegrinische Korrespondenzkarte ist aber bei Briefmarkensammlern ein gesuchter Gegenstand und darum auch von uns in großer Zahl nach allen Weltgegenden hin abgesandt worden. Das Porto beträgt nach Österreich zwei Kreuzer, nach den übrigen Ländern des Weltpostvereins aber drei Kreuzer. In Montenegro rechnet man nach österreichischen Gulden und nimmt ebensogern die

papiernen als die silbernen, partizipiert also auch an den Kursschwankungen der Valuta. Eigene Münzen besitzt das Land nicht. Dagegen hat es die russische Zeitrechnung, bleibt also hinter der europäischen um zwölf Tage zurück.

Hinter der Post, die immer ein paar Stunden mittags geschlossen wird und dann auch nicht einmal einen Briefkasten offen hat, steht das seit Jahren im Bau begriffene Theater, vielleicht nicht das schönste, aber jedenfalls höchste Gebäude in Cetinje, das von einem Baumeister Slade in Spalato projektiert ist und außer den Theaterräumen noch ein Kasino und ein Museum enthält. Das erstere ist bereits in dem nördlichen Flügel eingerichtet, mit Billard und reich ausgestattetem Lesekabinett, doch findet der Fremde neben den vielen slawischen Zeitungen nur noch die „Neue Freie Presse“ und den Brüsseler „Nord“. Ein schöner alter Schrank wurde uns als ein Geschenk des Prinzen Arnulf von Bayern bezeichnet. In dem südlichen Flügel des Theaters werden die türkischen Fahnen, die abgeschnittenen illustren Türkenköpfe und andere Trophäen Unterkunft finden, vielleicht auch das gewaltige Marmorrelief mit dem venezianischen Löwen, das man als eine wertvolle historische Erinnerung von Antivari (das römische Antibarium) hierher gebracht hat. Die Bühne selbst und der Zuschauerraum sind nur provisorisch hergestellt, um die Akustik zu erproben und die Auf-führung von Dramen durch serbische Schauspieler aus Belgrad, welche gelegentlich hier gastieren, zu ermöglichen. Daß des Fürsten Nikola Schauspiel „Die Kaiserin des

Balkan“ hier vor einiger Zeit mit größtem Beifall über die Bühne gegangen, ist wohl bekannt. Wie es heißt, hat dieses Drama dem jugendlich empfänglichen Volke eine weite Perspektive eröffnen, vielleicht den Traum eines montenegrinischen Kaisertums vor die Seele führen sollen. Jedenfalls gibt es noch jetzt hier kein wirk-sameres Mittel, auf die Volksseele zu wirken, als die Poesie, welche bei allen jungen Völkern die Mutter der Tat war und ebenso die Helden erzeugt wie sie besingt. In Montenegro ist man noch „zugleich ein Sänger und ein Held“. Unser jugendlicher Wirt in Cetinje, der immer bewaffnet umherging, dichtet Gesänge für die „Montenegrinische Stimme“ (Glas Cernagorca), welche Dr. Lazar Gostić zweimal wöchentlich herausgibt, und tritt damit als dichterischer Kollege des Fürsten auf, welcher ebenfalls dieses Blatt benutzt, um seine Stimme vernehmen zu lassen. Die Beschäftigung mit den Musen entfremdet ihn nicht dem Volke, bringt ihn vielmehr erst in die rechte Harmonie mit der Volksseele und macht ihn im besten Sinne populär.

Wandert man auf der Theaterseite durch Cetinje weiter, so gelangt man zu einer kleinen griechischen Kirche, umgeben von Gräbern, die ganz in den Fels gehauen oder doch ausgemauert und mit einem schweren Steindeckel geschlossen sind. Das ist freilich eine alte orientalische Sitte, und wir wissen aus der Bibel, daß es einer bedeutenden Kraftanstrengung bedarf, um einen solchen Deckel an den beiden eisernen Ringen auf-zuheben. Jedes Denkmal besteht aus einer Art Pyra-mide mit einem griechischen Kreuze auf der Spitze. In

einer Art Blende steht der Name des Verstorbenen. Alle Inschriften lauten in serbischer Sprache, deren cyrillisches Alphabet uns Laien so viel Schlingen legt. Mitten unter diesen Denkmälern stoßen wir aber auch auf das einer deutschen Hofdame, Kathinka, Edle von Reisch, die am 13. Oktober 1855 hier beigesetzt ist.

Von einem nahen Hügel winkt ein einfaches Kriegerdenkmal, ein konischer Bau mit einem Steinkreuz, für im Jahre 1861 gefallene Cetinjer Bürger. Und wie es scheint, bedarf es solcher Monumente gerade hier. Nirgends, so sagte mir ein Eingeborner, ist die Erinnerung an die Vergangenheit so schwach, so getrübt, wie hier. Sobald eine siegreiche Četa, ein Krieg, nicht die Verewigung durch ein populäres Gedicht findet, entschwinden die Tatsachen der Erinnerung des Volkes so schnell, daß nach einer Generation kaum noch ein paar Spuren davon übrig bleiben. So weiß das Volk z. B. kaum noch etwas von dem „unglücklichen Kriege“ im Jahre 1853, als Omer Pascha ganz Montenegro siegreich durchzogen hatte und eben daran war, es durch Forts und Blockhäuser (wie es die Österreicher in der Krivošie getan) der Türkenherrschaft definitiv zu unterwerfen, als es nichts rettete als der Einspruch der damals so sehr gehaßten Wiener Regierung bei der Pforte. Geht es in zivilisierten Ländern doch kaum anders. Wenn unsre Erinnerung weiter in die Vergangenheit reicht, so verdanken wir dieses ausschließlich den Büchern und der Schulbildung. Es kommt in Montenegro freilich hinzu, daß es nie einen hervorragenden Helden gehabt hat nach Art Gustav Adolfs, des Alten Fritz oder

Napoleons; keinen einzelnen, an welchen sich die Phantasie geklammert hätte, wie an den halbmythischen serbischen „Königssohn“ (Kraljević) Marko, welcher trotz aller historischen Existenz doch nichts weiter ist als eine Inkarnation des den Winter bekämpfenden Frühlingsgottes. Wenn der norwegische Dichter Ibsen in dem Siegeszuge der Deutschen nach Paris nichts anderes erblickt als das rohe Walten der Volkskraft oder das Resultat einer raffinierten Kriegskunst und dagegen das Vorhandensein eines hervorragenden Helden vermißt, so schildert er damit zugleich alle Kriegserfolge der Montenegriner. Nicht jede große Tat hat ihren Helden. Er ist aber doppelt entbehrlich, wo das ganze Volk die Verkörperung eines solchen ist, wie es im deutschen Kriege gegen Frankreich der Fall war.

Das Kriegerdenkmal steht bereits am nördlichen Ende von Cetinje, wo die letzten Häuser sind; man überschaut von hier die Talebene, im Nordwesten geschlossen von dem Bergzuge des Lovćen, auf welchem die einsame Kapelle des heiligen Peter steht, das Ziel manches Ausfluges von Cetinje. Die große Hauptstraße trennt die Stadt gleichsam in zwei Teile: das nicht offizielle Cetinje im Osten mit ein paar Verkaufsläden, Barbierstuben und ähnlichem, und das offizielle im Westen, wo zuvörderst der Konak des Fürsten unsere Aufmerksamkeit schon deshalb auf sich zieht, weil ein paar Gardisten den Eingang mehr zieren als hüten. Wie wir erfuhren, bilden die ganze stehende Armee Montenegros die Perjanici, die „Federbuschträger“, d. h. die hundert Mann Garde, welche der Fürst auf Staatskosten

unterhält, große, kleidsame Gestalten, die sich mit dem Anstande von Rittern tragen. Will man verstehen, warum die Franzosen von einem „Sichtragen“ reden, so muß man nach Montenegro gehen. Vielleicht tut es der an die Felskanten gewöhnte springende Schritt; vielleicht sind es die ungewöhnlich breiten und hohen Schultern; in jedem Falle trägt zu der ebenso eleganten wie festen Haltung der Montenegriner das meiste bei ihr unerschütterliches Selbstvertrauen. Aber nicht geringer ist die Schnelligkeit und Elastizität ihrer Bewegungen. Wir sahen einem Spiele auf der Wiese vor dem fürstlichen Konak zu, an welchem vielleicht fünfzig Mann teilnahmen. Es setzte sich einer auf den Boden, während etwa vier oder fünf andere ihn umschwärmten und ihm mit einem Taschentuche, darin ein Ball eingebunden war (eine Art Plumpsack), Schläge beizubringen suchten. Dieses war aber nicht so einfach, indem der Sitzende von einem zweiten geschützt wurde, welcher — die Gegner mit den Augen des Luchses messend — ihn nach allen Seiten hin umsprang und teils den Sitzenden mit seinem Körper deckte, teils die Angreifer, gelegentlich selbst durch Fußtritte, abwehrte. Und an diesem so einfachen Spiel nahm man, sich abwechselnd, gleichsam mit ganzer Seele teil, lachte und scherzte und zeigte niemals auch nur den mindesten Ärger. Später machten dieselben Leute auf der Wiese, ohne Anlauf, Sprünge von so außerordentlicher Weite, daß ich fast Anstand nehme, das Maß von sechs bis sieben Metern anzugeben.

Vor dem Konak steht, von einem gemauerten Sitz umgeben, eine mächtige Ulme, unter welcher von jeher

der Fürst von Montenegro Recht sprach. Jetzt geschieht es unter einer Tanne im Garten des Konaks. Wie in Rußland, steht hier der Herrscher über den staatlichen Institutionen; er darf die Gerichtshöfe korrigieren und autokratisch in die — nach seiner Ansicht — verletzte Rechtspflege eingreifen. Für gewöhnlich sind es allerdings die Gerichtshöfe, welche das formelle Recht sprechen, zumal in Zivilsachen, wo die Findung des Rechtes ihre größeren Schwierigkeiten hat; aber der Fürst kann überall eintreten, wo es ihm gefällt. Wer das höchst auffallend findet, möge daran denken, wie vor hundert Jahren noch Friedrich der Große das Berliner Kammergericht behandelte. Natürlich ist der Fürst die letzte Instanz. Spricht er in einer Kapitalsache die Todesstrafe aus, so wird sie am folgenden Tage vollstreckt. Dieses geschieht durch Erschießen und Erhängen. Ersteres immer dann, wenn es sich um einen „bloßen“ Mord handelt; konkurriert noch ein anderes Verbrechen, zum Beispiel Raub, so ist die Strafe unnachsichtlich die entehrende des Erhängens. Die Vollstreckung erfolgt gewöhnlich am Wohnorte des Delinquenten und in Gegenwart möglichst vieler Personen, also an einem Markttage. Die Begnadigung „zu Pulver und Blei“ enthält in den Augen des Montenegriners eine wahre Strafmilderung. Als durchaus entehrend gilt die Prügelstrafe; der Geschlagene ist dauernd ehrlos, *aqua et igni interdictus*; gewöhnlich verläßt er nach der Exekution sofort die Heimat und geht zu seinen Gesinnungsgenossen nach Albanien.

Acht Tage vor unserer Anwesenheit in Cetinje war ein Mensch durch Erhängen hingerichtet worden, weil er sich wiederholt des Raubes schuldig gemacht hatte; er galt als unverbesserlich. „Europäisch“ Denkende sprachen von einer Manie, Unzurechnungsfähigkeit; aber das half ihm nichts, da seine Einsperrung auf Lebenszeit der Staatskasse zu teuer zu stehen gekommen wäre. So naiv urteilt man noch in Montenegro.

Ich will noch einen anderen Fall einer solchen naiven Rechtspflege erwähnen. Vor etwa einem Jahre las ich in österreichischen Zeitungen, daß ein Hofbeamter in Cetinje zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden sei, weil man in seinem Besitz peinliche Pasquille gefunden habe, die er gegen den Fürsten und dessen Familie hätte veröffentlichen wollen. Da die ungewöhnliche Höhe der Strafe mir schon damals auffiel, erkundigte ich mich nach dem Fall und erfuhr, daß der Gedachte der Unterschlagung von Gegenständen aus dem Museum verdächtig gewesen sei, und daß man bei einer Untersuchung seiner Effekten nur zufällig auch jene Pasquille gefunden habe, die offenbar zu einer Veröffentlichung in ausländischen Blättern bestimmt gewesen seien. Daraufhin sei er so hoch bestraft worden. Nun würde ein europäischer Jurist in dem bloßen Besitz von Pasquillen schwerlich jemals die Kriterien einer Majestätsbeleidigung gefunden haben, und darum nannte ich jene Rechtspflege naiv. Indessen kommt es ja überall auf das Gesetz, den Fall und den ganzen Akteninhalt an, und so möchte auch ich mich jedes Urteils enthalten. Übrigens erfuhr ich von kompetenter

Seite, daß die Begnadigung des Attentäters in Aussicht stehe.

Montenegro besitzt zurzeit bereits ein eigenes Kriminalgesetzbuch und einen Zivilkodex, welchen im wesentlichen W. Bogišić, früher Professor an der Universität in Odessa, verfaßt hat, wobei die Schaffung von technisch-juristischen Ausdrücken nicht geringe Mühe verursacht haben soll. Der Inhalt des Zivilgesetzbuches weicht in nicht wenigem von den Bestimmungen unsrer Gesetzbücher ab. So dürfen Fremde in Montenegro kein Grundeigentum erwerben, es sei denn, daß der Fürst es ihnen schenkt. Jeder Eigentümer muß sein Grundstück selbst bewirtschaften; Verpachtung ist ausgeschlossen. Festgehalten ist die Einheit und Gütergemeinschaft der Familie; doch hat diese nicht einzustehen für ausgewanderte und dann verarmte Mitglieder. Weitere Mitteilungen macht Professor W. Bogišić in seiner Broschüre: „*Quelques mots sur le principe et la méthode adoptés pour la confection du code civil de Monténégro.*“ Das Gesetzbuch ist seit dem 1./13. Juli 1888 in Kraft. Vor seiner Einführung hielt der Fürst an die um ihn versammelten Woiwoden des Landes eine Rede, in welcher er unter anderem sagte:

„Lange Zeit hindurch, durch nahezu fünf Jahrhunderte, konnte man mit Recht sagen, daß diese uns teuren Berge keine Gesetze brauchen. Für jeden Montenegriner gab es nur ein heiliges Gesetz: mit den Waffen in der Hand seine Freiheit, seine Unabhängigkeit und sein Vaterland verteidigen. Nun aber hat eine neue Periode unsres nationalen und politischen Lebens begonnen. Monte-

negro ist nicht mehr ein Kriegslager, sondern ein europäischer Staat, der Montenegriner ist nicht mehr bloß Soldat, sondern auch Bürger. Wir haben bis jetzt auch eine Rechtsprechung gehabt, aber dies war eine Rechtsprechung für den auf sich selbst zurückgezogenen, mit den Waffen in der Hand lebenden, in seine Felsen eingeschlossenen Montenegriner. Fortan aber brauchen wir eine Justiz für den Bürger, für den Handelsmann, für die mannigfaltigen kommerziellen Beziehungen mit dem Auslande. Wir müssen beweisen, daß wir geeignet sind, mitzuwirken an den friedlichen Aufgaben der Menschheit, und daß wir würdig sind, eine Gemeinschaft zu bilden mit den anderen zivilisierten Staaten und Völkern.“

Der große Ulmenbaum, von welchem ich sprach, steht zwischen dem Neuen und dem Alten Palast („Biljar“). Der letztere, mit seinen Ecktürmen ursprünglich wohl zur Verteidigung eingerichtet, enthält jetzt die Bureaus der verschiedenen Ministerien und Behörden, sowie die Staatsdruckerei. Das alte rote Gebäude repräsentiert nur notdürftig das staatliche Leben Montenegros, erfreut aber durch sein ehrwürdiges Alter. Etwas weiter, sich an die Felshöhe des Adlersteingebirges (Orlov Krš) anlehnend, erblicken wir das der heiligen Mutter Gottes geweihte Kloster, einst die Residenz der Vládiken von Montenegro, mit einem hohen Turm, genannt „Kula“, und mit einer kleinen Kirche, darin der Sarkophag des 1830 verstorbenen heiligen Peter Petrović, des Vaters der montenegrinischen Freiheit, Platz gefunden hat. Noch andere Mitglieder der Herrscherfamilie ruhen hier drinnen und außerhalb der Kirche in geweihter Erde; auf

einem Grabe liegt unter Glas ein kunstvoll gearbeiteter silberner Kranz, ein Geschenk des russischen Kaisers.

Ich muß gestehen, diese Stelle ist von großer Stille und Schönheit. Es trat ein hoher griechischer Geistlicher zu uns und reichte einem jeden die Hand, als wären wir alte Freunde, doch sprach er nur serbisch. Wir blickten über die Mauer, welche das Kloster nach außen abschließt, in die eigentliche Landschaft, in welcher die Kirsch- und Pflaumenbäume eben erst blühten und die roten Gewänder der montenegrinischen Soldaten in der Abendsonne wie Purpur leuchteten. Es ging etwas gleichsam Homerisches durch diese Natur.

Als wir wieder hinaustraten auf den freien Platz vor dem Kloster, fiel unser Blick rückwärts auf jenen runden, roh aufgemauerten Turm, welcher die öde Felshöhe oben krönt, die einstige Tabla, das heißt „Batterie“ Cetinjes, und damals vielfach geschmückt mit einem reichen Kranze von Türkenschädeln. Jetzt ruft seine Glocke zur Sonntagsandacht, was nicht ausschließt, daß sie seinerzeit auch als Sturmglocke geläutet werden könnte.

Der Fremde hat das Privileg, neugierig zu sein; so wanderten wir denn durch das offizielle Cetinje weiter, warfen einen Blick in den Marstall, woselbst uns acht Pferde (vier Schimmel und vier Rappen) sehr gut gefielen, und selbst in den Kuhstall, darin zwei ganz weiße Kälbchen versprachen Rinder des Helios zu werden. Plötzlich standen wir vor einer großen Zahl höchst merk- und fragwürdiger Gestalten, die auf einem freien Platze teils Boccia spielten, teils rauchten und sich sonst unterhielten. „Wo sind wir?“ — fragte meine Frau,

die sichtliches Wohlgefallen fand an den großen male-
rischen Gestalten. „Im Gefängnis,“ meinte ich. „Un-
möglich, es fehlt ja jede Mauer, jede Aufsicht!“ Aber
ein paar schwere Ketten, kolossale eiserne Ringe an
Händen und Fußgelenken ließen schließlich doch keinen
Zweifel übrig. Bald sehen wir uns umringt von viel-
leicht vierzig Männern, die sich uns bescheiden und
höflich näherten und sich gegenseitig aufforderten, uns
Platz zu machen. Die Boccia-Spieler hörten sofort in
ihrem Spiele auf. Aber welche seltsamen Physiogno-
mien, gemischt mit aufrichtiger Gutmütigkeit! Die
Brust eines Riesen war ganz mit Blut befleckt; ob von
Menschenblut? Vergebens redete ich die Leute ita-
lienisch an; endlich fand sich jemand, der diese Sprache
ein wenig verstand, und so erfuhr ich denn, daß alle
diese Leute hier wegen verschiedener Verbrechen saßen,
viele allerdings wegen Totschlags und Mordes. Die
Dauer der Strafe sei verschieden; manche seien selbst
zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt; nur selten
fände eine Abkürzung der Strafzeit durch Begnadi-
gung statt.

„Aber entflieht denn keiner?“ fragte ich mit einem
Blick auf das ganz nahe wilde Gebirge, das man in
drei Sprüngen erreichen konnte. Auch das wurde ver-
neint; der Fliehende werde doch wieder eingefangen,
härter bestraft, so bleibe man lieber hier und warte
seine Zeit ab. Auch gefalle es ihnen hier ganz gut.

Wovon leben denn die Gefangenen?

Sie erhalten vom Fürsten 25 Kreuzer den Tag, be-
sorgen sich alles Nötige persönlich vom Markte und be-

kleiden sich selbst. Im Notfalle gibt der Fürst auch Kleider.

„Was habt Ihr denn getan?“ fragte ich den Cicerone; „auch jemand ermordet?“

„O nein, ich habe nur mitgeholfen.“

Das sagte der Mann mit lächelnder Miene; denn, so bemerkte er, er werde bald freikommen, er habe nur noch drei Monate zu verbüßen.

Ich besah die dürftigen Zellen der Gefangenen, in denen immer eine Zahl auf einer Art von Pritsche übereinander schläft. Auf dem Fußboden brannte ein dürftiges Feuer, darüber hing ein kleiner Kessel mit dem Abendbrote der Leute. Sie beköstigen sich mit den täglichen Alimenten ganz gut, und wer ein wenig hungern kann, kauft sich dafür noch Tabak, welcher übrigens in Montenegro vortrefflich gedeiht und in Menge über die österreichische Grenze geschmuggelt wird.

Wir verließen dieses fidele, in seiner Art einzige Gefängnis (Zatvor) und erlebten eine neue Überraschung, als wir, vor einem kleinen, saubern Häuschen stehend, zum Eintreten aufgefordert und mit gutem Branntwein und Apfelsinenschnitzen bewirtet wurden. Die Frau zeigte uns alle ihre Herrlichkeiten: Photographien, Öldruckbilder, englische Töpfe, auch einen deutschen mit der Inschrift: „Zur Erinnerung“. Die ganze Verwandtschaft versammelte sich um uns, herrliche Frauengestalten, wie sie Žverina malt, Riesenjungfrauen, die nach Art der nordischen Brunhild Steine schleudern oder auf die Feinde wälzen könnten. Leider gab es hier keinen Dolmetsch („Dalmater“), und so bestand

unser ganzer Dank in freundlichen Blicken und in einem starken Händedruck.

Auch das sollte nicht das letzte Erlebnis dieses reichen Tages sein! Als ich schließlich auf dem Marktplatz von einer Verkäuferin, die weder schön, noch eine Brunhild war, ein Glas Wein forderte, wollte dieselbe keine Bezahlung annehmen, weil ich ein Fremder und ein Gast wäre. Dagegen war es gestattet, die ringsum stehenden Leute mit Wein zu bewirten und dafür zu bezahlen.

Der Fremde unterläßt es kaum, auf der neuen Fahrstraße nach Rijeka, von wo man weiter auf dem Flusse gleichen Namens („Regen“ bei Regensburg) in den Scutari-See gelangen kann, etwa eine halbe Stunde weit bis zu der Höhe aufzusteigen, von der man in den tiefen Talkessel im Süden und darüber hinaus auf den großen See blickt, welchen die „Prokleti Gora“ im Osten begrenzen. Es sind die „verfluchten“ Berge, die schneebedeckten Alpen Albaniens, mit der Sara (2207 m), wohin zu gelangen nur wenigen Fremden vergönnt ist. Galt zur Zeit doch selbst der Süden Montenegros für unsicher — angeblich wegen der Nähe Albaniens, von wo, nach diesseitiger Auffassung, nichts als Böses kommt, während die Albanesen umgekehrt die Montenegriner anklagen. Doch darüber wird wohl noch lange *sub judice* lis sein, geradeso wie an andern Grenzen, z. B. der preußisch-russischen, wo man sich auch gegenseitig beschuldigt.

Von der Höhe, der Granica („Grenze“), auch Belvedere genannt (720 m), zwischen den einstigen feind-

lichen Nahien Cetinje und Rjeka, erblickt man gerade den Teil des Scutari-Sees, welcher durch die Zuflüsse der Rjeka und Morača ganz versumpft ist und an todbringender Fieberluft leidet. Gerade hier sind drei Inseln, darunter, auf Germogur, die zweite Strafanstalt Montenegros, ein anderes Cayenne, welches man ja wohl eine trockene Guillotine genannt hat. Die Gefangenen sollen denn auch hier, umgekehrt wie in Cetinje, an nichts als an Flucht denken. Vor einiger Zeit hatten mehrere die Wachen überrumpelt und gebunden und waren über den See ans Ufer geschwommen; einige herzegowinische Flüchtlinge hatten sodann einen Einfall in österreichisches Gebiet unternommen, waren aber beim Angriff auf den ersten Gendarmerieposten teils getötet, teils gefangen genommen worden. Wer weiß, ob im Falle des Gelingens nicht der Funke einen Brand entzündet und das „bischen Herzegowina“ wieder ganz Europa mindestens erschreckt haben möchte. Als Kronprinz Rudolf im Juni 1888 jenen Posten besuchte, wurde er bei einem Frühstück von eben denselben Leuten bedient, welche den Anführer jener Bande, einen gewissen Milutin Illić, erschossen hatten.

In Germogur schmachtete auch jener Pasquillant, von welchem ich früher gesprochen. Man möchte aber doch fragen: warum schickt die montenegrinische Regierung ihre Verurteilten gerade in jene tödliche Fieberluft? Stellt man den Gedanken der Humanität in den Vordergrund, so sei man nach allen Seiten hin human.

An unserem Wege tauchte plötzlich — denn rechts und links gab es nichts als eine Fels- und Waldwüste — ein junger Mensch auf, in einer Kleidung, welche ihn als einen Albanesen verriet. Er gesellte sich zu uns und versuchte uns den Rückweg durch allerlei Erzählungen zu verkürzen, wobei er sich als ein vielgewandter, abenteuerlicher Gesell darstellte, der sozusagen über alles hinweg war. Ihm auszuweichen war unmöglich. So beschloß ich denn, wie ich es stets in ähnlichen Fällen gehalten habe, ihm mit vollkommener Unbefangenheit zu begegnen. Er war, wie er erzählte, wirklich ein Albanese, hatte aber flüchten müssen und wanderte nun in die Weite, um womöglich in Italien, wo so viele von seinen Landsleuten hausten, sein Glück zu versuchen. Er sprach fertig italienisch und verriet sich in jedem Zuge als ein fahrender Odysseus schlimmster Sorte.

Als wir zu einer Stelle kamen, wo auf der Straße sich eine große Blutlache erkennen ließ, lachte er grimmig und erzählte, hier hätten vor ein paar Tagen zwei Montenegriner einem Türken, den sie begleitet, den Hals abgeschnitten.

Erst bei einem Steinbruch, in welchem Leute arbeiteten, fühlten wir uns vor diesem Menschen sicher. Da er Miene machte, sich zu entfernen, bot ich ihm etwas Geld an, er dankte jedoch und nahm es erst an, als ich hinzufügte, es wäre ja nur zu Tabak. Auch die Gefangenen im Gefängnis hatten eine Gabe, unter diesem Titel angeboten, nicht verschmäht.

Man bietet hier Geld zu Tabak an, wie bei uns eine Prise Schnupftabak.

Die Ermordung des Türken wurde uns in Cetinje bestätigt. Denn was man auch sagen mag, einem Sohne der Schwarzen Berge zuckt noch immer die Hand, wenn er einen Türken anschaut, nach dem Handjar, dem Dolchmesser.

Aber die montenegrinische Justiz, speziell der Fürst, erkennen hier keine mildernden Umstände mehr an, wie es wohl in früheren Jahren der Fall gewesen wäre; ein solcher Mörder wird rettungslos hingerichtet. Dasselbe gilt von der Blutrache, welche in einzelnen Fällen noch immer vorkommt, denn „sich nicht heiligen“ ist und bleibt eine Schande. Der Rächer ist vor dem Gesetz nichts als ein Mörder. Freilich hat das Leben hier noch immer einen sehr geringen Wert, und man setzt es jeden Augenblick, oft sinnlos, aufs Spiel, wie das eben Barbarenart ist. Zeichnet sich zum Beispiel jemand in einem Dorfe durch Mut und Kraft aus, so tritt wohl gelegentlich ein anderer an ihn heran und fragt: hältst du dich für besser als mich? Erwidert jener: ja, so knallen in demselben Augenblick auch schon beider Revolver. Eine große Beleidigung, namentlich in Serbien, enthält der Ausdruck Kuckuck (Kukavica), weil dieser Vogel, so sagte man mir, nur von sich selber spreche, sich selten sehen lasse und immer scheu verkrieche.

Aber als noch weit schlimmer gilt in Montenegro das Schimpfwort Ziege (Kozza). Hier gibt es nur eine Sühne durch Blut.

Beleidigungen zwischen Offizieren werden meist durch ein Schiedsgericht erledigt. Aber noch häufiger schießt man den Gegner einfach nieder.

Hiemit schließe ich meinen Maibesuch in Montenegro. Alles in allem genommen, gehört er zu dem interessantesten, was ich je gesehen und erlebt habe.

~~UNIVERSITÀ DI TRIESTE~~
~~BIBLIOTECA GENERALE~~

~~24229~~

UNIVERSITÀ DI TRIESTE
BIBLIOTECA GENERALE

B. G./

16315

Im Verlage von B. Elischer Nachfolger in Leipzig
erschieden ferner von

L. Passarge:

Sommerfahrten in Norwegen.

Reise-Erinnerungen, Natur- und Kulturstudien.

3., neu durchgesehene Auflage.

(Die erste Auflage erschien unter dem Titel: Drei Sommer
in Norwegen.)

2 Bände. Preis Mk. 8,—, eleg. geb. Mk. 10,—.

„... Passarges Reiseschriften vereinigen Gründlichkeit und reizvolle Darstellung. Die norwegischen Sommerfahrten sind wie kein zweites Werk geeignet, den vielen Reisenden, die an Norwegens fjordreicher Küste bis zum Nordkap fahren, eine Ergänzung und Vertiefung zu dem gewöhnlichen Reiseführer zu bieten.“

Globus.

Aus dem heutigen Spanien und Portugal.

Reisebriefe. 1884.

2 Bände. Preis Mk. 8,—, eleg. geb. Mk. 10,—.

Ein ostpreußisches Jugendleben.

Erinnerungen und Kulturbilder.

1903. Preis Mk. 3,—.

Henrik Ibsen.

Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen
Nationalliteratur.

Mit dem Porträt und Faksimile Ibsens.

1882. Preis Mk. 3,— geb. Mk. 4,—.

Baltische Novellen.

Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Norwegische Balladen.

Übertragen und erläutert von L. Passarge.

Preis geb. Mk. 3,—.

Henrik Ibsen, Peer Gynt.

Ein dramatisches Gedicht. Übersetzt von L. Passarge.

Preis Mk. 4,80.

Im Verlage von **B. Elischer Nachfolger** in **Leipzig**
erschienen von:

Wilhelm Jensen:

Die Pfeifer vom Dusenbach. Eine Geschichte aus dem Elsaß. 4. Auflage. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichten-Zyklus. 3. Auflage. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Am Ausgang des Reiches. Roman. 3. Auflage. Geh. Mk. 6,—, geb. Mk. 7,—.

Nirwana. Ein Buch aus der Geschichte Frankreichs. 2 Bände. 3. Auflage. Geh. Mk. 10,—, geb. Mk. 12,—.

Die Rosen von Hildesheim. Roman aus der Stauferzeit. 2 Bände. Geh. Mk. 8,—, geb. Mk. 9,—.

In der Fremde. Roman in 2 Büchern. 4. Auflage. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Runensteine. Ein Roman. 4. Auflage. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Luv und lee. Roman. 2. Auflage. Geh. Mk. 6,—, geb. Mk. 7,—.

Chiemgau-Novellen. 2. Auflage. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Mit dem Porträt des Dichters. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Wilhelm Jensens Porträt in Lichtdruck. Mk. 1,—.

Im Verlage von B. Elischer Nachfolger in Leipzig
erschienen von

Kurd Laßwitz:

Auf zwei Planeten.

Roman in zwei Büchern.

2 Bände. 6. Tausend. Mk. 8,—, geb. Mk. 10,—.

INHALT: Am Nordpol — Das Geheimnis des Nordpols — Die Bewohner des Mars — Die Herren des Weltraumes — Martier und Menschen — 6356 Kilometer über dem Nordpol — Der Kampf mit dem Luftschiff — Auf dem Mars — Fünfhundert Milliarden Steuern — Das Protektorat über die Erde — Martierinnen in Berlin — Die Befreiung der Erde — Weltfrieden.

„... Eins der originellsten und interessantesten literarischen Erzeugnisse der jüngsten Zeit ... Vom ersten Augenblick an, wo die Erdensöhne mit den Fremdlingen am Pol zusammentreffen, bis zur schließlichen Besitzergreifung der Erde durch die sittlich und kulturell überlegenen Martier häuft sich Wunder auf Wunder, erschließt sich eine Märchenwelt, in der doch alles mit natürlichen Dingen zuzugehen und sich wie notwendig zu entwickeln scheint ...“

Universum.

Seifenblasen.

Moderne Märchen.

4. Tausend. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

„... Es steckt ein so reicher Schatz von treuer Naturbeobachtung, intimer Menschenkenntnis, gründlicher Lebensweisheit, tüchtiger Wissenschaft und echter Poesie darin, daß wir eher von goldenen Äpfeln in silbernen Schalen als von Seifenblasen reden möchten ...“

Neues Wiener Tageblatt.

Wirklichkeiten.

Beiträge zum Weltverständnis.

2., durchgesehene Auflage. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

„... Das Buch ist jedem Gebildeten zu empfehlen, der gediegene philosophische Überzeugungen in einer geistvollen gemeinverständlichen Form kennen lernen will.“

Literarisches Zentralblatt.

„... Die Wirklichkeiten gehören unter die Erbbücher der gebildeten Deutschen.“

Berliner Tageblatt.

Religion und Naturwissenschaft.

Ein Vortrag.

3. Tausend. Mk. —,60.

Als Naturforscher von Fach weist Kurd Laßwitz nach, daß Religion und Naturwissenschaft sich keineswegs ausschließen.

„... Wahrlich, hier sind hohe Gedanken und ein reines tief religiöses Herz beisammen. ... Es ist alles tapfer und sehr schön.“

Leipziger Tageblatt.

Passarge,
Dalmatien
und
Montenegro

BIB. GENERALE
UNIV. TS
1 / 18 . / A
0017

N. INV. : BGA

16315